Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

III. Band.

Wien 1861.
Franz Leo's Verlags-Expedition.

Börse und Leben.

Roman

von

August Schrader.

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

III. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/drfeundlebenorig121schr

RBR
Jantz
#203
bd.3

Erstes Kapitel.

Verhandlungen.

Wir erinnern den Leser daran, daß sich Markus, der Justizrath und Emil von Sydow auf Elsborn befanden. Der Baron Andreas hatte die Wahl zwischen dem Schuldgefängnisse und dem Verkaufe seines Gutes. Das Eine war ihm so fürchterlich als das Andere. Schon früh am Morgen, nach der Ankunft der Gäste beriethen sich die Brüder. Emil drang auf den Verkauf, um der peinlichen Situation ein Ende zu machen.

„Was bietet Dir der Justizrath?" fragte er.

„Ich habe die Unterhandlungen mit ihm noch nicht eröffnet."

„Gib der Eisenbahn-Kompagnie den Vorzug, sie bietet ohne Zweifel die höchste Summe."

„Damit sie meine mühsam erschaffenen Anlagen zerstöre," rief Andreas in großer Aufregung. „Der Justizrath sucht ein Gut für seine Mündel — —"

„Der Justizrath ist ein Spekulant, ein Geldmann — die Kompagnie wird von ihm kaufen und der Unterhändler macht einen bedeutenden Gewinn, den Du selbst brauchen kannst."

„So schaffe einen anderen Käufer."

Levi Markus ward gerufen. Man verlangte von ihm die Beschaffung von hunderttausend Thalern, die als Hypothek auf dem von Schulden frei gemachten Gute stehen bleiben sollten. Auf diese Weise hoffte man den Verkauf zu umgehen.

„Hypothek?" murmelte der Jude. „Das wird schwer halten, wenn es nicht geradezu unmöglich ist. Für einen guten Käufer werde ich sorgen."

„Wer ist dieser Käufer?"

„Ich selbst bin es!" war die Antwort.

Baron Emil brach in ein lautes Lachen aus.

„Lassen wir den Scherz," fügte er dann hinzu, „die Sache ist ernst. Sagten Sie nicht, Herr Markus! daß Sie Geld beschaffen wollten?"

„Allerdings; aber ich habe nachgedacht und gefunden, daß es verlorene Mühe ist."

„So!" rief Emil. „Als Käufer müssen Sie jedoch Geld haben?"

„Natürlich!" antwortete der Jude mit Suffisance.

„Und leihen wollen Sie nicht?"

„Weil ich nicht kann."

„Man bietet Ihnen ein bedeutendes Honorar, wenn Sie uns dienen."

„Ich diene Ihnen, indem ich kaufe."

„Aber der Justizrath hat sich auch als Käufer gemeldet."

„Der Justizrath?" fragte Markus überrascht.

„Sie hören es, mein Freund!"

Der Jude murmelte einige unverständliche Worte.

„Der Meistbietende hat den Vorzug," sagte Baron Emil. „Ich begreife Sie, Verehrtester! Sie wollen von unserer Verlegenheit Vortheil ziehen. Jetzt ändert sich die Situation, da Sie einen Konkurrenten haben. Ein Jude bleibt doch stets ein Jude! Warum haben Sie mir gestern nicht gleich Ihre Absicht unumwunden mitgetheilt?"

„Ich bin Kaufmann, mein Herr Baron!"

„Gut, so bleiben Sie Kaufmann. Geben Sie in einer Stunde Ihr Gebot ab."

Markus zog sich zurück. Die beiden Brüder waren allein. Andreas schien von dem Gespräche nicht viel gehört zu haben, er saß in trübem Nachsinnen auf seinem Lehnstuhle.

„Andreas!"

„Emil?"

„Der Verkauf ist unvermeidlich. Sei vernünftig und füge Dich. Willst Du mir das Arrangement überlassen?"

„Unter der Bedingung, daß die Eisenbahn-Kompagnie ausgeschlossen bleibt."

Emil schüttelte den Kopf über diese Grille seines Bruders.

„Wie thöricht!" rief er aus. „Wenn Du der Besitzer von Elsborn nicht mehr bist, so kann es Dir gleich sein, was mit dem Gute geschieht. Die Hauptsache ist, daß wir vortheilhaft verkaufen, damit Dir ein erklecklicher Ueberschuß bleibe."

Der Gutsherr sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit sichtlicher Anstrengung:

„Gib mir bis morgen Frist; morgen werde ich Dir meinen festen Entschluß mittheilen."

„Das hängt von dem Justizrathe ab."

„Wie?"

„Er hat die verhängnißvollen Wechsel in Händen."

„So suche ihn zu bestimmen."

Emil ging zu dem Justizrathe.

„Ich bin Ihr Gast, Herr Baron!" war die höflich ertheilte Antwort auf den Antrag; „ich glaube es mit meiner Pflicht vereinbaren zu können, wenn ich dem Wunsche Ihres Herrn Bruders nachkomme. Uebrigens sehen Sie mich bereit, Alles zur gütlichen Ausgleichung der Sache beizutragen. Es würde mich schmerzen, als Rechtsanwalt einschreiten zu müssen."

Markus verabschiedete sich unter dem Vorwande, daß er einen Spaziergang durch die Umgegend machen

wolle; er würde aber Abends zurückkehren, fügte er hinzu, wenn man ihm für die nächste Nacht gastliche Aufnahme gewähren wolle.

„Schlafen Sie unter dem Dache, das vielleicht bald das Ihrige ist!" antwortete Baron Emil ironisch.

„Tritt dieser Fall ein, so werden Sie sich über mich nicht zu beklagen haben," versicherte der Jude mit einem verbindlichen Lächeln.

Markus verließ, wie ein Spaziergänger gekleidet, daß Schloß. Ein Arbeiter des Gutsherrn begegnete ihm.

„Wo liegt die Moorschenke, mein Freund?" fragte er ihn.

Der Bauer zeigte nach der Gegend und beschrieb den Weg dorthin sehr genau.

„Wie weit ist es bis zu der Schenke?" fragte Levi.

„Auf dem Wege, den ich Ihnen angedeutet habe, können Sie in einer Stunde bei der Schenke sein."

Der Jude schritt rüstig aus. Nach einer Stunde betrat er das Gastzimmer der Schenke. Ein einziger Gast befand sich in dem verräucherten Raume, und dieser Gast, ein wohlgekleideter Mann von vierzig und einigen Jahren, schien auf den Ankommenden gewartet zu haben.

„Endlich!" rief er, als der Jude eintrat.

„Welch' eine entsetzliche Luft weht hier!" rief Markus mit aristokratischem Widerwillen. „Sie ist zum Ersticken."

„Ich bewohne ein Zimmer im ersten Stock," sagte der Fremde. „Damit Sie mich gleich antreffen sollten, habe ich mich hier aufgehalten. Folgen Sie mir."

Beide Männer stiegen die Treppe hinan und betraten ein bäuerisch eingerichtetes Zimmer, dessen geöffnete Fenster eine schöne Aussicht nach dem Walde boten. Die Männer setzten sich an den Tisch, der zwischen den beiden Fenstern unter einem alten Spiegel stand.

„Die Zeit ist mir lang geworden," sagte der Fremde. „Man ist in diesem Neste auf sich allein angewiesen, und die Bauern sind tölpisch und dumm wie das liebe Vieh."

„Ich bedauere, daß ich nicht früher abkommen konnte," sagte Markus.

„Was für Nachrichten bringen Sie?"

„Ich glaube gute."

„Sie glauben es?"

„Der Baron ist gezwungen, zu verkaufen."

„Vortrefflich; aber —?"

„Wir haben einen Konkurrenten."

„Wen?" fragte rasch der Fremde.

„Den Justizrath Ernst aus Köln."

„Das ist bedenklich. Der Mann ist reich, und sollte ihm Kasse fehlen, so hilft der Banquier Kaiser."

Markus erzählte umständlich, was ihm seit seiner Abreise von Köln begegnet war, und schloß mit der Schilderung der Zustände auf Elsborn.

„Morgen Früh also wird die Sache entschieden?“ fragte der Fremde.

„Ja. Um zu reussiren, müssen wir den Justizrath überbieten und sofort Zahlung leisten, da es sich um die Einlösung von Wechsel handelt, die der Justizrath in Händen hat.“

„Was ist zu thun?“

„Ich habe auf dem Wege hieher darüber nachgedacht.“

„Und das Resultat?“

„Der Baron entäußert sich nur gezwungen seines Besitzthums, und der Justizrath zwingt ihn durch seine Wechsel. Demnach wäre folgerichtig der erste unserer Schritte der, daß wir den Rechtsanwalt beseitigen und die Wechsel kaufen. Dann befindet sich der Baron in unserer Gewalt, und der Konkurrent ist beseitigt, wenn er uns nicht überbieten will.“

„Wie hoch beläuft sich die Summe der Wechsel?“

„Siebzig bis achtzigtausend Thaler. Ich habe zwar dem Baron die Hoffnung auf eine Anleihe abgeschnitten, um die Sache bis zum Eclat zu treiben und da ich Ihre Ansicht nicht kannte; jedenfalls aber werden wir wohl thun, die Wechsel zu kaufen.“

„So kaufen Sie; hier sind achtzigtausend Thaler.“

Der Fremde zog ein Taschenbuch hervor, das mit Banknoten und Staatspapieren gefüllt war; er zählte die genannte Summe davon ab, und gab sie dem Juden,

„Vergessen Sie nicht," fügte er hinzu, „die Wechselschuld als Hypothek auf das Gut umtragen zu lassen und die Prolongation auf drei Monate zu stellen."

„Gut, nun erscheine ich dem Baron als ein Retter in der Noth, während er, ohne es zu wissen, in unsere Hände fällt. Aber da fällt mir ein . . ."

„Was?" fragte der Fremde.

„Der Justizrath macht Börsengeschäfte — wenn er nun, um uns von dem Handel fern zu halten, dem Baron Nachsicht schenkte, wenn er ihn ferner nicht zwänge, Geld zu beschaffen?"

„Dann müßten wir den Justizrath zwingen."

„Aber wie?"

„Dadurch, daß Sie ihm dieses Billet überreichen."

Der Fremde riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche und schrieb mit dem Bleistifte einige Zeilen darauf. Dann faltete und siegelte er das Papier mit einer Oblate, die er ebenfalls aus dem Taschenbuche zog. Er gab dem Juden das Briefchen mit den Worten:

„Machen Sie Gebrauch davon, wenn der Justizrath erklärt hat, daß er dem Baron Frist schenkt."

„Sie haben die Adresse vergessen."

„Deren bedarf es nicht. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie nur im äußersten Nothfalle davon Gebrauch machen; tritt der Fall nicht ein, so geben Sie mir das Papier zurück. Ich erwarte Sie morgen in diesem Wirthshause."

Dies war ungefähr der Hauptinhalt des Gespräches, das die beiden Männer, die sich unbelauscht wähnten, ziemlich laut geführt hatten. Und wer sollte sie auch belauschen, da sich in dem Zimmer kein Versteck für einen Lauscher befand? Es war weder ein Alkoven, noch die Thüre eines Nebenzimmers, noch ein Vorhang vorhanden. Wenn sie gesehen hätten, daß sich dicht neben dem offenen Fenster das eines anderen Zimmers befand, in welchem eine junge Dame lag, die mit der gespanntesten Aufmerksamkeit das ganze Gespräch Wort für Wort anhörte, und bald ironisch lächelte, bald ein ärgerliches Gesicht machte! Was würde Herr Markus gesagt haben, wenn er in dieser jungen Dame die Doppelgängerin der Nachbarin seiner Mutter erkannt hätte.

„Ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht!" flüsterte sie. „Der arme Baron soll nicht in Eure Schurkenhände fallen, und wenn Ihr mit einer Million ausgerüstet wäret."

Als Markus mit einer brennenden Zigarre an das Fenster trat, und laut die Landschaft bewunderte, zog sie sich rasch zurück und verschwand in dem Zimmer. Sie brauchte ja nicht mehr zu wissen.

Der Jude kam gegen Abend allein und ermüdet nach Elsborn zurück.

Andreas von Sydow hatte den ganzen Tag in seinem Zimmer verbracht, während Emil mit dem Justizrathe eine kleine Jagdpartie gemacht.

Nach dem Abendessen, als beide allein waren, fragte Emil den Bruder:

„Hast Du einen Entschluß gefaßt?"

„Nein!" war die kalt und kurz ertheilte Antwort.

„Du machst Dir zu viel Sorgen, Bruder! gib das Gut hin, das Du Dir nicht erhalten kannst, und lebe künftig heiter und gemüthlich als schlichter Privatmann. Der Justizrath meint es gut mit Dir, er will nicht, daß Du zu kurz kommst. Aber er muß als redlicher Rechtsanwalt seine Pflichten gegen diejenigen erfüllen, die ihm ihr Vertrauen geschenkt haben. Entschließe Dich, Bruder! damit wir den hinterlistigen Juden aus dem Hause jagen können, der offenbar eine zweideutige Rolle spielt."

„Morgen! Morgen!" sagte fest der Baron. „Für heute laß mich in Ruhe."

„Mensch! Du siehst ja entsetzlich aus," sagte Emil theilnehmend.

„Ich bin krank, die Gicht macht mir zu schaffen."

„So gehe diesen Sommer in ein Bad, wie der Arzt Dir gerathen hat. Scheint es doch, als ob Elsborn Dein Liebchen wäre, das Du in Deiner Eifersucht nicht verlassen willst."

„Gewiß, Emil! ich werde reisen, sobald meine Geschäfte geordnet sind. Willst Du mich begleiten?"

„Wenn es sein muß, bis an den Nordpol!"

Emil sah den Bruder mitleidig an.

„Andreas!“ fuhr er in einem herzlichen Tone fort, „hast Du noch etwas auf dem Gewissen, so theile es mir mit — Du weißt ja, daß ich nach besten Kräften rathe und helfe. Wäre ich reich, Du solltest Dich weder mit Juden noch mit Christen abplagen.“

Bei dem Worte „Gewissen“ zuckte Andreas zusammen?

„Was willst Du sagen?“ fragte er erschreckt. „Was soll ich auf dem Gewissen haben?“

„Ich meine, ob Dich noch ein Geheimniß an diese unglückselige Erdscholle fesselt, die man Elsborn nennt?“

„Nein, nein; Du kennst alle meine Geheimnisse! Geh' zu Bett, morgen Früh theile ich Dir meinen Entschluß mit!“

Er reichte Emil die Hand, und schwankte in sein Kabinet.

„Armer Bruder!“ murmelte dieser. „Die Natur hat Dich mit einem unglückseligen Temperamente beschenkt. Man muß gewisse Dinge im Leben nicht so ernst nehmen, wenn man den Kopf oben behalten will.“

Emil ging zu dem Justizrathe, um mit ihm zu rauchen und zu plaudern. Lisette brachte den Thee, den er als holländischer Major liebte. Gegen zehn Uhr ging er zur Ruhe. Der Justizrath war zu aufgeregt, als daß er schon das Bett aufsuchen sollte. Eine köstliche Mainacht hatte sich auf die Erde herabgesenkt;

der Vollmond schwebte am klaren Himmel und verbreitete ein magisches Licht. Der Park, der vor den Fenstern lag, glich einem duftigen Paradiese. Die Blüthen der Obstbäume schimmerten wie Schnee durch die laue Halbnacht. Die Lust zu einem Spaziergange erwachte in dem Justizrathe; da er mehr als einmal am Tage den Garten betreten und den Weg dahin kannte, entschloß er sich, eine halbe Stunde den Park zu durchstreichen. Den Städter, der größtentheils zwischen Mauern lebt, reizt eine helle Mainacht; der Landmann hat weniger Sinn dafür, er hat ja die Natur stets vor Augen.

Der Justizrath verließ sein Zimmer, ging leise über den Korridor, die breite Treppe hinab, und tappte im Erdgeschosse nach der Thüre, die er als die zum Garten führende kennen gelernt hatte. Sie war angelehnt. Der Spaziergänger stieg drei Stufen hinab, und befand sich im Garten. Langsam verfolgte er den Hauptweg. Mancherlei Gedanken drängten sich ihm auf. Mit einer Art Sehnsucht flüsterte er vor sich hin:

„Könnte Hermine an meiner Seite diese herrliche Nacht genießen! Das ist Poesie, das ist Schönheit, die das Herz, den Geist erhebt. Wir armen Menschen, die wir nur nach Gewinn ringen! Indem wir einem Phantome nachjagen, vernachlässigen wir den wahren Genuß des Lebens, der mit so geringen Mitteln zu erkaufen ist. Bedarf es denn eines solchen Parks, um frische

Luft zu athmen? Die Wiese, der Wald, das Feld genügen, und diese sind für Jedermann."

Der Jurist lächelte über seine Reflektionen, als er die Lage des Barons bedachte, der seine Freiheit verpfändet hatte, um in dieser Abgeschiedenheit leben zu können. Er kam zu der Ansicht, daß man dem Leben nur dann die poetische Seite abgewinnen könne, wenn man sich der völligen Unabhängigkeit von seinen Nebenmenschen zu erfreuen habe. Und was schafft die Unabhängigkeit? Das Geld! Ueberall ist die Erde eine Börse: in den Städten, in den Dörfern, auf den einsamsten Weilern. Der Bauer macht in Aktien und spielt in der Lotterie, wie der Bürger und Kaufmann.

Unser Spaziergänger trat langsam aus einem Gebüsche hervor. Die große Gartenmauer zog sich in kurzer Entfernung vor ihm hin. Er blieb stehen und lehnte sich gedankenvoll an einen Baum. Die Gegend hatte Aehnlichkeit mit dem Landsitze, auf dem er Herminen kennen gelernt; er erinnerte sich, daß er vor Jahren ebenfalls über eine solche Mauer gestiegen war, um die Geliebte zu überraschen.

„Das war eine schöne Zeit!" seufzte er. „Damals trübte keine Spekulation das Glück meiner Liebe. Jetzt lassen mich die Geschäfte meine arme Hermine vergessen; jetzt wäre mir diese Mauer viel zu hoch!"

Plötzlich sah er, daß sich auf der Kappe der Mauer Etwas bewegte. Dieses Etwas ward immer größer, und

nach einigen Minuten stand ein Mann auf dem Rande, der sich umsah und dann nach einem Baum lief, der dicht an der Mauer stand. Hier verschwand er in den Zweigen, um nach einigen Sekunden an dem runden Stamme zu Boden zu gleiten. Ohne Verweilen ging er zwischen den Beeten hin, und verschwand in der Eremitage, deren Fenster im Mondenscheine flimmerten.

„Was ist das?" fragte sich der überraschte Spaziergänger.

In diesem Augenblicke schlug die Schloßuhr zehn. Kaum waren die hellen Glockentöne verklungen, so ließ sich ein Geräusch von Schritten in dem Hauptwege vernehmen.

Der Justizrath trat hinter den dicken Stamm einer Linde, die seinen Körper völlig bedeckte. Nun sah er zu seiner großen Verwunderung die Gestalt einer Frau rasch sich nähern, und bald erkannte er die liebliche Lisette, die leicht wie ein Sylph an ihm vorüberschlüpfte, ohne ihn zu gewahren.

„Ein Stelldichein!" dachte lächelnd der Justizrath. „Beide Theile sind pünktlich wie die Schloßuhr. Auch an Liebesabenteuern fehlt es auf Elsborn nicht. Schade, daß mit der Besitzveränderung vielleicht auch dieses zarte Verhältniß zerstört wird. Wo jetzt im Verborgenen die Liebe seufzt, braust vielleicht in einem Jahre die Lokomotive."

Ernst war unschlüssig, ob er zurückkehren oder das Pärchen belauschen sollte. Das Mitleiden bestimmte ihn,

das Erstere zu wählen. In dem Augenblicke, als er seinen Platz verlassen wollte, zeigte sich eine zweite Gestalt, die ebenfalls von dem Schlosse herkam. Es war die Gestalt eines Mannes. Langsam durchschritt sie den breiten Hauptweg des Parkes. Der Justizrath verbarg sich wieder hinter dem Baumstamme und lauschte. Die Gestalt kam näher. Es war der Baron Andreas.

„Ah," dachte Ernst, „der Alte hat Wind bekommen, er wird seine verliebte Pflegetochter den Armen des Geliebten entreißen wollen."

Der Baron schlug einen Seitenweg ein und verschwand im Gebüsche. Nach einigen Minuten erschien er wieder, einen Spaten und eine Hacke tragend. Rüstig schritt er der Eremitage zu.

Der Justizrath war neugierig auf den Ausgang dieses Abenteuers; er schlüpfte von einem Baume, von einem Strauche zum andern, bis er sich verstohlen dem Häuschen nähern konnte, dessen Rückseite dicht an dem Gebüsche stand. Ein kleines Fenster gestattete ihm, daß Innere zu übersehen. Der Mond warf sein volles Licht durch die offene Thüre, so daß der Raum zunächst der Schwelle hell beleuchtet ward. Das Liebespärchen befand sich ohne Zweifel in dem dunkeln Hintergrunde. Der Baron stand mit verschränkten Armen und starrte den Boden an. Hacke und Spaten lagen auf der etwas erhöhten Schwelle.

Martin — er war der Mann, der über die Mauer gestiegen — und Lisette hatten sich bei der Ankunft des Alten auf die im Dunkeln stehende Bank gekauert. Nicht die Neugierde, sondern die Angst vor der Entdeckung ihres Liebesgeheimnisses veranlaßte die beiden jungen Leute, athemlos auf die Entfernung des Barons zu warten. Lisette ahnte zwar nicht, daß hier ein Verbrechen zum Grunde liegen könne, denn sie hielt ihren Wohlthäter für den besten Menschen von der Welt; aber sie wünschte doch, daß Martin, obgleich er schon einmal das seltsame Gebahren des Barons gesehen, fern sein möge. Das arme Mädchen glaubte an eine Geistesverwirrung ihres Wohlthäters.

Der Justizrath war Jurist und Spekulant, er hoffte in den Besitz eines Geheimnisses zu kommen, das ihm bei seiner Konkurrenz mit dem Juden von Vortheil sein könne. Der Baron stand seiner Meinung nach im Begriffe, einen Schatz zu graben. Es läßt sich nicht leugnen, das der Gutsbesitzer, von Angst getrieben, eine unkluge Handlung vornahm. Das Gewissen mahnte ihn, Alles zu beseitigen, was zur Entdeckung seiner That führen konnte. Der Gedanke, daß bei Anlage der Eisenbahn der Park umgegraben werden müsse, erfüllte ihn mit Entsetzen und scheuchte ihn aus der Ruhe empor, in die ihn die Zeit und seine Sophisterie eingewiegt.

Der Zufall hatte hier eine seltsame Vereinigung von Personen gefügt.

Der Baron war lange in seiner Stellung verblieben. Plötzlich raffte er sich, wie es schien mit großer Anstrengung, zusammen.

„Warum zögere ich?“ murmelte er, so laut, daß es die Lauscher deutlich vernehmen konnten. „Und was beginne ich denn, daß ich erzittere? Thorheit, Thorheit!“ rief er lachend. „Frisch ans Werk, in einer halben Stunde ist Alles gethan! Dann bin ich frei und kann mein Gut verkaufen. Dann mögen sie hacken, graben und bauen — mir gilt es gleich!“

„Was ist das?“ dachte der Justizrath. „Dieser geheimnißvolle Akt steht also mit dem Verkaufe des Gutes in Verbindung. Mich hat ein glückliches Ungefähr hieher geführt.“

Er fuhr fort mit doppelter Aufmerksamkeit zu lauschen. Indem er dem Fenster näher trat, bemerkte er die Köpfe der beiden jungen Leute, die fest aneinandergeschmiegt auf der Bank im Innern saßen.

Der Gutsherr machte sich an die Arbeit; er begann mit der Hacke den Boden aufzuhauen, und die lockere Erde mit der Schaufel auf die Seite zu räumen. Es war dies eine ebenso mühselige als ungewohnte Arbeit für die Hände des Barons; nach jeder Minute unterbrach er sich und stützte sich keuchend auf den Stiel seines Werkzeugs.

Eine halbe Stunde verfloß.

Größer als die Neugierde des Justizraths war die Pein der beiden Liebenden, die vielleicht auf Stunden noch eingesperrt bleiben konnten. Als der Baron mit seiner Schaufel Geräusch machte, flüsterte Martin:

„Lisette!“

„Nun?“ fragte schüchtern das junge Mädchen.

„Machen wir uns dem armen Herrn bemerkbar.“

„Warum?“

„Ich werde ihm in der Arbeit helfen.“

„Nein, nein!“

„Sieh' nur, wie er sich abmüht.“

„Ach ja, ich bedauere ihn von Herzen!“ seufzte Lisette.

In diesem Augenblicke sank der Baron auf dem Rande der Grube nieder, die bereits so tief geworden war, daß man nur die Hälfte seines Körpers sah.

„Meine Kräfte schwinden!“ murmelte er. „Das ist eine schwere Arbeit! Sabine, Sabine! Du hast mich sehr unglücklich gemacht!“

Er ließ den Kopf sinken und verblieb wohl zehn Minuten in dieser Stellung.

Da schlug die Schloßuhr Eilf.

Der Gräber raffte sich zusammen, und fuhr in der Arbeit fort. Lisette begann leise zu weinen; sie begriff, daß ein verhängnißvoller Grund ihren Wohlthäter, den sie über Alles liebte, zwang, diese für ihn

ungewohnte Verrichtung vorzunehmen. Der Gedanke, daß der alte Mann krank sei, erpreßte ihr Thränen. Wie gern würde sie hilfreiche Hand geleistet haben, aber ein banges Gefühl hielt sie davon zurück.

„Martin!“ flüsterte sie bebend.

Der junge Mann drückte ihr die Hand, zum Zeichen, daß er bereit sei, sie anzuhören.

„Könnten wir uns doch durch das Fenster leise entfernen.“

„Der Herr Baron würde uns bemerken.“

„Jetzt beugt er sich so tief nieder, daß er uns nicht sehen kann.“

„Aber er wird uns hören und wir werden ihn erschrecken.“

„Ach Gott, was beginnen wir denn?“

„Wir bleiben, und schweigen über Alles was geschehen möge.“

„Der arme Mann ist sehr krank!“ seufzte Lisette. „Ich habe es längst bemerkt.“

„Still, still!“

Beide schwiegen und lauschten. Der Baron hatte seine Thätigkeit eingestellt. Alles war still.

„Wenn ihm ein Unglück begegnet wäre!“ flüsterte Martin.

„Ich werde mich stellen, als ob ich aus dem Schlosse käme um ihn zu suchen.“

Der Baron stieß einen dumpfen Schrei aus.

Lisette sprang empor.

„Ach," hörte man die dumpfe Stimme des Barons murmeln, „ich bin am Ziele!"

Dann brachte er mit großer Mühe einen Gegenstand auf den Rand der Grube.

„Hinweg, hinweg!" rief er tonlos. „Noch eine letzte Anstrengung, und Alles ist beseitigt."

Mühsam stieg er aus dem Loche empor; wie eine unheimliche, phantastische Gestalt erschien er auf dem Hügel der lockeren Erde, die unter seinen Füßen wich. Man sah wie er einen Gegenstand auf seine Schultern lud und sich entfernen wollte. Er sank noch einmal unter der Last zurück. Stöhnend raffte er sich wieder zusammen und trat auf die Schwelle der Thüre. Dann verschwand er. Man hörte seine Schritte, die sich rasch entfernten.

„Großer Gott!" stammelte Lisette.

„Der arme Mann!" fügte Martin hinzu.

„Hast Du erkannt, was er forttrug?"

„Nein, nein — ich habe mich geirrt. Das ungewisse Mondenlicht hat mich getäuscht."

Lisette sank schluchzend an seine Brust.

„Bedenke, er ist mein Wohlthäter, mein zweiter Vater."

„Fürchte Nichts, geliebtes Mädchen! ich werde schweigen wie das Grab."

Sie schlossen sich innig einander in die Arme. Lisette riß sich zuerst los.

„Was beginnen wir?“ fragte Martin.

„Benützen wir den günstigen Augenblick, um die Eremitage zu verlassen; der Baron wird ohne Zweifel bald zurückkehren.“

„Er soll nie erfahren, daß wir ihn belauscht haben.“

Beide verließen das Häuschen. Als sie das Freie betraten, sahen sie einen Schatten zwischen den Bäumen verschwinden.

„Was war das?“ flüsterte bestürzt Lisette.

„Eine fremde Person.“

„In unserm Garten, um diese Zeit!“

„Sie wird dem Baron folgen,“ meinte Martin.

„Das ist eine schreckliche Nacht!“ flüsterte weinend das junge Mädchen.

Martin war unschlüßig, ob er dem Baron folgen sollte oder nicht.

„Lisette! gehe in das Schloß zurück,“ sagte er nach einer Pause.

„Warum denn?“

„Ich kann Dich hier nicht allein lassen. Jene Gestalt macht mich besorgt, denn es läßt sich annehmen, daß sie das nächtliche Werk des armen Barons belauscht hat. Ich wache über Deinen Wohlthäter — gehe ruhig in Dein Zimmer. Drohet ihm Gefahr, so stelle ich mich ihm muthig zur Seite.“

„Ich verlasse mich auf Dich, Martin!“

„Und mit vollem Rechte, meine liebe Lisette.“

„Beeile Dich, damit Du den Baron nicht verfehlst.“

„Der Baron kümmert mich jetzt nicht, wohl aber die fremde Person, die dort zwischen den Bäumen verschwand. Der Baron wird schon zu der Eremitage zurückkehren, um das Loch zuzuwerfen.“

Lisette war ein muthiges Mädchen. Sie stellte sich, um den Geliebten zu beruhigen, als ob sie den Weg nach dem Schlosse einschlüge, dann aber kehrte sie um, lief nach der Eremitage, ergriff die Schaufel, und begann die lockere Erde in die Gruft zu werfen, um ihrem Wohlthäter einen Theil der Arbeit zu ersparen, die er ohne Zweifel bei seiner Rückkehr vornehmen würde. Eine Ueberraschung fürchtete sie nicht, da sie den vom Monde hell beschienenen Weg übersehen konnte.

Martin verschwand in der Richtung, in der er die Gestalt hatte verschwinden sehen; er schlüpfte von Baum zu Baum, um unbemerkt zu bleiben.

Wir begleiten den Baron.

Die Last, die er trug, war zwar materiell nicht schwer, aber sie drückte ihn doch fast zu Boden — es war das Skelett des Mannes, der ihm zum Opfer gefallen. Er hatte die einzelnen Theile desselben in seinen Mantel gewickelt. Mehr als einmal versagten ihm die Füße den Dienst; aber stets raffte er sich mit übermenschlicher Anstrengung wieder zusammen und setzte

den Weg zu seinem fürchterlichen Ziele fort. Sein Herz schlug heiß und fieberhaft, alles Blut stieg ihm nach dem Kopfe, so daß er sich dessen, was er that, nicht eigentlich bewußt war. Fast instinktmäßig schwankte er den Weg entlang, der zu der Thüre in der Gartenmauer führte. Sie war angelehnt. Der Baron öffnete und schwankte auf die Wiese hinaus. Da hörte er plötzlich Schritte hinter sich. Bestürzt blieb er stehen, lehnte sich an einen Weidenbaum und lauschte.

Das Geräusch schwieg.

Der arme Mann wagte es, sich umzusehen. Außer ihm war kein lebendiges Wesen bemerkbar. Ein leichter weißer Nebel stieg aus der Wiese empor und bildete in kurzer Entfernung eine tiefliegende durchsichtige Wolke. Von dem Walde her hörte man das leise Rauschen eines kleinen Flusses, der dort von einem sogenannten Wehre herabfiel. Dieses Rauschen spornte den Baron zur Fortsetzung des Weges an. Aber kaum war er zwei Minuten gegangen, als er dasselbe Geräusch von Schritten hinter sich hörte, das ihn schon einmal erschreckt hatte.

Der Leser erräth, daß kein Anderer, als der Justizrath dem Baron folgte. Auf dem freien Platze war es unmöglich, unbemerkt zu bleiben, und wenn der Rechtsanwalt den Baron nicht aus den Augen verlieren wollte, so mußte er folgen. Beide Männer sahen sich in einen Nebelschleier eingehüllt.

Die Angst trieb den Baron von Neuem an; er eilte, so rasch er konnte, dem Walde zu. Der Justizrath wollte ihm folgen. Da vertrat ihm Martin den Weg.

„Sie kommen aus dem Schloßgarten, mein Herr?"

Der Justizrath ahnte den Liebhaber Lisettens.

„Ich glaube," antwortete er. „Und wenn ich nun von dorther komme?"

Es lag Martin daran, den Mann aufzuhalten.

„So werden Sie mir gefälligst sagen, wer Ihnen die Thüre geöffnet hat."

„Wer?"

„Ich weiß, daß sie Abends schon geschlossen wird," fuhr Martin verlegen fort, als er den elegant gekleideten Städter näher ins Auge gefaßt hatte.

Die Eifersucht regte sich in dem jungen Schulamtskandidaten.

Der Justizrath dachte nicht daran, daß Martin im Interesse des Barons handeln könne.

„Warum stellen Sie diese Frage an mich, mein Freund?" sagte er ernst. „Halten Sie mich vielleicht für einen Dieb?"

„Nun, das eben nicht; aber ich möchte doch wissen . . ."

„Was?"

Martin hatte vergessen, daß er den Baron vor der Verfolgung wahren wollte; er hielt den Justizrath für einen gefährlichen Nebenbuhler. Das ganze Schloßper-

sonal war ihm bekannt, und von dem Besuche hatte ihm Lisette keine Sylbe gesagt. Ein Dieb konnte dieser fein gekleidete Mann nicht sein — der Gedanke war daher sehr natürlich, daß der Fremde Lisetten nachstellte, die für das schönste Mädchen in der ganzen Gegend galt.

„Ich möchte wissen," fuhr Martin fort, „was Sie in dem Garten des Herrn Barons von Sydow um diese ungewöhnliche Zeit zu thun haben."

„Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten. Zunächst jedoch will ich mich begnügen, wenn ich weiß, wer Sie sind, der vor ungefähr einer Stunde keck über die Gartenmauer gestiegen ist."

„Sie haben mich gesehen?"

„Ich habe auch gesehen, daß Sie mit einem hübschen Kinde nach der Eremitage gingen, die unter Bäumen versteckt in dem Schloßparke liegt."

„O Himmel!"

„Erschrecken Sie nicht, ich werde dem Herrn Baron kein Wörtchen davon sagen."

„Kennen Sie Lisetten, mein Herr?"

„Ich kenne sie; und darum möchte ich wissen, wer Sie sind."

„Nun, ich bin Schulamtskandidat . . ."

„Und wie ist ihr Name, Herr Kandidat?"

„Martin Faber."

„Martin Faber?" fragte überrascht der Justizrath.

„Ja.“

„Seltsam!“

„Dort drüben im Dorfe bin ich der Adjunkt des alten Schulmeisters. Darf ich nun auch wissen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe?“

„Mit einem Manne, der Sie vielleicht näher kennt, obgleich er Sie jetzt zum ersten Male sieht.“

„Sie setzen mich in Erstaunen! Wie wäre es möglich, daß Sie . . .“

„Antworten Sie, mein lieber Freund! Sie sind eine Waise?“

„Ja!“

„Ein protestantischer Geistlicher, dessen Namen Sie führen, hat sich Ihrer angenommen, nachdem Ihre Mutter im tiefsten Elende gestorben war?“

„Ganz recht, mein Herr! Aber ich beschwöre Sie im Namen Gottes, wie können Sie wissen, was ich stets als ein Geheimniß betrachtet habe?“

„Martin Faber ist längst der Gegenstand meiner Forschungen gewesen, und ich kann meine Verwunderung darüber nicht unterdrücken, daß Ihnen keine meiner Aufforderungen, die ich in verschiedenen Zeitungen erlassen, zu Gesicht gekommen ist, da Sie doch, wie ich annehmen muß, stets in dieser Gegend gelebt haben.“

Des Schulamtskandidaten Erstaunen war in Bestürzung übergegangen.

„Demnach sind Sie wohl der Herr Justizrath Ernst aus Köln?“ stammelte er.

„Der bin ich. Wie ist Ihnen mein Name bekannt geworden?“

„Ich will es nicht läugnen, mein Herr! ich habe Ihre Aufforderung, Ihnen meine Adresse zu senden, gelesen.“

„Und warum sind Sie in diesem Falle der Aufforderung nicht nachgekommen?“ fragte, einen forschenden Blick auf den jungen Mann werfend, der Justizrath.

Martin schien zu überlegen, was er antworten sollte. Endlich faßte er Muth.

„Mein Herr!“ sagte er, „Sie zeigten an, daß Sie dem jungen Martin Faber Mittheilungen in Familienangelegenheiten zu machen hätten.“

„So ist es.“

„Das Wenige, dessen ich mich aus meiner frühesten Jugend erinnere, ist so traurig, daß ich mit der Vergangenheit längst abgeschlossen und auf meine Familie Verzicht geleistet habe. Ich lebe zwar in sehr bescheidenen Verhältnissen, und muß mich wacker mit der lieben Dorfjugend abplagen; aber ich fühle mich glücklich, und möchte um Alles in der Welt nicht, daß irgend ein Zwischenfall meinem Leben eine andere Richtung gäbe. Da wir uns einmal hier getroffen haben, bitte ich Sie, mich als verschollen zu betrachten und Ihre Mittheilungen, wie sie auch sein mögen, für sich zu behalten.“

Die letzten Worte hatte Martin fest und entschieden gesprochen. Der Justizrath, nachdem er ihn einige Augenblicke verwundert angesehen, fragte:

„Wenn ich Ihnen nun eine Nachricht mitzutheilen hätte, die Ihre Lage verbessert, die Sie des mühseligen Unterrichtgebens überhöbe und einem sehnlichst gewünschten Ziele nahe brächte?"

„Ich errathe, was Sie meinen, lieber Herr! Aber was kann von meiner unglückseligen Familie Gutes kommen?"

„Sie werden es erfahren, wenn Sie mich morgen gegen Mittag in diesem Schlosse aufsuchen wollen. Bleiben Sie aus, so zwingen sie mich, bei Mamsell Lisetten nach Ihnen zu fragen."

„Bei Lisetten?" rief Martin bestürzt. „Warum bei ihr?"

„Weil ich voraussetze, daß sie mir die beste Auskunft über Sie geben kann."

„Nein, nein, mein Herr!" sagte hastig der junge Mann; „verschweigen Sie, daß ich nicht eigentlich Martin Faber heiße, und Lisette — ach, sie darf nicht wissen, daß ich einer Familie angehöre, die — — Herr Justizrath, ich werde kommen, wenn Sie mir das Versprechen geben . . ."

„Genug, die Angelegenheit bleibt unter uns. Ich bin der Testamentsvollstrecker Ihres Vaters, Sie wissen nun, mit wem Sie zu thun haben."

In diesem Augenblicke sah Martin die Gestalt des Barons, die, jemehr sie sich näherte, je deutlicher aus dem Nebel hervortrat.

„Ach, dort kommt noch ein Spaziergänger," sagte der Justizrath. „Auf Wiedersehen, Herr Martin Faber!"

„Es ist der Herr von Sydow."

„Ich weiß es."

„Sie wissen es?" flüsterte Martin ängstlich.

„Sein Beispiel verlockte mich zu einem Spaziergange."

„Lieber Herr! der arme Mann ist krank. Schonen Sie ihn, stellen Sie sich, als ob Sie ihn nicht sähen — ich will es Ihnen nur sagen — unser Gutsherr ist mitunter geisteskrank, und dann treibt er Nachts Dinge, welche die in Erstaunen setzen, die nicht wissen, daß er von solchen Anfällen zu leiden hat. Ich bitte Sie, mein Herr! reden Sie ihn nicht an, lassen Sie ihn ruhig vorübergehen."

Der Justizrath überlegte einen Augenblick.

„Es sei," flüsterte er zurück. „Verbergen wir uns hinter diesem Weidenbaume."

So geschah es. Kaum standen die beiden Männer hinter dem hohlen Baume, als der Baron rasch vorüberging. Er murmelte halb laut Worte vor sich hin, welche die Lauscher nicht verstehen konnten. Bald verschwand er in der Gartenmauer. Man hörte ihn die Thüre schließen.

„Wie komme ich nun in das Schloß?" fragte der Justizrath.

„Ich führe Sie."

Martin war zufrieden, daß er den Lästigen abgehalten dem Baron zu folgen. Als er glaubte, daß der Gutsherr die Eremitage erreicht haben könne, holte er den Schlüssel hervor, den er beim Abschiede von Lisetten erhalten, und erschloß die Thüre. Dann führte er den Justizrath durch Nebenwege nach dem Schlosse, dessen Thüre noch offen stand.

„Ich sehe Sie morgen, Herr Faber?"

„Um Mittag, wenn meine Schulstunden vorüber sind. Aber Lisette . . ."

„Wird nicht eine Sylbe erfahren, verlassen Sie sich darauf. Wählen Sie irgend einen Vorwand um zu mir zu gelangen. Ich bewohne ein Zimmer im ersten Stocke. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Herr Justizrath!"

Der Gast stieg die Stufen zu dem Schlosse hinan. Martin eilte nach der Eremitage. Als er näher kam, hörte er das laute Schluchzen einer Frau — er erkannte Lisettens Stimme. Die Klagelaute durchschnitten ihm das Herz; alle Vorsicht vergessend, stürzte er dem Eingange des Häuschens zu. Entsetzt blieb er stehen. Das junge Mädchen kniete weinend neben dem Baron, der wie leblos an der Schwelle auf dem Boden lag. Lisette erkannte ihn.

„Martin!“ rief sie, „um Gottes willen komm mir zu Hilfe!“

„Was ist denn geschehen?“

„Ich war so eifrig beschäftigt, die Erde in die Grube zu werfen, daß ich den Herrn Baron zu spät bemerkte, der plötzlich an der Thüre stand, und dann mit einem lauten Schrei zu Boden sank. Ob er mich erkannt hat, weiß ich nicht zu sagen; aber ich konnte mich doch nicht zurückziehen, ich mußte ihm zu Hilfe kommen. Alle meine Bemühungen sind vergebens, er bleibt wie todt am Boden liegen. Du lieber Gott, sein Gesicht ist mit kaltem Schweiße bedeckt, seine Hände sind kalt und starr — wenn er nur nicht todt ist. Das ist eine unglückselige, fürchterliche Nacht! Rathe, hilf mir, Martin! — ach, was können wir thun?“

Martin überzeugte sich von dem Zustande des Barons; der arme Mann glich wirklich einem Todten. Eine äußere Verletzung konnte nicht vorhanden sein, denn er war in den weichen Sand gesunken, den man erst kürzlich vor der Eremitage gestreut hatte. Der junge Mann begriff, daß die übergroße Gemüthserregung eine Erschöpfung der Kräfte herbeigeführt.

„Bleibe hier!“ flüsterte er.

„Wohin?“ fragte die trostlose Lisette.

„Steht ein Eimer bei dem Brunnen?“

„Ja.“

Martin verschwand. Nach einigen Minuten kam er mit frischem Wasser zurück. Man besprengte die Schläfe und Pulse des Ohnmächtigen, der nach kurzer Zeit zu sich selbst kam. Bei der ersten Regung stieß Lisette einen Freudenschrei aus. Mit Martins Hilfe erhob sich der Baron. Er schien sich seiner Umgebung nicht bewußt zu sein; die Kraft des Körpers war zurückgekehrt, nicht aber die des Geistes. Lisette küßte unter heißen Thränen seine kalten Hände, die im Fieberfroste erbebten. Der junge Mann diente ihm als Stütze. Nachdem er sich noch einige Minuten erholt hatte, konnte man ihn völlig emporrichten und von der Eremitage entfernen. Schweigend ließ er sich durch die Wege führen; er hatte keinen andern Willen, als den seiner Leiter. So kam man in das Schloß. Da die Bewohner schliefen — nur der Justizrath hatte aus seinem Fenster den Zug gesehen — gelangte man unbemerkt in das Zimmer des Gutsherrn, das im Erdgeschosse lag. Als man den Baron auf dem großen Lehnstuhle niedergelassen hatte, schlich sich Martin leise aus dem Zimmer und eilte nach der Eremitage, wo er die Grube völlig verschüttete, den Sand ebnete, jede Spur der Arbeit zu vertilgen suchte, und dann den Garten verließ um seinem Dorfe zuzueilen.

Der Baron befand sich in dem Zustande völliger Entkräftung; er sank in die Polster zurück und schloß die Augen wie ein Schlafender. Lisette saß zu seinen

Füßen und beobachtete jede seiner Bewegungen. Zwar waren seine Augen geschlossen, aber die Lider zuckten wie im Krampfe, die Lippen bewegten sich und die gefalteten Hände erbebten leise.

Plötzlich, wie von einer innern Gewalt getrieben, schlug er die Augen auf. Lisette erschrak vor dem Blicke, der sie jetzt traf.

„Bist Du da, mein Kind?" fragte er leise und in einem weichen Tone. „Ich habe Dich durch Brock rufen lassen — gut, daß Du gekommen bist. Bleibe bei mir, ich habe viel, viel mit Dir zu sprechen."

Dann legte er seine Hand auf das blonde Haupt des Mädchens; sein Blick war zwar unstät, aber freundlich. Das junge Mädchen begann still zu weinen, es fürchtete für den Verstand des geliebten Wohlthäters.

„Ich will ihm nicht widersprechen," dachte sie; „er hat wohl geträumt, was er mir sagt."

„Warum weinst Du?" fragte der Baron nach einer Pause.

„Sie sind krank, Herr Baron!"

„Ach ja, ich leide viel! Aber nicht, wenn Du bei mir bist — hörst Du wohl? Wenn Du bei mir bist befinde ich mich wohl. Es soll kein anderer Mensch um mich sein — auch meinem Bruder verbiete, daß er bei mir bleibe. Und Du nennst mich von diesem Augenblicke an stets Vater —"

„Herr Baron!"

„Ich will es."

„Sie haben mir so viel Wohlthaten erwiesen ..."

„O, das ist ja väterlich," rief er mit einem seltsamen Lächeln. Ein Vater liebt sein Kind, er hat die Pflicht, für sein Kind zu sorgen — Lisette, und ich habe für Dich gesorgt!" fügte er hastig hinzu. „Ich habe für Dich gesorgt, weil Du meine Tochter bist."

Dann neigte er sich, drückte den Kopf der Jungfrau an seine Brust und bedeckte ihn mit Küssen. Eine gewaltige Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

„Lisette!" rief er plötzlich, wie von einer Erinnerung ergriffen.

„Mein guter, lieber Herr!" antwortete sie weinend.

„Sind wir allein?"

„Ja!"

„Sieh' nach, ob die Thüre geschlossen ist."

Lisette führte den Auftrag aus. Als sie zu ihm zurückgekehrt war, fuhr der Baron fort:

„Man soll nicht sagen, daß ich ein schlechter Vater gewesen bin, und wenn man mir auch mein Gut Elsborn verkauft. Beruhige Dich; es bleibt noch genug, um Deine Zukunft sicher zu stellen. Liebe mich, mein Kind! liebe mich. Du bist das einzige Geschöpf auf dieser Welt, dessen Herz sich mir zuneigt. Von Dir fordere ich die Liebe, um die mich Deine Mutter betrogen hat. Du bist die Erbin des wenigen Vermögens, das ich hinterlasse, und kein Mensch soll es Dir streitig machen.

Er unterbrach sich. Lisette konnte sich den Zusammenhang dieser Worte nicht erklären, mit einem inneren Grauen betrachtete sie den Mann, dem sie bisher in kindlicher Liebe zugethan gewesen. Was er sagte, hielt sie für den Erguß eines kranken Geistes. Mit sanfter, bittender Stimme forderte sie ihn auf, zu Bette zu gehen und zu ruhen.

„Lisette!“ flüsterte unruhig der Alte.

Sie sah ihn aufmerksam an; er ergriff ihre Hand und fragte:

„Darf ich Dir vertrauen? Darf ich erwarten, daß Du mit Leib und Seele mir ergeben bist?“

„Und wenn sich alle Welt von Ihnen abwendet, mein lieber Vater!“ rief sie betheuernd.

„So antworte mir: warst Du diese Nacht in der Eremitage?“

„Ja, mein Vater! Ich suchte Sie, und als ich Ihre Arbeit sah, habe ich Sie unterstützt.“

„Das ist brav! Das ist brav! Sprich kein Wort davon — die Eremitage birgt ein Geheimniß — ein ernstes wichtiges Geheimniß für Dich. Frage mich nie darnach, mein Kind! — verschließe es in Deiner Brust und glaube, daß ich für Dich gesorgt habe. Gott im Himmel wird mir verzeihen wenn ich zu schwach gewesen bin! Verschließe den Garten — es soll ihn Niemand betreten außer uns Beiden!“

Lisette versprach dafür zu sorgen.

Wie beruhigt suchte der Baron nun sein Bett auf. Das junge Mädchen zog sich zurück, nachdem es dem Pflegevater die Stirn geküßt hatte.

Schon früh am nächsten Morgen besuchte Lisette die Eremitage. Zu ihrer Ueberraschung fand sie, daß jede Spur der nächtlichen, geheimnißvollen Arbeit verwischt war. Frischer gelber Sand bedeckte das Innere des Häuschens und den Platz vor demselben.

„Das hat Martin gethan!“ flüsterte sie, schmerzlich froh bewegt. „Ach, wäre er der Mitwisser eines freudigern Ereignisses, als das der verflossenen Nacht. Er ist gut, er liebt mich und wird gewiß schweigen. Wüßte ich nur, wer die fremde Gestalt gewesen, die durch den Garten dem Baron nachschlich. Martin hat es gewiß erfahren, er wird es mir sagen. Du lieber Gott!“ rief sie leise, indem sie ihre blauen Augen zum Himmel wandte, „gib, daß das seltsame Räthsel sich auf eine Weise löse, die meinen Wohlthäter nicht in Gefahr bringt!“

Zweites Kapitel.

Die Unbekannte.

Die von dem Baron zur Entscheidung festgesetzte Stunde war gekommen. Emil suchte den Bruder auf, um mit ihm zuvor noch eine kurze Rücksprache zu neh-

men oder ihn durch eine Rekapitulation der Umstände zu befestigen, wenn er in dem Vorsatze, das Gut zu verkaufen, schwankend geworden sein sollte. Er traf ihn bereits angekleidet in seinem Zimmer. Bestürzt blieb er an der Schwelle stehen, als er das todtenbleiche Aussehen des armen Mannes bemerkte.

„Andreas! bist Du krank?"

„Es ist vorüber, Emil! ich bin zwar angegriffen, aber ich fühle mich wohl. Frage mich nicht — Du kennst ja meinen Zustand."

„Wozu bist Du entschlossen?"

Andreas sah seinen Bruder einen Augenblick schmerzlich an, dann fragte er halb leise, als ob er sich fürchtete, die Worte noch einmal auszusprechen:

„Ist kein anderer Ausweg zu finden?"

„Keiner?"

„Gut, so werde ich verkaufen!"

„Ueberlaß mir die Leitung der Verhandlungen, Andreas!"

„Ich gebe Dir Vollmacht. Verhandle also, aber in meiner Gegenwart."

„Hast Du mir noch etwas anzuvertrauen?"

Der Gutsherr zuckte leise zusammen.

„Anzuvertrauen?" wiederholte er. „Ich habe keine Geheimnisse. Trage Sorge, daß wir einen hohen Preis erlangen, und Du hast Alles gethan, was ich wünschen kann."

„Wir müssen ein neues Leben beginnen!“ rief Emil.

„In unseren alten Tagen?“ fragte Andreas ironisch.

„Deshalb, weil wir den größten Theil unseres Lebens hinter uns haben. Der Abend soll ein heiterer, sorgenloser sein, und ich glaube wir haben es nach dem stürmischen Tage verdient.“

„Ja, ja,“ murmelte Andreas; „der Tag war stürmisch, sehr stürmisch! Gott mag es geben, daß ich nun endlich zur Ruhe komme, nach der ich mich herzlich sehne. Ich will, ich kann nicht mehr mit den Verhältnissen kämpfen.“

Emil ließ die beiden Gäste durch Brock, den Verwalter, herbeirufen. Der Justizrath trat zuerst ein. Unbefangen und freundlich grüßte er die beiden Barone, er hatte sich vorgenommen, das Erlebniß in der Nacht durch kein Wort, keine Miene zu verrathen; erst wenn es nöthig erscheinen sollte, wollte er es zu seinem Vortheile benützen. Der Zustand des Gutsherrn bewies ihm zur Genüge, daß Verhältnisse obwalten, die er ausbeuten konnte. Das Geschäft war zu gewinnbringend, als daß er nicht Alles aufbieten sollte jede Konkurrenz zu beseitigen.

„Können wir beginnen?“ fragte er lächelnd.

„Es fehlt noch ein Käufer,“ antwortete Emil.

„Ah, der Jude! Rechnen Sie auf ihn, meine Herren?“

„Nicht mehr als auf jeden Andern, der zu bieten gedenkt. Verzeihung, Herr Justizrath! wenn mein Bruder heute zum ersten Male in seinem Leben Kaufmann ist. Wir geben den letzten Handelsartikel aus der Hand ..."

„Also eine Versteigerung!"

„Unter zweien."

„Dort kommt mein Konkurrent!"

Levi Markus trat ein. Sein strahlendes Gesicht verrieth die sichere Hoffnung auf den Sieg über den ihm verhaßten Justizrath. Er grüßte mit einer Unterwürfigkeit, die wie Ironie erschien. Dann nahm er schweigend den Platz ein, den ihm Emil andeutete. Baron Andreas saß gebückt in seinem Lehnstuhle; Emil hatte sich zwischen die beiden Käufer gesetzt und breitete das Register vor sich aus, das die Zubehörungen des Gutes Elsborn enthielt.

„Jede Förmlichkeit ist unnütz," sagte der Justizrath, „ich für meinen Theil verzichte auf alle nähere Angaben da mir der Werth des Grundstückes genau bekannt ist."

„Ersparen Sie sich die Mühe, Herr Baron!" fügte auch Levi hinzu; „ich habe den Auftrag zu bieten — Nichts weiter."

Nach diesen Erörterungen war der Kampf eröffnet, jede Partei hatte ihre Stellung eingenommen. Der Jude stand zum zweiten Male dem Juristen gegenüber.

Levi Markus bot hunderttausend Thaler.

„Eine runde Summe!“ meinte lächelnd der Justizrath.

Andreas kniff unwillig seine buschigen Augenbrauen zusammen.

„Dieser Herr!“ murmelte er, „ist der Ansicht, daß ich verkaufen m u ß!“

„Verzeihung, es ist das erste Angebot.“

„Ich biete fünftausend Thaler mehr!“ rief der Rechtsanwalt.

Emil saß schweigend und regungslos auf seinem Platze.

Andreas hatte mit beiden Händen die Lehnen des Sessels ergriffen, als ob er dadurch gewaltsam seinen Unmuth zügeln wollte.

„Dreitausend mehr!“ rief Levi.

„Einhundertzehntausend!“ bot der Justizrath.

Der Jude schien keine Lust zu haben, weiter zu gehen.

Eine längere Pause trat ein; es schien, als ob der Justizrath Meistbietender bleiben sollte.

„Das ist traurig!“ murmelte Andreas.

„Mein Herr!“ wandte sich Emil an den Justizrath, „Sie versprachen mir, die Angelegenheit auf eine befriedigende Weise zu vermitteln; und nun drängen Sie uns zu einer Auktion, bei der Sie selbst Bietender sind.“

„Das ist ein Irrthum, Herr Baron!“

„Wie?“

„Ich habe die Versteigerung nicht eröffnet. Uebrigens gebe ich Herrn Levi Markus zu bedenken, daß auf der Stelle Zahlung erfolgen muß."

„Mein Herr Justizrath! ich werde zahlen, wenn ich gekauft habe."

„Gut, fahren wir fort."

„Ich biete nicht mehr."

„Hundertzehntausend Thaler stehen zu Diensten, Herr Baron!"

Emil verließ hastig seinen Platz.

„Das ist ein schlechtes Geschäft!" rief er aus.

„Aber ein ehrliches, Herr Baron!" meinte der Justizrath.

„Gönnen Sie uns Zeit, andere Käufer zu suchen."

„Verzeihung, ich würde die Interessen meiner Klienten verletzen. Es ist jetzt zehn Uhr Morgens — um zwölf Uhr reise ich ab, und diesen Abend . . ."

„Wandere ich in das Schuldgefängniß," murmelte Andreas.

„Schlagen Sie zu, und die Sache ist abgemacht."

„Herr Baron!" sagte Levi, „ich biete zweitausend mehr, um Ihnen meine Gefälligkeit zu zeigen. Hier ist Geld, bezahlen Sie den Herrn Justizrath."

Er zog ein schweres Portefeuille aus seiner Tasche.

„Hundertfünfzehntausend Thaler!" sagte kalt der Rechtsanwalt.

„Achtzehntausend!" fuhr Levi fort.

„Hundertzwanzigtausend!“ rief Ernst, die Hand auf den Tisch legend.

In diesem Augenblicke trat hastig Lisette ein; sie näherte sich ihrem Pflegevater und flüsterte:

„Eine junge Dame wünscht Sie zu sprechen.“

„Führe sie in den Saal.“

„Sie spricht von einem Verkaufe, dem sie beiwohnen müsse.“

„Himmel, wie kann sie wissen —?“

„Dort kommt sie!“ rief Lisette, auf die Thüre deutend.

Dieselbe junge Dame trat ein, die der Justizrath, Baron Emil und Levi während der Fahrt auf der Eisenbahn kennen gelernt hatten.

„Fräulein Josefine!“ rief Ernst überrascht.

„Meine Nachbarin aus Köln!“ sagte Levi Markus.

„Meine schöne Reisegefährtin!“ rief Baron Emil.

Die Fremde verneigte sich graziös.

„Vortrefflich!“ rief sie. „Ich treffe bekannte Herren, ein Umstand, der mir mein Geschäft erleichtern wird. Ich bin an den Herrn Baron Andreas von Sydow adressirt.“

„An mich?“

„Wenn Sie der geehrte Adressat sind — ja.“

„Von wem?“

„Sie werden es erfahren, wenn ich Ihr Gut Elsborn gekauft habe, denn in dieser Absicht bin ich gekom-

men. Es ist doch nicht schon zu spät?" fragte sie, einen spottenden Blick auf den Juden werfend.

„Nein," antwortete Emil, indem er galant die Dame zu einem Sessel führte.

Josefine ließ sich nieder, und sah die erregten Gesichter der Männer an.

„Man wird mein Gebot nicht gelten lassen," fuhr sie lächelnd fort — „das finde ich natürlich, denn ich bin ein Weib und mulier taceat in ecclesia. Deshalb muß ich die Rolle der weißen Frau spielen. Sie sehen Herr Justizrath Ernst! ich kenne die Gesetze."

Dann wandte sie sich zu ihrem Nachbar:

„Herr Baron! ich habe Sie als einen galanten Kavalier kennen gelernt — darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten?"

„Befehlen Sie, mein Fräulein!" rief der alte Dandy, indem er sich verneigte.

„Seien Sie mein George Brown!"

„Das heißt?"

„Bieten Sie auf das Schloß Avenel, daß diese beiden Gavestons hier an sich reißen wollen. Ach, wahrhaftig, die Situation ist genau dieselbe, wie in Boieldieu's herrlicher Oper. Darf ich auf Ihre Unterstützung rechnen?"

Baron Emil schüttelte bedächtig den Kopf.

„Mein verehrtes Fräulein! die Angelegenheit ist zu ernst, um sie zum Gegenstande eines Scherzes zu machen."

„O, wer sagt Ihnen, daß ich scherze?“ rief die Schöne, ihr Gesicht in ernste Falten legend. „Der Herr Justizrath Ernst würde mir einen Scherz dieser Art nie verzeihen, und doch liegt mir daran, ihn nicht böse zu machen. Herr Levi Markus oder Markus Levi — wie heißen Sie doch?“

„Levi Markus, Ihnen zu dienen!“ sagte der Jude, sich tief verneigend.

„Herr Levi Markus ist ein zu schlauer Geschäftsmann, um sich mystificiren zu lassen. Wollen Sie, Herr Baron! mein George Brown sein?“

„Genug!“ rief der Justizrath, den die Geduld verließ. „Ich bin zwar nur als der Vertreter einer Partei hier anwesend; aber ich kann nicht umhin, dem Herrn Baron zu rathen, eine Einmischung zu entfernen, die der Würde der Sache nicht angemessen ist.“

„Die Würde der Sache!“ rief Josefine lachend, „was nennen Sie Würde, mein Herr? Vielleicht eine raffinirte Spekulation auf das Eigenthum des armen Barons? Mammon und immer Mammon ist Ihr Losungswort. Ja freilich, diesem Götzen muß mit Würde geopfert werden, auch wenn das Glück eines Menschen dabei zu Grunde geht. Was ist bis jetzt geboten?“ fragte sie Emil.

„Hundertzwanzigtausend Thaler!“

„Nicht mehr auf dieses schöne Gut? das ist himmelschreiend! Herr Justizrath! wo bleibt die Würde bei dieser Spekulation?“

„Wer ist denn dieser Kobold?“ fragte sich Emil.

„Das kann die Abmietherin von Mutter Bielitz doch wohl nicht sein,“ dachte der Jude.

Andreas murmelte:

„Ich selbst habe hundertzwanzigtausend Thaler gezahlt, als die Grundstücke billig waren und dieses Gut sich nicht in dem jetzigen Zustande befand.“

„Sie sind gezwungen zu verkaufen, Herr Baron?“ fragte Josefine.

„Leider ja!“ antwortete Andreas unwillkürlich.

„Gut, ich habe Auftrag Elsborn um jeden Preis zu kaufen.“

„Sie, mein Fräulein?“

„Wie Sie mich hier sehen. Fordern Sie.“

Emil und Andreas starrten sich an.

„Fordern Sie, fordern Sie doch!“ wiederholte Josefine, indem sie ungeduldig mit den kleinen Füßen stampfte.

Emil flüsterte ihr zu:

„Ich soll Ihr George Brown sein?“

„Ja!“

„Haben Sie auch, wie Anna in der weißen Dame, eine gefüllte Schatulle?“

„Es fehlt nichts, mein Herr!“

„Aber Anna hat ihren George Brown nach der Auction geheirathet!“ rief lachend der alte Elegant, der das reizende Geschöpf mit den Blicken verschlang.

„Die Heirath steht in zweiter Reihe. Bieten Sie, bieten Sie, ich werde zahlen."

„Auf der Stelle?"

„Auf der Stelle! das heißt im Laufe des heutigen Tages, wie es das Gesetz erfordert."

„Wohlan," sagte der Baron Emil, „ich will Ihre Zahlungsfähigkeit auf die Probe stellen."

Der Justizrath hatte sich ungeduldig erhoben.

„Mein Fräulein!" rief er, „will der Herr Baron Emil von Sydow Sie als legitimirt betrachten, so hat er die Folgen davon zu tragen — ich ersuche Sie, sich ferner keine Mühe zu geben, ernste Geschäftsleute zu mystificiren."

„Ach, Herr Justizrath!" rief Josefine, indem sie den weißen Schleier, der ihr reizendes, pikantes Gesicht zur Hälfte verbarg, zurückwarf. „Sie wollen als Jurist imponiren! Wohlan, ich werde von meiner Gewohnheit, alle Dinge im Leben von der heitern Seite zu betrachten, abweichen und mit dem Ernste eines Gerichtspräsidenten auftreten."

„Sie bedürfen der Vertretung eines Mannes!"

„Herr Baron Emil von Sydow hat meine Vertretung übernommen."

Emil wandte sich an Josefine.

„Schöne Dame," sagte er galant, „Geld ist die beste Legitimation."

„Der abscheuliche Mammon!" rief sie in komischer Entrüstung. „Alle diese gesetzten Herren beugen

sich unter das schwarze Szepter dieses Dämons. Katholiken, Protestanten und Juden beten ihn an."

„Sie haben Recht," unterbrach sie der bewundernde Emil; „aber dieser Kultus wird die eifrigsten Anhänger finden, so lange die Erde steht. Uebrigens ist eine Versteigerung unnütz, wenn Sie Kapital besitzen."

„Wie?"

„Der Herr Justizrath, der Inhaber von Wechseln meines Bruders, zwingt uns, das Gut zu verkaufen. Setzen Sie uns in den Stand, die Wechsel einzulösen . . ."

„Ah," rief Josefine, „Sie wollen ein Bankgeschäft! Ich bin nicht Banquier und leihe nicht auf Zinsen. Aber das Gut will ich kaufen. Herr Justizrath!" wandte sie sich mit einer Verbeugung an den Juristen, „jetzt kennen Sie den Zweck meiner Reise."

„Aber wie konnten Sie wissen?" fragte Ernst.

„Das ist mein Geheimniß."

„Hexe!" rief Emil. „Reizende Fee!"

„Wer sind Sie denn?" fragte Andreas, indem er gewaltsam seine trüben Augen aufriß.

„Sie werden es zu seiner Zeit erfahren."

„Meine Herren!" sagte sehr ernst der Justizrath, „machen wir diesen Gaukeleien ein Ende. Zeit ist Geld . . ."

„Und Sie, mein Herr! wollen verdienen. Auch ich will verdienen. Zu diesem Zwecke, Herr Justizrath! werden Sie ferner nicht mitbieten."

„Wer will mich daran hindern?"

„Sie werden nicht bieten, trotzdem Sie die Wechsel in der Tasche tragen, deren Macht Sie zu Ihrem Vortheile verwenden."

„Gehen Sie nicht zu weit, mein Fräulein!" drohte der Jurist.

„Sie nannten mich eine Hexe, Herr Baron! — Sie haben Recht. Ich werde sogleich meine Zaubermacht entfalten, wenn der Herr Justizrath nicht freiwillig zurücktritt."

„Zählen Sie nicht darauf!" erklärte dieser entschieden.

„Wohlan, so muß ich meinen Kobold loslassen. Herr Levi Markus . . ."

Baron Emil brach in ein lautes Lachen aus.

„Ist Herr Markus ihr Kobold?" fragte er.

„Niemand eignet sich besser dazu, als er. Sehen Sie nur seinen dicken Kopf, sein wolliges Haar, seine wie Feuerbrände glühenden Augen, seine ganze Gnomengestalt — und nicht wahr, mein lieber Herr! Sie dienen mir gern?"

Der Jude starrte die lächelnde Fee an. Dann rief er verletzt:

„Lassen Sie mich in Ruhe."

„Nach der Arbeit, mein Herr! folgt die Ruhe."

„Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen!"

„Nicht mit mir, wohl aber mit dem Herrn Justizrathe, der wie auf Kohlen sitzt. Ueberreichen Sie das dem Herrn bestimmte Billet."

Markus sprang auf, als ob ihn plötzlich eine Wespe gestochen hätte.

„Ein Billet?“

„Es ist zwar ohne Adresse — geben Sie, damit wir einen Konkurrenten beseitigen.“

„Madame! Madame!“ rief Levi, in dessen Gesichte sich das höchste Erstaunen ausprägte.

„Ich bin noch nicht verheirathet, vergessen Sie das nicht.“

„Aber wie können Sie wissen, daß ich im Besitze eines Billets bin . . .“

„Eine Fee, Herr Markus! weiß Alles! Und nun bitte ich die Herren zu glauben, daß ich eine gute Fee bin, ein versöhnender, wohlthätiger Geist.“

Der Jude zog wirklich ein Billet hervor und überreichte es dem Justizrathe.

„Von wem?“ fragte dieser.

„Ich weiß es nicht.“

„Lesen Sie, lesen Sie doch!“ rief Josephine, die ihre Neugierde zu verbergen suchte.

Ernst erbrach das Billet und las. Dann sah er abwechselnd den Juden und die wenigen Zeilen an, die das kleine Papier enthielt. Es ließ sich nicht verkennen, daß er mehr als überrascht war. Während die andern drei Männer in schweigender Verwunderung verharrten, neigte sich Josefine lächelnd zu dem Justizrathe und fragte:

„Werden Sie auf das Gut bieten?"

„Ich glaube, ja!"

„Dann muß ich meinen Plan ändern. Präsentiren Sie Ihre Wechsel, Herr Justizrath!"

„Wem?"

„Dem Aussteller."

„Hier?"

„Sofort."

„Wer wird zahlen?"

„Ich, Josefine."

„Gestatten Sie mir, daß ich dieses Geschäft in der Gerichtsstube ordne."

„Wie Sie wollen — man wird die Wechsel einlösen."

Andreas von Sydow hatte seinen Lehnstuhl verlassen.

„Es kann mir zwar nur angenehm sein," sagte er mit erregter Stimme, „wenn man mich der Nothwendigkeit überhebt, mein schönes Gut unter dem Preise zu verkaufen, aber bevor ich mich auf Weiterungen einlasse, die möglicherweise ohne Resultat bleiben, möchte ich doch eine kleine Garantie haben . . ."

„Sie sind ein wahrhafter Schüler des heiligen Thomas!" rief Josefine. „Schieben Sie einfach die Verhandlungen nur einige Tage auf, und man wird Ihnen liefern, was Sie fordern. Der Herr Justizrath wird einwilligen, denn die Nachricht, die ihm das Billet

gebracht, ist wohl der Ueberlegung werth. Sollte er indeß anderer Meinung sein, so übernehme ich es ..."

„Genug!" sagte Ernst, der nachdenkend geworden war, nachdem er das Billet noch einmal gelesen hatte. „Ich erkläre, daß ich meine Wechsel noch drei Tage ruhen lasse. Es ist diese Erklärung nicht etwa die Folge des Auftretens jener jungen Dame, eben so wenig als ich dem Billete des Herrn Markus einen Einfluß zuschreibe; wohl aber habe ich, wie ich dem Herrn Baron versprochen, die Interessen des Gutsherrn im Auge, die durch Einmischung fremder Personen leicht gefährdet werden können. Gestatten Sie mir, daß ich bis dahin Gast in diesem Schlosse bleibe."

Der Gutsherr verneigte sich, als Zeichen, daß er beistimme. Der Justizrath grüßte und verließ das Zimmer.

„Und was beschließt meine reizende Anna?" fragte Baron Emil, der mit der Wendung der Dinge zufrieden war.

„Sie gibt ihre Hoffnung auf George Brown nicht auf. Und wie könnte sie auch? Anna vermag ohne George Nichts, denn wir armen Frauen haben vor Gericht keine Geltung. Und nun zu Ihnen ein Wort, Herr Markus Gaveston! Sie haben Auftrag, das Gut Elsborn zu kaufen. Leugnen Sie es nicht, ich weiß es aus guter Quelle. Wohlmeinend rathe ich Ihnen: lassen Sie Ihre Hand von dem Handel, gehen Sie vielmehr

nach Köln zurück und wachen Sie über Lea Pik, die Tochter des vor Jahren verschollenen Juden. Der alte Mann könnte wiedererscheinen und seine Tochter reklamiren.

Josefine konnte nicht weiter reden, denn der greise Schloßherr taumelte, wie von einem jähen Schwindel befallen, hielt sich an der Lehne seines Stuhls, wimmerte wie von heftigen Schmerzen gefoltert, und glitt langsam zu Boden. Emil eilte seinem Bruder zu Hilfe; er setzte ihn sanft in den Stuhl. Alle Gesichtsmuskeln des Greises zuckten krampfhaft; seine Augen waren geschlossen. Die magern, sehnigten Hände klammerten sich an die Lehnen des Stuhls.

„Die Aufregung war zu groß," sagte Emil mitleidig. „Es mußte sich das alte Uebel einstellen. Verdammt," fügte er in zorniger Aufwallung hinzu, „unter solchen Verhältnissen ist das Leben ein Jammer."

Josefine, heftig erschreckt über den traurigen Vorfall, ergriff rasch die Karaffe und benetzte die Schläfe des Leidenden mit Wasser. Sie gab sich diesem Geschäfte mit einer rührenden Aengstlichkeit hin. Ihr schlanker Körper bebte, ihr zartes Gesicht war bleich wie eine Lilie und Markus, der sie bewundernd beobachtete, glaubte Thränen in ihren schönen Augen zu sehen. Ein echter Sohn Abraham's, der seine Aufmerksamkeit auf Alles richtet, suchte er die ungewöhnliche Rührung der jungen Dame zu deuten, deren Keckheit sich in warme Theilnahme verwandelt hatte. Sie mußte zu dem alten

Baron in mehr als geschäftlicher Beziehung stehen. Und wie konnte sie den Namen der Pflegetochter seiner Mutter wissen? Wer hatte ihr von dem verschollenen Juden Pik gesagt? Diese Josefine mußte jene Madame Seltenau sein, die in dem Dachstübchen der Mutter Bielitz eine so seltsame Rolle spielte. Es war dies Grund genug für den Juden, sein Verbleiben auf dem Schlosse auszudehnen.

Der Baron hatte sich unter den Händen der Dame wieder erholt; er sah seine Pflegerin mit den trüben, gerötheten Augen starr an. Dann legte er die zitternde Hand an die Stirne. Er wollte reden, aber die Zunge versagte ihm den Dienst.

„Bruder," rief Emil, „fasse Muth!"

Josefine ergriff seine Hand und küßte sie. Es schien, als ob auch sie vor Erregung nicht reden konnte. Sie legte ihren vollen Arm auf die hohe Rücklehne des Sessels, stützte den Kopf auf den Arm und begann zu weinen. Des Juden Erstaunen läßt sich nicht beschreiben. Emil beobachtete seinen Bruder, der immer noch regungslos in dem Sessel lag.

Plötzlich fuhr Josefine auf; sie warf rasch einen Blick auf den Kranken.

„Man hole einen Arzt!" rief sie heftig. „Ihr Leute schafft einen Arzt!"

Sie wollte nach der Thüre eilen, um den Klingelzug zu ergreifen.

Emil hielt sie zurück.

„Bleiben Sie, mein Fräulein! Wir kennen diese Zufälle, sie stellen sich seit Jahren ein. Die Erstarrung geht vorüber. Stören Sie die Ruhe meines Bruders nicht."

Nach zwei Minuten bewegte sich der Greis, den Josefine ängstlich beobachtete.

„Lisette!" rief er mit schwacher Stimme und ohne die Augen zu öffnen. „Lisette! Deine Hand, mein liebes Kind!"

„Lisette? Wer ist Lisette?" fragte Josefine erregt, indem sie zurücktrat.

Emil winkte mit der Hand, daß sie schweigen möge. Dann bat er den Juden, er möge das Zimmer verlassen. Levi Markus leistete ungern Folge, denn die Szene hatte für ihn das größte Interesse. Er ging.

Baron Emil ergriff die Hand Josefinens und zog sie an das Fenster.

„Lassen Sie meinen Bruder," flüsterte er, „nach einigen Minuten der Ruhe wird er wieder zum Bewußtsein gelangen. Aber Sie, mein Fräulein! werfen Sie die Maske ab — wer sind Sie? Was führt Sie nach Elsborn? Warum weinen Sie bei dem Anblicke des Kranken?"

„Fragen Sie mich nicht," bat sie zitternd; „noch kann ich mich Ihnen nicht entdecken! Ich habe den Schein gegen mich, er stempelt mich zu einer Abenteurin —"

„Gleichviel, entdecken Sie sich mir! Dem Bruder des Kranken, für den Sie eine lebhafte Sympathie zu hegen scheinen, können Sie sich furchtlos anvertrauen. Sie sind in verhängnißvoller Zeit hier erschienen — —"

„Noch einmal: dringen Sie nicht in mich, Herr Baron!" bat Josefine, deren Augen Thränen entströmten. „Ich kann nicht verbürgen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage."

„Sie sind eine seltsame Person!"

„Ohne Zweifel!" flüsterte Josefine, indem sie schwermüthig ihr schönes Haupt neigte. „Ich erscheine mir selbst seltsam — mein ganzes Leben ist ein Räthsel, dessen Lösung ich hier erwarte."

„Bei meinem Bruder?"

„Auf Elsborn."

„Und darum wollen Sie das Gut kaufen?"

„Ich trage Sorge, daß es der Familie Sydow erhalten bleibe. Sie handeln in Ihrem eigenen Interesse, wenn Sie mir gestatten, daß ich mich zur geeigneten Zeit erkläre. Forschen Sie nicht, wohin ich gehe, und bin ich hier, so belästigen Sie mich nicht mit Fragen, die ich Ihnen nicht beantworten kann. Aber glauben Sie mir, meine Mission wird bald erfüllt sein. Indem ich schweige, handle ich ehrlich; wollte ich reden, würde ich Sie möglicherweise betrügen. Darum lassen Sie mich gewähren und seien Sie mir freundlich gesinnt ohne Argwohn. Ich weiß, daß ich viel fordere,

daß ich Ihnen verdächtig erscheinen muß! aber liefere ich Ihnen, sobald es mir gestattet sein wird, die Erklärung, so werden Sie nicht nur den Zusammenhang sehr einfach finden, sondern mir auch Ihre Theilnahme und vielleicht auch Ihre Achtung nicht versagen."

Diese Worte, von so schönen Lippen und mit so tiefer Rührung gesprochen, verfehlten ihre Wirkung auf das weiche Gemüth Emil's nicht. Der Baron war nicht Realist genug, um Widerstand zu leisten.

„Ich stelle eine Bedingung!" sagte er rasch.

„Nennen Sie mir diese Bedingung."

„Sie verlassen diese Gegend nicht, ohne von mir Abschied zu nehmen."

„Das schwöre ich Ihnen bei der heiligen Jungfrau, auf deren Schutz ich mit voller Zuversicht vertraue!" rief Josefine leise, indem sie ihre kleine Hand zum Himmel emporhob.

Andreas regte sich.

„Lisette!" murmelte er. „Lisette! Führe mich in den Garten, in die frische Luft. Hier ist es heiß, mir brennt der Kopf, die Augen schmerzen."

Der Bruder ging zu ihm.

„Andreas! sei ein Mann!"

„Emil!" flüsterte er mit Anstrengung, „Du bist's?"

„Ich, Dein Bruder, der für Dich sorgt und Deine Angelegenheiten ordnen wird. Aber nun fasse Dich, denke ruhig über die Sache und schone Deine Gesundheit."

„Emil! wer sprach von der Tochter des verschollenen Juden? Hast Du es nicht auch gehört?"

„Der Teufel treibt jetzt sein Spiel in unserem Schlosse! Aber ich sorge dafür, daß es sobald kein Jude wieder betreten wird."

Er zog die Glocke. Lisette trat rasch ein, das gute Kind hatte lange auf dieses Zeichen gewartet, denn sie kannte die Natur des alten Mannes, dem sie herzlich zugethan war.

„Ich dachte es mir!" rief sie schmerzlich aus, als sie einen Blick auf den Stuhl geworfen hatte. „So konnte es ja nicht vorübergehen. Herr Baron!" flüsterte sie dem alten Elegant zu, „ich habe es Ihnen im Voraus gesagt — schaffen Sie die Leute aus dem Hause, oder der gnädige Herr hat den Tod davon."

Andreas streckte beide Hände aus, empfing die liebliche Lisette und drückte einen Kuß in ihr schweres Haargeflecht.

„Ach, Sabine!" seufzte er tief und schwer.

Der Name „Sabine" scheuchte die Dame empor, die bis jetzt wie träumend in der Fensterbrüstung gestanden hatte. Ihre Augen glänzten, ihre Lippen zuckten — plötzlich mäßigte sie ihre Aufwallung, als sie sah, daß Emil sie beobachtete. Sie ergriff ihren kostbaren Shawl, den sie bei der Pflege des Kranken abgelegt hatte, verneigte sich und ging der Thüre zu. Emil folgte ihr bis auf die Hausflur.

„Wo wohnen Sie?" fragte er.

„Sie vergessen unsere Bedingung, Herr Baron!" antwortete sie, schelmisch mit dem Finger drohend.

„Verzeihung, mich leitet nicht die Neugierde; ich frage, um mich Ihnen, wenn es sein kann, nützlich zu zeigen."

„Beobachten Sie den Justizrath;" flüsterte sie mahnend.

„Warum? Er hat drei Tage Frist versprochen."

„Die Wechsel fürchte ich nicht, wohl aber . . ."

Sie unterbrach sich, als ob sie fürchtete, zu viel zu sagen. Dann trat sie auf die umgitterte Freitreppe vor dem Hause hinaus.

„Nun, was fürchten Sie denn?" fragte Emil, der den Eindruck bemerkt hatte, den die Nennung des Namens „Sabine" hervorgebracht.

„Ich kann nicht gehen, ohne Ihnen einen guten Rath zu ertheilen: tragen Sie Sorge, daß der Justizrath Ihren Bruder nicht beobachtet, wenn er durch die Krankheit des klaren Bewußtseins beraubt ist. Und ich fürchte, der Jude hat schon zu viel gehört und gesehen. Beherzigen Sie meine Worte. Adieu, Herr Baron! verkaufen Sie das Gut nicht ohne mich!"

„Wie kann ich Sie benachrichtigen, da ich nicht weiß, wo ich Sie finde?"

Sie reichte ihm ihre kleine Hand.

„Wenn Sie mich auch nicht sehen, Herr Baron! werde ich Ihnen doch stets nahe sein, wie die weiße

Frau ihrem George Brown. Wir stehen in einem geistigen Rapport. Für den Augenblick haben wir unsern Zweck erreicht — das Gut ist nicht verkauft."

Josefine entzog ihm die Hand, hüpfte leichtfüßig die Stufen der Treppen hinab, eilte durch das offene Gitter des Schloßthores und verschwand zwischen den Bäumen der Lindenallee, die dem nahen Walde zuführte.

Baron Emil, ein Kenner, sah ihr lange nach; er bewunderte ihr anmuthiges Wesen, die Geschmeidigkeit ihrer Gestalt, den Wohlklang ihrer Stimme und den leichten, schwebenden Gang. Als der letzte Schimmer ihres weißen Schleiers verschwunden war, schüttelte der Baron sein Haupt.

„Es gehen seltsame Dinge vor!" dachte er. „Die Habgierigen finden sich ein wie die Raben, die Aas wittern. So schön nun auch dieser Dämon ist, so wenig traue ich ihm. Wenn ich Alles bedenke, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Brust meines Bruders ein ernstes Geheimniß birgt, auf dessen Grund die Konkurrenten, die sich eingefunden, ihr Verfahren bauen. Diese hier fürchtet den Justizrath, der Justizrath fürchtet den Juden, und der Jude fürchtet den reizenden Kobold, der ihn zwang ein Billet abzugeben. Wären die verdammten Wechsel aus der Welt geschafft! da sie noch ihre verhängnißvolle Kraft ausüben, muß ich mich in Geduld fassen. Vor allen Dingen ist es nöthig,

daß ich meinen Bruder beobachte und daß er dem Bereiche der Gäste fern bleibe. Sie werden ihn nur in meiner Anwesenheit sehen."

In diesem Augenblicke ging ein junger Bauer grüßend über den Hof.

„Peter!" rief der Baron.

Peter zog die Mütze und sprang die Treppe herauf.

„Was befehlen Herr Baron?"

„Hast Du wichtige Arbeit vor?"

„Nein, Herr!"

„So verfolge die Schloßallee und beobachte eine Dame mit weißem Schleier, die so eben von mir gegangen ist."

„Ich habe sie gesehen, Herr Baron!"

„Gut, so kennst Du sie. Verfolge also die Dame, doch so, daß sie Deine Absicht nicht gewahrt. Du siehst, wohin sie geht, und bringst mir Nachricht."

„Ich verstehe den gnädigen Herrn," antwortete Peter. „Die Dame soll mir nicht entgehen, und ich komme nur dann erst zurück, wenn ich weiß, wo sie geblieben ist. Daß Sie mich geschickt haben, darf sie nicht erfahren."

„Du weißt nun Alles, Peter?"

„Ja, Herr!"

„Ich verlasse mich auf Dich. Fort!"

Der lebhafte Bursch sprang die Treppe hinab und verließ laufend den Schloßhof. Als Emil die ge-

räumige Hausflur betrat, kam ihm Lisette entgegen; sie weinte. Der Baron fragte, was geschehen sei.

„Ach, der gnädige Herr muß recht krank sein!“ schluchzte das junge Mädchen, indem es mit der weißen Schürze die Augen trocknete. „Wie heute habe ich ihn noch nie gesehen.“

„Du solltest ihn doch in den Garten führen!“

„Das wollte ich, aber er stieß mich plötzlich von sich, nannte mich ein undankbares Mädchen und befahl mir, Sie zu rufen.“

Emil tröstete Lisetten, die wie ein Kind bitterlich weinte.

„Nimm das nicht so genau, mein armer Bruder ist krank und ein Kranker weiß nicht, was er thut. Sind die Schmerzen vorüber, so bist Du wieder sein Liebling.“

Der Baron streichelte die Wangen Lisettens und ging dann in das Zimmer seines Bruders. Lisette trocknete ihre Thränen. Um sich von dem Schrecken zu erholen, suchte sie ihr Zimmerchen auf, das im Erdgeschoße lag und mit den Fenstern nach dem Garten hinausging. Sinnend saß sie auf dem Stuhle. Plötzlich hörte sie ein Geräusch an dem Fenster; sie sah auf — da zeigte sich das Gesicht Martins hinter der glänzenden Scheibe. Erschreckt fuhr sie auf. Er winkte — sie öffnete rasch das Fenster.

„Um Gottes willen, Martin! Du kommst um diese Zeit in das Schloß!“

„Still, still, Lisette! es hat Nichts zu bedeuten.“

„Bringst Du mir eine wichtige Nachricht?“

„Nein; aber ich glaube hier wichtige Nachrichten zu empfangen.“

„Von wem?“

„Von dem fremden Herrn, der im Schlosse wohnt.“

„Es sind zwei Fremde hier.“

„Ich meine den Justizrath Ernst. Er hat mich bestellt, denn Du mußt wissen, daß er der Mann im Garten war, der den Baron belauscht hat. Siehst Du, Lisette! aus diesem Grunde muß ich zu ihm gehen ..“

Lisette faltete die Hände und sah erschreckt den jungen Mann an, der auf dem Geländer des Weinstocks stand und bis zur Brust sichtbar war.

„Du lieber Gott,“ flüsterte sie, „was geht denn hier vor. Der arme Baron ist so krank, daß er fantasirt und mich von sich stößt, als ob ich ihn beleidigt hätte. Ach, Martin! hättest Du sein bleiches Gesicht und das Zittern seiner Glieder gesehen, Du würdest wie ich traurig sein und weinen. Auch eine vornehme Dame war da, die sich stellte, als ob sie hier zu Hause sei. Ich lasse es mir nicht nehmen — mit allen unseren Verhältnissen geht eine große Veränderung vor. Vielleicht verstößt man mich und ich muß auswandern, ehe Du eine sichere Stellung hast.“

Sie weinte heftiger als zuvor.

„Beruhige Dich, Lisette!“ flüsterte Martin, „ich lasse nicht von Dir, und wenn Alles zu Grunde geht. Daß es mit den Verhältnissen des armen Barons nicht richtig ist, habe ich längst bemerkt, und die Vorgänge in der Eremitage liefern den Beweis, daß der alte Herr irgend ein Ereigniß fürchtet. Darum ist er auch krank geworden und weiß vor Angst nicht, was er thut. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte nach dem Schlosse gehen, selbst auf die Gefahr hin, den Schulmeister in Zorn zu bringen. Mir bleibt wenig Zeit, darum führe mich rasch zu dem Fremden.“

Martin sprang mit einem kräftigen Satze in das Zimmer. Zärtlich umschlang er die Geliebte und drückte sie an sich.

„Du bist meine einzige Stütze!“ flüsterte weinend Lisette. „Wenn Du mich verläßt, bin ich von aller Welt verlassen. Ich weiß keinen Rath mehr. Heilige Jungfrau, wenn der Fremde Alles gesehen hätte!“

„Führe mich nur zu ihm!“ bat Martin. „Ich werde es schon einzurichten wissen, daß ich die Absicht des Justizraths erfahre. Und nun weine nicht mehr, Lisette! Du bleibst mir, ich bleibe Dir treu, wie es auch kommen möge.“

Beide verließen das Zimmer. Hausflur und Treppe waren still, es zeigte sich kein Domestik. Auf dem Korridor des ersten Stockes blieb Lisette vor einer Thüre stehen.

„Hier wohnt der Fremde, den sie Justizrath nennen."

„Gut. Wenn Du kannst, sorge, daß uns Niemand stört. Sollte ich Dich nach der Unterredung nicht mehr sprechen können, so sehen wir uns diesen Abend."

„Mir ist so bange!" flüsterte Lisette traurig.

„Ohne Grund. Ermuthige mich durch einen Kuß!"

Nach einem innigen Kusse trennten sie sich. Lisette trat den Rückweg an, Martin klopfte an die Thüre. Der Justizrath forderte mit lauter Stimme zum Eintreten auf. Martin kam der Aufforderung nach. Ernst sah erstaunt den jungen Mann an, der sich mit natürlichem Anstande verbeugte. Er vermuthete zwar den Liebhaber Lisettens, um aber ganz sicher zu gehen, fragte er:

„Wen suchen Sie?"

„Den Herrn Justizrath Ernst."

„Er steht vor Ihnen."

„Sie haben mich zu sich beschieden, mein Herr!"

„Ah, ganz recht. Ich habe Sie erwartet."

Man sprach nicht von den Vorgängen der Nacht, die der Leser kennt; mit der Gewandtheit, die dem Justizrathe eigen, näherte er sich dem Ziele, das er verfolgte. Martin nahm Anstand, über seine Vergangenheit Aufschlüsse zu geben.

„Warum?" fragte er lächelnd. „Welches Interesse nehmen Sie an meinem Leben? Der Schleier, der meine

Vergangenheit bedeckt, ist mir willkommen, denn eine Ahnung, deren ich mich nicht erwehren kann, sagt mir, daß ich Feinde habe . . ."

Der Justizrath führte den jungen Schullehrer zu dem Sopha.

„Nehmen Sie Platz," sagte er, „wir müssen uns verständigen. Daß jeder Mensch Feinde hat, ist eine Wahrheit, die ich nicht zu bestreiten wage. Die gefährlichsten sind die, welche von den Verhältnissen erschaffen, minder gefährlich aber sind diejenigen, die an der Person selbst ein Aergerniß finden. Nun sind aber die Personen von den Verhältnissen unzertrennlich, und indem man Verhältnisse beseitigt, schadet man den Personen. Es findet eine nothwendige Wechselwirkung statt. Ihre Verhältnisse sind von der Art, daß sie Ihnen nur Glück bringen können — ich nehme an, daß Sie derselbe Martin Faber sind, den ich suche. Ist dies nicht der Fall, so verbürge ich Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß ich über das, was Sie mir mitgetheilt, ein ewiges Schweigen beobachten werde. Genügt Ihnen diese Versicherung?"

„Ohne Zweifel, Sie sind ja ein öffentlicher Beamteter, ein Mann, dem die Leute Hab und Gut anvertrauen. Aber Herr Justizrath! ich fühle keine Neigung, in andere Verhältnisse einzutreten. Wenn ich der Nachfolger des alten Klär werde, so habe ich keinen Wunsch mehr."

„Der alte Klär, mein lieber Herr! ist Ihr gefährlichster Feind. Während Sie für ihn arbeiten müssen, zieht er Ihre Revenüen. Ihm liegt daran, daß Sie untergehen. Nicht wahr, der Mann hat Vermögen?"

„Er ist reich!"

„Das spricht für meine Vermuthungen."

„Warum wenden Sie sich nicht an ihn?"

„Zu Ihrem Heile. Es handelt sich um die Beschaffung von Dokumenten . . ."

„Und wenn ich nun der bin, den Sie suchen?"

„So werden Sie durch mich ein selbstständiger Mann werden, hängen nicht mehr von dem habsüchtigen Schulmeister ab, und können die Dame Ihres Herzens heimführen."

Dieser letzte Grund entschied. Martin, dessen jugendliches Gesicht in Purpur aufglühete, entschloß sich, seine Vergangenheit mitzutheilen. Die Thränen Lisettens, die er vorhin gesehen, hatten ihn mit ernsten Befürchtungen erfüllt.

Drittes Kapitel.

Martin Faber.

Der Justizrath hatte ein Taschenbuch vor sich liegen, in das er von zu Zeit Notirungen eintrug. Martin saß neben ihm; er hielt seinen runden Hut auf den Knieen und erzählte:

„Meine erste Jugendzeit verlebte ich auf einem Dorfe in der Nähe von Wiesbaden. Ich kann nicht sagen, daß man mich schlecht behandelte, oder daß es mir an Etwas gefehlt hätte. Die Frau, die als Mutter für mich sorgte, war die Schwester des Schulmeisters Klär, desselben, dem ich jetzt als Adjunkt zugetheilt bin. Konkordia, so hieß die alte Jungfer, war ein derbes, aber ein gutes Frauenzimmer; ich nannte sie Base, denn man gab mich für einen Sohn ihrer verstorbenen Schwester aus, die an den Dorfschmid Faber verheirathet gewesen war. Ich erinnere mich dunkel, daß zwei oder drei Male eine vornehme, sehr junge Dame ankam, die mit dem Schulmeister viel zu verhandeln hatte. Jedesmal, ehe sie ihren Wagen bestieg, der von einem Postillon, dessen bunte Uniform und schwarzer Haarstutz mich interessirten, gefahren wurde, küßte sie mich und schenkte mir ein blankes Goldstück. Kaum war sie fort, so mußte ich das Geschenk der Base geben; meine Weigerung wurde mit der Ruthe bestraft. Ich mochte acht oder neun Jahre alt sein, als mir der Sohn eines Nachbars, der vielleicht zwölf Jahre zählte, bei Gelegenheit eines solchen Besuches sagte: „Du, das war Deine Mutter!" Ich theilte diese Bemerkung der Base mit. „Narr," rief sie, „die vornehme Dame ist Deine Pathe, sie fragt nach, wie es Dir geht und macht Dir kleine Geschenke nach Art der reichen Leute." — „Wer ist denn meine Pathe?" fragte ich. „Eine gute

Dame, Dein Vetter hat sie einst unterrichtet." — Diese Worte merkte ich mir. Vetter Klär unterrichtete mich nun sehr eifrig, ich trieb Musik und alle Wissenschaften, die zu dem Stande eines Schulmeisters erforderlich waren. Der Pfarrer ertheilte mir Unterricht im Lateinischen und in der Religion. Ich wartete auf die Dame — sie kam nicht wieder. Die Base antwortete auf mein Befragen: „Was kümmert Dich die Dame! Du hast Alles, was Du brauchst und bedarfst der Unterstützung Deiner Pathe nicht, die Dich wahrscheinlich vergessen hat. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist — nun frage mich weiter nicht!"

„Diese Antwort war mir ungenügend; die Aeußerung des Knaben wollte mir nicht mehr aus dem Sinne und wenn ich der Goldstücke gedachte, entstanden Vermuthungen, welche meine kindliche Fantasie zur Gewißheit erhob. Das Leben in dem einsamen Schulhause behagte mir nicht und die Gesellschaft der Bauernkinder war mir unerträglich. Ich sonderte mich ab, und ward dafür verhöhnt. Hieraus entstand natürlich Streit und aus dem Streite ward Schlägerei."

„Deine Mutter schämt sich Deiner!" rief die zornige Mutter eines von mir geprügelten Knaben. „Wer bist Du denn, daß Du hier den Herrn spielen willst? Du trägst zwar eine Jacke von feinem Tuche, bleibst aber doch ein Bastard. Wir kennen das, wir lassen uns durch Großthuerei nicht verblüffen!"

„Zwar beklagte ich mich über solche Abfertigungen nicht; aber sie hinterließen einen nachhaltigen Eindruck auf mein Gemüth. Mir kam es wirklich vor, als ob ich in den Kreis, der mir angewiesen, nicht paßte, und als ob mir die vornehme Dame mehr als Pathe sein müsse. Je älter ich wurde, je strenger hielt mich der Schulmeister, ich durfte zu den Knaben des Dorfes nicht mehr in Beziehung treten. Das war mir recht, denn ich fand keinen Gefallen an ihrem Umgange. Nach meiner Konfirmation brachte mich der Vetter in die Stadt, daß ich das Gymnasium besuchte. Ich wohnte bei einer Witwe, einer Freundin meines Vetters, die, ich muß es mit Dank erkennen, mich die Base nicht vermissen ließ.

„Jetzt begann eine schöne Zeit für mich. Das Studium der alten Sprachen und das Lesen unserer deutschen Klassiker gewährte mir einen hohen Genuß. Ich gedachte in stolzer Geringschätzung der Bauernjungen die mich verhöhnt hatten; aber auch mit großer Liebe und Dankbarkeit des Vetters, der mich eines solchen Glückes theilhaftig machte. Bis dahin war es noch unentschieden, welchen Lebensweg ich wählen sollte, denn meine günstigen Schulzeugnisse hatten in dem Vetter den Plan erzeugt, mich Rechtswissenschaft oder Theologie studiren zu lassen.

„Ich war Tertianer und las Xenophons Memorabilien, Julius Cäsar und Ovid eben so leicht, als

Schiller's, Göthe's und Wieland's Werke — da kam ein neuer Lehrer, der Doktor Bernhard, an. Der Doktor ward Ordinarius meiner Klasse. Ein neuer Schüler ward aufgenommen, der Stiefsohn des Doktors. Albert Lisinsky, so ward dieser Stiefsohn genannt, stand genau in meinem Alter. Wir wurden Bekannte, und schon nach wenigen Wochen hatten wir eine Freundschaft geschlossen, die wir treu bis an das Ende unseres Lebens zu bewahren geschworen. Der Zufall hatte es gefügt, daß der Doktor eine Wohnung mir gegenüber bezogen, und dieser Umstand begünstigte den regen Freundschaftsverkehr. Der Doktor gewann mich lieb und gestattete mir, unter seiner Leitung mit Albert gemeinschaftlich zu arbeiten. Die Witwe, der man mich anvertraut, hatte Nichts dagegen, sie sah es sogar gern, daß ich den größten Theil meiner Zeit in dem Hause des Doktors verbrachte, der sich so lebhaft für mich interessirte.

„Albert war ein schöner lebhafter Junge; er erzählte von Rußland, von Petersburg und Moskau wo er seine Jugend verlebt hatte. Einst, an einem Sonntagmorgen, machten wir einen Spaziergang in die Berge, welche die Stadt umgaben. Wir hatten die Erlaubniß, erst am Abend zurückzukehren. Dieser Sonntag gehört zu den merkwürdigsten Tagen meines Lebens. Ich erinnere mich der einzelnen Vorgänge noch so genau, als ob ich sie gestern erlebt hätte. Es war um Mittag, als wir im Schatten einer großen Eiche im Moose lagen,

Ueber uns in den dichten Zweigen sangen die Vögel, neben uns rieselte eine Quelle aus dem Gestein, deren frisches Wasser unsern Durst gestillt hatte. Albert erzählte wieder von Petersburg und Moskau, und schilderte mir Verhältnisse, von denen ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Er beschrieb mir die Pracht eines fürstlichen Hauses, die Equipagen, die Pferde, die Jäger, Bedienten, Hunde und sonstigen Zubehör eines großen Lebens. Die zwar anständigen, aber nichts weniger als glänzenden Verhältnisse des Doktors schienen mir einen grellen Kontrast mit den geschilderten zu bilden. Ich fand mich veranlaßt, Albert zu fragen:

„Wer war denn Dein Vater, und wie ist es gekommen, daß Du jetzt nicht besser lebst, als ich?"

„Albert fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sah mich mit einem seltsamen Blicke an, mit einem Blicke, in dem ich Groll und Traurigkeit zu erblicken glaubte.

„Martin!" rief er aus, „Du bist mein Freund, und Dir will ich mein Herz ausschütten, auf dem eine schwere Last liegt. Hätte ich Dich nicht gefunden, ich würde vielleicht mein gegenwärtiges Leben unerträglich finden!"

„Ich erschrak vor dem Tone, in dem der Freund zu mir sprach. Das war mehr als jugendliche Schwärmerei, das war ein Ernst, der tief im Gemüthe wurzelte.

„Du willst wissen," fragte Albert, „wer mein Vater war?"

„Verzeihung, lieber Freund! meine Theilnahme, nicht meine Neugierde . . ."

„Du würdest es früher oder später doch erfahren haben, denn ich muß mich aussprechen, kann das quälende Geheimniß nicht länger allein tragen. Ich habe meinen Vater nie gekannt. Der Doktor ist ein gelehrter, ein guter Mann, aber wenn ich meine Vergangenheit bedenke, wenn ich meine arme Mutter betrachte..."

„Er schwieg, Thränen erstickten seine Stimme. Dann legte er die geballten Fäuste an die Stirn und murmelte:

„Wäre ich ein selbstständiger Mann!"

„Ein schmerzliches Gefühl bemächtigte sich nun auch meiner, denn ich hatte ja weder den Vater noch die Mutter gekannt.

„Tröste Dich, Freund!" gab ich zur Antwort, „Du bist besser daran, als ich, denn Dir ist die Mutter geblieben. So lange ich denken kann, befinde ich mich unter fremden Leuten. Von meinen Eltern weiß ich wenig, und das Wenige ist nur geeignet, in mir die seltsamsten Gedanken und Vermuthungen zu erwecken."

„Nun erzählte ich ihm kurz, was Ihnen, Herr Justizrath! schon bekannt ist."

„Also auch Du, Martin!" rief Albert aus, „gehörst zu den unglücklichen Geschöpfen, denen das Ge-

schick ein räthselhaftes Dasein angewiesen, denen man einen ahnenden Blick in eine wunderbare Sphäre gestattet! O über die Ungewißheit, sie wird mich noch tödten!"

„Wende Dich an Deine Mutter."

„Meine Mutter!" rief Albert. „Sie schweigt, vielleicht weil sie muß."

„Wer zwingt sie?"

„Sie spricht von höheren Rücksichten. Ach, sie fühlt sich sehr unglücklich, seit wir hier sind. Der Doctor behandelt sie gut, er liebt und ehrt sie, erfüllt jeden ihrer Wünsche, sobald sie ihn äußert — aber ein Kummer nagt an ihrem Herzen, und den Grund dieses Kummers möchte ich kennen lernen. Brechen wir auf, wandern wir weiter, weiter in das Gebirge, daß ich die große, wilde Natur sehe, um meinen Geist von den Erbärmlichkeiten des Lebens abzulenken."

„Mein Freund bestieg die höchsten Klippen; er jauchzte, daß das Echo in den Thälern wach wurde, wenn er einen gefährlichen Punkt erreicht hatte. Singend kam er zu mir zurück, der ich für sein Leben gezittert. Mit sanftem Vorwurf verwies ich ihm seine Waghalsigkeit.

„Nimm mich, wie ich bin!" rief er mir exaltirt zu. „Ich kann nicht am Boden bleiben, es zieht mich hinauf auf die Höhe, selbst wenn sie gefährlich ist. Das liegt im Blute, Martin! Dir war es im Schulhause zu

enge, weil eine Ahnung von etwas Größerem in Deiner Brust lebte — mir ist die Stadt, mir ist das Land zu enge, ich muß fort!"

„Auf dem Heimwege fragte ich ihn, ob er eine Ahnung von seinem Vater habe, wie ich von meiner Mutter. Wir wanderten durch ein blühendes Kornfeld, während Albert erzählte . . .

„Doch, Herr Justizrath!" unterbrach sich Martin plötzlich, „ich werde zu breit in meinem Berichte, die Erinnerung an jene Zeit reißt mich mit sich fort. Der Wunsch, Ihnen ein möglichst getreues Bild von meiner Vergangenheit zu liefern, ist zu lebhaft und das Schicksal Alberts ist mit dem meinigen gewissermaßen verknüpft . . ."

„Fahren Sie fort, mein junger Freund!" bat Ernst dringend. „Alles, was auf Sie Einfluß ausgeübt, ist mir von Wichtigkeit. Verschweigen Sie mir Nichts von Ihren Beziehungen zu jenem fantastischen Albert, der, wie Sie sagen, auch den Namen Lisinsky führt. Was erzählte er Ihnen?"

Der Justizrath verbarg sein großes Interesse, das er an der Sache nahm, er hatte die letzte Frage so gleichgiltig als möglich ausgesprochen.

Martin, der, wie sein Freund, nicht frei von romantischer Schwärmerei war, fuhr fort:

„Albert, der gern die Gelegenheit ergriff, mir sein Herz auszuschütten, erzählte also: „Wir bewohnten in

Petersburg einen Palast und hatten ein Dutzend Leibeigene zur Bedienung. Der Doktor Bernhard war mein Hofmeister, ich bewohnte mit ihm einen eigenen Flügel des Palastes. Er leitete meine Studien, meine Körperübungen und meine Spiele. Im Sommer machten wir auf schönen Pferden weite Spazierritte und im Winter fuhren wir in Schlitten auf die Jagd. Bernhard, ein guter Schütze, bildete mich zu einem gewandten Jäger heran. So führte ich das Leben eines reichen Kavaliers. Die Mutter, die man Frau von Lisinsky nannte, hing in großer Zärtlichkeit an mir, aber sie vermied es, mit mir von dem Vater zu sprechen, den ich nie gesehen hatte. Je älter ich wurde, je mehr fiel mir dieser Umstand auf. Aber ich zügelte meine Neugierde, um die geliebte Mutter nicht zu kränken. Von Zeit zu Zeit wurde ich zu meiner Mutter gerufen und einige Mal fand ich einen großen, stattlichen Mann bei ihr, einen Fürsten." (Martin schaltete hier ein, daß er den Namen des Fürsten vergessen habe.)

„Heißt er nicht Borutschoff?" fragte der Justizrath.

Der junge Schullehrer starrte den Juristen an.

„Mein Herr, mein Herr!" stammelte er überrascht, „wie können Sie wissen — Borutschoff — ganz recht — das ist der Name des Fürsten, dessen ich mich trotz aller Anstrengung nicht wieder erinnern konnte. Borutschoff!" rief er aus.

Der Justizrath lächelte.

„Sie sehen," sagte er, „daß mich die Erzählung Alberts interessirt. Fahren Sie fort!"

„Aber wenn Sie die Verhältnisse kennen, lieber Herr . . ."

„Wir ergänzen uns gegenseitig; fahren Sie fort, ich bitte!"

Martin überwand seine Ueberraschung. Die Hoffnung, über seinen Freund Auskunft zu erhalten, spornte ihn an, eifrig zu erzählen. Er fuhr also in dem angeschlagenen Tone fort:

„Der Fürst Borutschoff," so sagte nämlich mein Freund, „behandelte mich mit großer Theilnahme, küßte mir die Stirn, und äußerte große Freude, wenn der Doktor mir günstige Zeugnisse ertheilte. Er sprach davon, daß ich später als Offizier in die kaiserliche Garde treten sollte. Man unterließ Nichts, mich auf eine glänzende Zukunft vorzubereiten. Wir wechselten von Zeit zu Zeit unsern Wohnort und gingen nach Moskau. Die Reise war mir stets ein Fest: meine Mutter und die Kammerfrau fuhren in dem ersten Wagen; ich und der Doktor folgten in dem zweiten. Auch in Moskau bewohnten wir ein palastähnliches Haus und fanden glänzende Dienerschaft und Pferde vor. Wie in Petersburg, so stellte sich auch hier der Fürst ein, der meiner Mutter ein treuer Freund zu sein schien, obgleich er älter war, als sie."

„Einst waren wir nach Petersburg zurückgekommen."

„Sie erinnern sich doch," unterbrach sich Martin, „daß mein Freund Albert redet?"

Der Justizrath nickte mit dem Kopfe.

„In Petersburg also begann das gewohnte Leben. Der Winter stellte sich mit ungewöhnlicher Strenge ein. War meine Mutter auch stets ernst und gemessen gewesen, so glaubte ich doch damals eine Niedergeschlagenheit zu bemerken, die je größer ward, je länger wir in Petersburg waren. Sie besuchte das Theater nicht mehr, ging fleißig zur Kirche und hatte oft geheime Unterredungen mit dem Doktor. Den Fürsten Borutschoff hatte ich zum letzten Male in Moskau gesehen. So lebten wir den ganzen Winter hindurch wie die Einsiedler. Der Frühling kam. Es war von einer Reise die Rede. Die Koffer wurden gepackt und wir fuhren, anstatt nach Moskau nach Kronstadt, von wo aus uns ein Dampfboot nach Lübeck brachte. Die alte Kammerfrau starb unterwegs an der Seekrankheit; andere Diener hatten uns nicht begleitet. Der Doktor war der Sohn eines Pfarrers in der Nähe von Lübeck — bei diesem wohnten wir. Sechs Wochen nach unserer Ankunft vermählte sich meine Mutter mit dem Doktor — der greise Pfarrer vollzog in der Dorfkirche die Trauung. „Was ist das?" fragte ich mich. „Warum hat meine Mutter Glanz und Reichthum verlassen, um sich mit meinem Hofmeister hier zu vermählen? Was wird aus mir, da ich eine

militärische Karriere machen sollte? Ich fragte meine Mutter, als ich sie in der Laube des Gartens allein fand.

„Dein Vater, mein Sohn! hat mich schändlich verrathen!“ antwortete sie unter Thränen.

„Wer ist mein Vater? Wo ist er?“

„Albert!“ rief sie feierlich, „Dein Vater ist gestorben! Du hast ihn nicht gekannt, aber beweine mit mir den Todten! Der Doktor Bernhard wird von nun an väterlich für Dich sorgen, und kannst Du auch kein kaiserlicher Offizier werden, so wird er doch einen tüchtigen Mann aus Dir machen, der eine ehrenvolle Stellung im Leben einnimmt. Aus Liebe zu Dir habe ich dem braven Bernhard die Hand gereicht. Mit dieser Erklärung begnüge Dich, und wenn Du mich liebst und achtest, so frage weiter nicht, und füge Dich Deinen neuen Verhältnissen.“

„Das war nicht schwer, denn Jeder bemühete sich, mir das Leben angenehm zu machen. Ich war von einfachen, guten Menschen umgeben, deren Herzlichkeit mir wohl that. Die Frau Pastorin, eine greise Frau, hatte stets eine Bäckerei für mich, die sie mir heimlich zusteckte. So verfloß der Sommer. Im Herbste erhielt mein Stiefvater die Anstellung als Gymnasiallehrer und wir verließen das stille Pfarrhaus, das, ich kann es wohl sagen, mir lieb geworden war. Das ist meine Geschichte.“

„Albert ging traurig neben mir. Wir kamen spät in der Stadt an. Auf der Straße trennten wir uns. War es doch, als ob nach dieser Reise unser Freundschaftsbund erst die rechte Weihe erhalten habe. Am folgenden Tage besuchte ich Albert. Sein früherer Frohsinn schien zurückgekehrt zu sein. Da trat seine Mutter in das Zimmer. Ich betrachtete sie mit einer Art Ehrfurcht. Sie kam mir wie eine Fürstin vor. Noch heute sehe ich sie mit ihrem glänzend schwarzen Haar, das fein geflochten in einem schweren Kranze auf dem Haupte ruhte; mit ihren großen dunkeln Augen, denen wehmüthige, fast traurige Blicke entströmten; mit den weißen Wangen und der schönen, glänzenden Stirn. An dem schlanken Halse trug sie eine feine Goldkette. Die zarten, blendend weißen Hände waren mit Ringen geschmückt. So dachte ich mir eine Fürstin! Ich beneidete den Freund um diese Mutter — eigene Gefühle erwachten in mir, wenn ich an die Pathe dachte, welche die Leute im Dorfe für meine Mutter hielten. Ich fand Alberts Zustand erklärlich, denn er hatte Aehnlichkeit mit dem meinigen.

„Es war im Herbste, als ich eine Ferienreise antrat, zu der mich der Vetter dringend aufgefordet hatte. Die Trennung von meinem Freunde konnte nur die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mir erträglich machen. Albert gab mir das Geleite bis zu dem nächsten Städtchen. Gegen Abend des zweiten Tages sah ich

das Dörfchen vor mir liegen, das ich als meine Heimath zu betrachten gewohnt war. Die Bauern, an denen ich vorüberschritt, erkannten mich nicht wieder; sie grüßten mich wie einen Fremden. Da lag das kleine Schulhaus unter den Linden, deren gelbe Blätter der Herbstwind abschüttelte. Wie einsam, eng und gedrückt kam mir Alles vor! Der Vetter saß in seinem Lehnstuhle, als ich das Stübchen betrat. Auch er schien mich nicht zu erkennen. „Martin!" rief er endlich, nachdem er mich forschend angeblickt, und die lange Tabakspfeife entsank seiner Hand. Der Empfang war nicht so herzlich, als ich erwartet hatte, mir kam es vor, als ob dem Schulmeister der Muth fehlte, mich noch wie früher zu behandeln.

„Wo ist die Base?" fragte ich.

„Es geht ihr nicht gut; sie liegt schon seit Wochen krank. Das arme Weib fantasirt mitunter; wundere Dich nicht, wenn Du einmal tolles Zeug hören solltest. Ich fürchte, daß Deine Base den Herbst nicht überlebt."

„Das Leiden der Alten that mir weh. Die sonst so rüstige Frau lag abgezehrt in ihrem Bette. In sichtlicher Freude streckte sie mir beide Hände entgegen. War ich damals auch noch nicht ein so großer Menschenkenner so unterschied ich dennoch, daß ihr Lächeln nicht das einer Geistesschwachen sei; in dem Wesen der Kranken lag eine wehmüthige Freude. Ich mußte lange

an ihrem Bette bleiben, denn sie wollte sich an meinem Anblicke ergötzen.

„Am nächsten Morgen brachte mich der Vetter in sein Stübchen, dessen Fenster nach dem einsamen Obstgarten hinausging. Früher hatte er mich kurz und streng behandelt, ich war ihm stets nur ein angenommenes Kind gewesen, dem man Wohlthaten ertheilt; jetzt zeigte er sich ernst und gemessen. Meine günstigen Schulzeugnisse, von denen ich mir eine ganz besondere Wirkung versprochen, las er gleichgiltig.

„Martin," begann der Vetter, „Du bist jetzt so weit gekommen, daß wir über Deine Zukunft bestimmen müssen."

„Ich habe auch schon daran gedacht, Vetter!"

„Du wirst das Gymnasium verlassen."

„Warum, Vetter?"

„Weil Du das Schullehrer-Seminar beziehen sollst."

„Vetter, Sie haben früher davon gesprochen, daß ich Theologie oder Jurisprudenz studiren solle..."

„Ganz recht; aber ich habe meinen Plan geändert, oder richtiger gesagt, es sind Verhältnisse eingetreten, die mir nicht erlauben, große Summen auf Deine Ausbildung zu verwenden. Die Universitäten kosten viel Geld, und ich bin nur ein armer Schulmeister, der sich einrichten muß. Ich mache nie die Rechnung ohne den Wirth. Außerdem ist der Stand eines Schullehrers so

ehrenvoll, daß sich Niemand desselben zu schämen braucht."

„Vetter!" rief ich, „ich habe keine Lust, Schulmeister zu werden. Alles, was man nicht mit Lust treibt, mißlingt."

„Kannst Du Geld schaffen?" fragte der Vetter.

„Vielleicht!"

„Woher?"

„Ich werde meine Pathe aufsuchen, die vornehme Dame, die mich früher so oft beschenkt hat."

„O," rief der Schulmeister, „das wird vergebens sein!"

„Will sie mir das Geld nicht schenken, so wird sie es mir leihen."

„Schulden machen?"

„Bin ich ein tüchtiger Jurist, so kann ich meine Schulden bezahlen."

„Gut, recht gut!" sagte der Vetter mit einem bittern Lächeln. „Um von der Dame Geld zu leihen, mußt Du wissen wo sie sich aufhält."

„Natürlich Vetter! Sie werden es mir sagen."

„Ich?"

„Sie stehen ja mit ihr in Verbindung."

„Die Zeiten sind dahin. Seit Jahren habe ich von der Dame nichts gehört, die entweder gestorben ist, oder, wenn sie noch lebt, längst nicht mehr an uns denkt. Die vornehmen Leute, sie haben ihre Launen. Denke

nicht mehr an die Dame, beschäftige Dich vielmehr mit Deinem zukünftigen Stande."

„Vetter, ich weiß daß ich Ihnen großen Dank schulde, daß Sie an mir, der ich hilflos in der Welt stehe, einen Gotteslohn verdienen, und daß ich niemals meine Schuld an Sie werde abtragen können. —"

„So zeige Dich dankbar."

„Wie?"

„Indem Du, ohne zu überlegen, Dich meinem Willen fügst."

„Das wird geschehen, wenn jede Aussicht verloren ist, die Mittel zu meinem Studium anzuschaffen."

„Es ist keine Aussicht mehr vorhanden!" versicherte der Schulmeister.

„Nennen Sie mir den Namen und den letzten Wohnort der Dame, und ich werde Nachforschuugen anstellen."

„Jetzt war der Vetter zornig."

„Martin! Du wirst nichts von mir erfahren!" rief er.

„Vetter! Sie sollen keine Umstände davon haben," warf ich ein.

„Nimmermehr! Man muß den Leuten nicht zu viel zumuthen. Soll mich die Dame für einen unverschämten Patron halten? Ich bin Schullehrer und darf meine Reputation nicht verscherzen. Doch, was spreche ich denn so viel — ich weiß nicht, wo die Dame lebt,

und ihren Namen wirst Du nie von mir erfahren. Willst Du, daß ich meine Hand nicht von Dir abziehe, so fügst Du Dich meinem Willen und läßt mich sorgen. Sehe mir Einer, welche Prätensionen der junge Herr auf dem Gymnasium sich angeeignet hat! Es fehlt Nichts, als daß der Gymnasiast sich des Schulmeisters schämt, der ihn zu dem gemacht hat, was er jetzt ist. Martin! sprich kein Wort mehr. Du wirst Schulmeister!"

„Trotz dieser Drohung gab ich die Hoffnung nicht auf, den Plan des Vetters ändern zu können. Nach meiner Ansicht war meine nächste Aufgabe die, Namen und Stand meiner Pathe zu erfahren, dann sollte ein Brief an sie abgehen. Ich wandte mich an die kranke Base und klagte ihr mein Leid, indem ich versicherte, daß ich durchaus keine Neigung habe, Schulmeister zu werden. Die Base wollte ebenfalls von meiner Pathe nichts wissen; sie ermahnte mich, den Vetter nicht böse zu machen. Mehrere Tage suchte ich nach einem Auswege, der freilich in dem Schulhause nicht zu finden war, denn der Vetter zeigte mir ein böses Gesicht und die arme Base ward immer kränker. Sonst hatte sie täglich für einige Stunden das Wohnzimmer besucht; jetzt blieb Sie im Bette. Ach, und das Ende der Ferien rückte immer näher. Der Vetter hatte sich vorgenommen die Reise nach der Stadt mitzumachen und mich persönlich dem Seminar zu übergeben. Da fiel ich auf

den Gedanken, das Taufregister nachzuschlagen, das in der Sakristei der Dorfkirche aufbewahrt ward. Des Schlüssels zu dem Gotteshause konnte ich mich leicht bemächtigen. Einst, als der Vetter in das Feld gegangen war, nahm ich den Schlüssel und schlich in die Sakristei. Jahr und Tag meiner Geburt kannte ich. Das betreffende Register war bald gefunden. Da stand auch mein Name, „Martin Faber," daneben das schreckliche Wort „Findling." Als Pathen waren drei mir bekannte Bauern aus dem Dorfe angegeben. Von einer vornehmen Dame fand ich keine Spur. Der Vetter und die Base hatten mir also in Bezug darauf eine Unwahrheit gesagt. Wer war nun die Dame? Warum hatte sie mir früher kleine Geschenke gemacht? Warum sollte ich ihren Namen nicht erfahren? Niedergeschmettert verließ ich die Kirche. Nun wußte ich, wer ich war — ein Findling! Tausend Gedanken durchkreuzten meinen Kopf. Die Dankbarkeit gegen den Mann erwachte wieder, der sich meiner väterlich angenommen hatte, meiner, des Findlings! Ich zitterte bei dem Gedanken, daß dieser Umstand bekannt werden würde.

„Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, befand sich der Vetter in der Kirche. Ich hörte sein Orgelspiel und den Gesang der Gemeinde. Mir war, als ob der Findling froh sein müsse, wenn er durch die Hilfe guter Menschen einen Posten an der Orgel einnehmen könne. Ich hielt es für gerathen, nach dem, was mir

das Kirchenbuch gesagt, meine hochfliegenden Plane aufzugeben. Traurig saß ich in meinem Kämmerlein und packte die Bücher zusammen, denn am folgenden Morgen sollte ich mit dem Vetter zur Stadt reisen.

„Da hörte ich ein Klopfen an der leichten Wand, die meine Kammer von dem Krankenstübchen der Base schied.

„Ich eilte zu ihr; sie saß aufrecht in ihrem Bette und bat mich, näher zu treten.

„Haben Sie geklopft, Base?"

„Ja, Martin!"

„Sind Sie denn kränker geworden?"

„Zu dieser Frage veranlaßte mich das ungewöhnliche Aussehen der armen Frau, die sich nur mit Mühe aufrecht erhielt.

„Martin! ich habe mich recht gefreut über Deine guten Zeugnisse," flüsterte die Kranke.

„Ach, Base! wenn ich nur nicht Schulmeister werden sollte!"

„Es ist wahr, Du bist zu Besserem geboren. Martin!"

„Der Vetter will mich nicht studiren lassen."

„Wende Dich an Deine . . ."

„Die Kranke sank in das Kissen zurück, als ob sie von einem jähen Schlage getroffen sei. Mein Schreck läßt sich denken. So nahe dem Ziele, ward ich zurückgeschleudert. Ich rüttelte die Kranke und beschwor sie

unter heißen Thränen, nur noch ein Wort auszusprechen, das mich glücklich machen müsse. Aber die Base blieb regungslos, sie sah mich mit starren Blicken an, mit den Blicken einer Sterbenden.

„Base! ist es denn wahr, das ich ein Findling bin?

„Eine krampfhafte Bewegung mit beiden Händen war die Antwort auf diese Frage, welche die Kranke erschreckt zu haben schien. Sie wollte mir eine Mittheilung machen, aber die Sprache versagte ihr.

„Um Gottes willen, Base! sagen Sie mir, ob jene Dame meine Mutter ist?

„Sie nickte mit dem Kopfe.

„Wie heißt sie? Wo lebt sie?

„Ach, die gute Frau konnte nicht reden.

„Bin ich ein Findling, Base? fuhr ich fort.

„Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Aber es steht doch in dem Kirchenbuche?

„Die Base starrte mich immer noch an. Ich bestürmte sie mit Fragen — erhielt aber keine Antwort. Erst nach einiger Zeit bemerkte ich, daß sie todt war. Nun durchsuchte ich Kisten und Kasten, die in dem Stübchen standen — aber nirgends fand ich ein Papier, das mir Auskunft geben konnte. Jetzt erst ward mir klar, warum der Vetter gesagt hatte, die Base fantasire oft; er mußte wohl gefürchtet haben, daß sie mir das Geheimniß meiner Geburt mittheile, das er bewahrt zu sehen wünschte. Da saß ich nun an der Leiche, die

das Geheimniß mit sich in das Grab nahm. Meiner selbst nicht mächtig, vergoß ich Thränen des Unwillens über das Geschick, das mich betroffen. Hätte die Alte doch eine Stunde früher sich veranlaßt gefühlt, mich zu sich zu rufen, ich würde gewußt haben, wo meine Mutter zu finden gewesen sei.

„Plötzlich trat der Schulmeister ein.

„Was geht hier vor?" rief er erschreckt.

„Ich deutete auf die Todte.

„Gott habe sie selig!" rief der Vetter. „Die Arme hat viel gelitten; ich gönne ihr die ewige Ruhe, die sie verdient hat."

„Er zog mich mit sich fort aus dem Sterbezimmer. Ich wollte in das Freie gehen; der Befehl meines Pflegevaters rief mich in die Schulstube, die im Erdgeschoße lag.

„Martin, was hast Du mit meiner sterbenden Schwester gesprochen?"

„Noch nie hatte ich den Schulmeister so kalt und ruhig, aber auch zugleich so fest gesehen. Der Tod der Schwester schien ihn wenig zu kümmern; meine Angelegenheit war ihm Alles.

„Ich erzählte kurz was zwischen mir und der Sterbenden vorgefallen war.

„Sie hat wieder einmal fantasirt! Ich muß wissen, wer Du bist, nicht meine Schwester, die von jeher gern geklatscht hat."

„Die vornehme Dame ist meine Mutter!“ behauptete ich fest. „Wenn sie ihre Pflicht als solche nicht erfüllt, so muß man sie daran erinnern. Und warum stellen Sie sich zwischen mich und meine Mutter? Warum versperren Sie mir den Weg zu meinem Glücke?“

„Der Schulmeister war bleich geworden vor Zorn. „Wohlan,“ murmelte er, „nun will ich Dir sagen, wer Du bist. Um Dich nicht zu kränken, habe ich von dem Dorfschmid gesprochen oder mich sonstiger Ausflüchte bedient — jetzt sollst Du die reine Wahrheit erfahren: Du bist ein Findling, meine Schwester hat Dich hinter dem Zaune aufgelesen und ich habe Dich aus christlicher Liebe und Barmherzigkeit aufgenommen. Willst Du Beweise haben, so schlage das Kirchenbuch nach. Bist Du nun zufrieden, Du stolzer Mensch, der sich des Standes seines Pflegevaters schämt? Und nun frage ich: Was soll aus Dir werden, wenn ich meine Hand von Dir zurückziehe? Ueberlege diese Fragen und bringe mir bis morgen Antwort darauf.“

„Die Base ward begraben, und in dem Schulhause herrschte eine tiefe Stille, die mich fast zur Verzweiflung brachte. Der Vetter stellte sich, als ob er meine Anwesenheit gar nicht mehr bemerkte. Ich redete ihn an, bat um Verzeihung und versprach Folge zu leisten. Da ward er wieder freundlich und wir reisten zur Stadt. So ward ich Seminarist. Meinen Freund Albert sah ich nur selten, da ich in dem Seminargebäude wohnen mußte.

„Zwei Jahre waren seit dieser Zeit verflossen. Albert war ein stattlicher Primaner geworden, und sprach schon von der Universität. Da suchte er mich eines Tages in meinem Zimmer auf.

„Martin!“ sagte er, „Du bist mein einziger Freund, dem ich trauen darf. Nachdem ich Dir die Geschichte meiner Jugend erzählt habe, sollst Du auch meine Gegenwart erfahren. Ich bedarf Deiner Hilfe.“

„Wozu?“

„Zu der Entführung meiner Braut.“

„Albert! hast Du denn eine Braut?“

„Ein göttliches Wesen, das zu schön und gut ist für diese Welt.“

„Wer ist sie denn?“

„Folge mir, Du wirst sie sehen.“

„Albert! Du begehst eine Uebereilung, und wenn man entdeckt, daß ich Dir beigestanden, so wird man den Seminaristen fortjagen.“

„Man wird Nichts entdecken, unsere Einrichtungen sind zu sorgfältig getroffen. Und erwächst Dir ein Nachtheil, so bin ich da, der Freund, der Dir hilft.“

„Du, Albert?“

„Ich! Wisse, meine zukünftige Frau besitzt ein Vermögen von einer Million. Leider steht sie unter der Botmäßigkeit eines filzigen Vormundes, der ihr Vermögen so lange als thunlich zu seinem Vortheile verwalten will. Das arme Mädchen wird wie eine Gefan-

gene gehalten, darf keinen Mann sehen, keine Gesellschaft empfangen — kurz sie soll nicht wissen, daß sie eine reiche Erbin ist. Der Vormund will eine Spitzbüberei ausüben. Sobald ich der Mann meiner Braut bin, werde ich den Burschen öffentlich angreifen. Besinne Dich nicht, Martin! Du hilfst nicht etwa ein Verbrechen begünstigen, Du förderst eine gute That. Außerdem zähle auf mich; ich werde Dich mit Summen unterstützen, deren Du bedarfst, um dem Schulmeisterleben zu entgehen, das Dir verhaßt ist."

„Diese Aussicht verscheuchte alle Bedenken.

„Der Sonntagnachmittag gehört dem Seminaristen; wir wählten ihn zur Ausführung des Planes. Albert theilte mir mit, daß er nach Dänemark reisen wolle, um sich dort trauen zu lassen. In jenem Lande nämlich sei es möglich, für hundert Thaler einen Königsbrief zu erwirken, auf Grund dessen jeder Geistliche die Trauung vollziehen müsse."

„Ich weiß es," sagte lächelnd der Justizrath.

„Doch, mein Herr! diese Geschichte interessirt Sie wohl nicht?" fragte Martin.

„Theilen Sie mir Alles mit, was mit Ihrem Leben zusammenhängt."

„Nun, einen Einfluß auf mich hat die Entführung wohl nicht gehabt."

„Erzählen Sie, mein junger Freund! uns bleibt nicht viel Zeit mehr."

Der Verfasser fügt hinzu, das Martins Erzählung nicht nur für den Justizrath, sondern auch für den Leser von Wichtigkeit ist, der Interesse an dem Schicksale unserer Hauptpersonen findet.

Martin fuhr fort:

„Ich miethete also einen Wagen, dessen Pferd ich selbst lenkte, denn einen Kutscher konnten wir nicht brauchen. Mit diesem Wagen hielt ich Mittags ein Uhr in einem Wäldchen, das mir Albert bezeichnet hatte. Es war ein heißer Sommertag; die Bäume schützten mich vor den Strahlen der Sonne, da ich erwartungsvoll neben dem Pferde stand. Ich sah nach der Uhr. Die bezeichnete Stunde war längst vorüber. Sollte Albert entdeckt sein? Mir ward recht bange. Ich wußte weder wer die Schöne, die sich von einem Gymnasiasten entführen lassen wollte, war, noch wo sie wohnte. So viel ich mich erinnerte, lag am Saume des Wäldchens ein elegantes Landhaus mit einem schönen Parke. Dort, schloß ich, könne die reiche Erbin gefangen gehalten werden.

„Plötzlich hörte ich neben mir ein Rauschen in dem Unterholze. Gleich darauf trat Albert auf die Fahrstraße; er war allein.

„Ah, da bist Du!" rief er.

„Wo ist Deine Braut?"

„Sie macht einen Spaziergang durch den Wald, dessen Ziel unser Wagen ist. Louise hat bereits das

Landhaus ihres Tyrannen verlassen. Bereiten wir den Wagen vor."

„Ach, Louise heißt also Deine Schöne!"

„Ja."

„Ich bin neugierig auf ihren Anblick."

„Du wirst mich beneiden, Martin!" rief exaltirt Albert.

„Sobald sie Deine Frau ist."

„In wenig Tagen wird sie es sein. Kehre ich verheirathet zurück, so empfängst Du von mir zehntausend Thaler; mit diesem Gelde kannst Du Jura studiren."

„Albert gab dieses Versprechen mit einer Bestimmtheit, daß ich nicht daran zweifelte. Sein jugendliches Alter erregte zwar einige Bedenken in mir, aber diese Bedenken sollten bald wieder schwinden. Noch besprachen wir den Plan, wornach ich das Brautpaar bis zur nächsten Eisenbahnstation fahren und dann in der Dämmerung den Wagen zurückbringen sollte, als plötzlich in der Biegung des Waldweges eine junge Dame erschien. Albert lief zu ihr. Es war also Louise. Ich beobachtete sie, während sie näher kam. Herr Justizrath! Louise war wirklich ein Engel, Albert hatte mir nicht zu viel gesagt."

„Meine Louise!" sagte der Primaner, indem er sie mir vorstellte. „Und dies mein einziger, wahrer Freund."

„Sie reichte mir mit einer herzgewinnenden Freundlichkeit die kleine Hand und dankte für den Dienst, den ich ihr leistete. Beide bestiegen den Wagen. Ich sah, wie Louise dem Geliebten ein Taschenbuch und eine schwere Börse gab. Nun schwang ich mich auf den Bock und fuhr davon. Der Weg führte durch blühende Kornfelder und von Zeit zu Zeit durch ein Wäldchen. Das Pferd mußte traben, so stark es konnte. Ach, ich dachte mit Schrecken daran, daß ich in das Seminar zurückkehren und mich auf einen traurigen Stand vorbereiten sollte. Wie glücklich war Albert an der Seite seiner reizenden Braut. Wir führten ein lebhaftes Gespräch und malten uns die Zukunft mit rosigen Farben aus.

„Nach drei Stunden kamen wir bei einem einsamen Wirthshause an. Hier erquickten wir uns in dem Garten, der rings von Gehölze eingeschlossen war. Albert händigte mir eine kleine Summe ein, von der ich die Reisekosten bestreiten sollte. Die Eisenbahn war noch eine halbe Stunde weit, und diese kleine Strecke wollten die Liebenden zu Fuß zurücklegen, um das Aufsehen zu vermeiden. Louise war glücklich, ihrem Gefängnisse entronnen zu sein, wie sie das Landhaus ihres Vormundes nannte. Aus dem Gespräche erfuhr ich, daß auch sie ihre Eltern nicht gekannt hatte. Wir waren demnach alle drei so ziemlich in gleicher Lage, ein Umstand, der unser Freundschaftsverhältniß inniger knüpfte. Albert versprach, sobald er getraut wäre, mit seiner

jungen Gattin zurückzukehren und Besitz von ihrem Vermögen zu ergreifen. Ich dagegen versprach, die Entführungsgeschichte geheim zu halten, selbst wenn man mich befragen sollte.

„Wir trennten uns. Ich fuhr nach der Stadt zurück, die ich mit dem Einbruche des Abends erreichte. Um neun Uhr befand ich mich in meinem Zimmer des Seminargebäudes. Der größte Theil meiner Mitschüler kehrte gegen zehn Uhr von einer Landpartie zurück. Niemand ahnte, daß ich dem Freunde bei der Entführung der Braut behilflich gewesen. Aber mir ward doch recht bange, wenn ich daran dachte, daß man am folgenden Tage die Entflohenen vermißen und Nachforschungen anstellen lassen werde.

„Eine Woche verfloß. Denken Sie sich mein Erstaunen: von der Flucht, die nach meiner Meinung Aufsehen machen mußte, war nirgends die Rede. Nun, dachte ich, wenn Albert zurückkehrt, wird man schon sprechen. Aber auch Albert kehrte nicht zurück. Meine Neugierde ward rege. Ich ging in die Wohnung des Doktors Bernhard und fragte nach Albert, als ob ich ihm einen Besuch abstatten wollte. Die Mutter, die schöne Russin, empfing mich freundlich.

„Sie suchen meinen Sohn?" fragte sie.

„Ja, Madame!"

„Wissen Sie denn nicht, daß er schon seit Wochen verreist ist?"

„Nein."

„Ich mochte wohl bei dieser Lüge ein wenig erröthen, denn die Dame sah mich forschend an. Trotzdem beschloß ich, daß Geheimniß des Freundes nicht zu verrathen.

„Sie sind verlegen," begann die Doktorin nach einer Pause. „Ist Ihnen die Entfernung Alberts unangenehm?"

„Ich bedauere, daß der Freund nicht Abschied von mir genommen hat."

„Schreiben Sie ihm und machen Sie ihm heftige Vorwürfe, die er verdient. Den Brief geben Sie mir zur Besorgung. Morgen Mittag wird er abgehen."

„Die stolze Dame verließ mich. Sollte das nicht eine fein angelegte Schlinge sein, um mich zu fangen? Oder sollte die Mutter um die Flucht, die ich begünstigte, wissen? Das letztere nahm ich für wahrscheinlich an, denn andernfalls konnte sie nicht so ruhig sein. Um aber ganz sicher zu gehen, richtete ich meinen Brief so ein, daß Niemand meine Mitwirkung bei der Flucht ahnen konnte. Die Frau Doktorin empfing den Brief, versprach ihn zu befördern, und entließ mich freundlich wie das erste Mal.

„Aber auch von Seiten des Vormundes ward Nichts unternommen. Dieser konnte doch unmöglich mit der Entführung seiner Mündel zufrieden sein. Eines Sonntags unternahm ich einen Spaziergang nach dem Land-

hause. Ich kam bei dem Gitter an, das den Park umschließt. Die Thüre war offen. Noch stand ich überlegend, ob ich eintreten sollte oder nicht, als ich plötzlich das Bellen eines Hundes hörte. Ich wandte mich und sah eine Dame aus dem Walde kommen, der ein großer schwarzer Hund voransprang. Die Dame war — Louise! Ich erkannte sie auf den ersten Blick, trotzdem sie heute eine andere Toilette gemacht hatte."

Der Justizrath lächelte indem er fragte:

„Sie haben also Louisen wieder gesehen?"

„Ja!"

„Und war sie mit Ihrem Freunde verheirathet?" fragte er ruhig weiter.

„Der Zusammenhang dieser seltsamen Angelegenheit ist mir bis jetzt nicht klar geworden."

„Was unternahmen Sie denn, um Gewißheit zu erlangen?"

„Ich grüßte die Dame und nannte sie bei ihrem Namen. Sie sah mich erstaunt an. Dann wollte sie sich entfernen, ohne auf meinen Gruß zu danken. Schon war sie in der Thüre des Eisengitters, als sie sich plötzlich zurückwandte und fragte: „Wer sind Sie, mein Herr?" — „Ich bin ja der Freund Ihres Alberts!" Nun brach sie in ein lautes Lachen aus, das der Hund mit Bellen begleitete. Sie beschwichtigte das Thier. „Mein Herr!" sagte sie, „ich bin nicht jene Louise, die Sie kennen, kann mithin nicht die Freundin Ihres Al-

berts sein." Bei diesen Worten schloß sie die Thüre. Die Stäbe des Gitters trennten uns. Da stand sie und sah mich mit einem höhnenden Lächeln an. Und wenn die ganze Welt behauptet, sie sei nicht Alberts Braut gewesen, ich bliebe dabei: jene Louise war dieselbe, die ich in dem Miethswagen entführt habe. Ich konnte es nicht unterlassen, ihr Vorwürfe zu machen und sie eine treulose Braut zu nennen.

„Sie sind sehr kühn!" rief sie. „Ihr Scherz ist nicht am rechten Orte."

„Geben Sie mir wenigstens Auskunft über meinen Freund!" bat ich.

„Ich kenne Ihren Freund nicht."

„Denken Sie an die Reise zur Eisenbahn . . ."

„Sie sind ein Narr!" rief sie lachend. „Wenn Sie nicht schweigen und sich entfernen, wird man Sie in eine Irrenanstalt bringen, um Ihr krankes Gehirn zu heilen."

„Louise rief ihren Hund und hüpfte durch die Wege des Parks. Ein Herr kam ihr entgegen, dem sie, wie es mir schien, die Szene erzählte. Ich hielt es für rathsam, die Flucht zu ergreifen, denn der Herr machte eine sehr bezeichnende Bewegung. Was ferner in dem Parke vorgegangen, kann ich nicht sagen, da ich durch das Dickicht lief und bald die Stadt erreichte. Ich nahm an, daß man die Flüchtlinge eingeholt und sie getrennt hatte. Albert befand sich ohne Zweifel unter der Obhut

seiner Mutter, um ihm die Wiederholung des tollen Streiches unmöglich zu machen. Louisens Betragen suchte ich mir durch die Annahme zu erklären: sie wolle mir keine Unannehmlichkeiten bereiten."

„Mein junger Freund!" fragte der Justizrath, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, „Sie blieben also dabei, daß die Braut Alberts und die Dame am Gitter des Parks eine und dieselbe Person seien?"

„Ich bin fest davon überzeugt!" versicherte Martin.

Der Justizrath holte ein Daguereotyp aus seiner Tasche, dasselbe, das ihm seine reizende Reisegefährtin geschenkt hatte.

„Wer ist diese Dame?" fragte er, das Bild dem Schulamtskandidaten zeigend.

„Louise!" rief der erstaunte Martin.

„Irren Sie auch nicht?"

„Nein, nein!"

„Betrachten Sie die Züge genau."

„So lächelte sie mir durch die Stäbe des Gitters entgegen! Als sie mit Albert die Reise antrat, war sie ruhiger, ich möchte sagen sentimental. — Das ist Louise!" versicherte Martin. „Ihr schlanker Hals, ihr kleiner Mund, ihr großes Auge, ihre schöne Nase, die offene Stirn und das volle Haar — Herr Justizrath von einem Irrthume kann gar nicht die Rede sein. Aber wie kommen Sie zu diesem Porträt?"

„Sie werden es später erfahren. Noch heute sollen Sie Louise in Person sehen.“

„Heute?“

„Ja.“

„Und wo?“

„Hier im Schlosse.“

„Mein Gott! wenn es nur nicht zu unangenehmen Erörterungen kommt!“

„Ich hafte dafür, daß Ihnen kein Nachtheil erwächst. Dadurch, daß Sie diese Louise rekognosziren, leisten Sie Ihrem Freunde Albert einen wichtigen Dienst.“

„Kennen Sie den Aufenthalt meines Freundes?“

„Sie werden ihn mir ermitteln helfen. Nun vollenden Sie kurz Ihre Erzählung, damit ich Ihre Vergangenheit kennen lerne. Wie sind Sie in die hiesige Gegend gekommen?“

„Denselben Herbst zeigte mir mein Pflegevater an, daß ihm die Regierung eine einträglichere Stelle angewiesen habe, daß ich nach zurückgelegtem Lehrkursus mein Examen machen und ihn in seinem neuen Wirkungskreise aufsuchen möge. Auch der Doktor Bernhard verließ mit seiner schönen Gattin die Stadt, um die Stelle eines Gymnasial-Direktors anzutreten. Ich studirte fleißig und kümmerte mich weiter nicht um die Entführungsgeschichte, von der im großen Publikum kein Wort verlautete. Ich bestand glücklich das Examen,

suchte meinen Pflegevater auf und ward, da ihn die Gicht arg plagte, sein Adjunkt mit der Aussicht, einst sein Nachfolger in dem einträglichen Amte zu werden. Wenn mir von jeher die Neigung zu dem Berufe fehlte, den ich aus gebieterischen Rücksichten wählte, so wäre er mir jetzt zur unerträglichen Last geworden, da ich auch die Launen des kranken und geizigen Vetters zu tragen habe. Die Liebe zu Lisetten gibt mir Ausdauer und Muth. Als ich Ihre Aufforderung in den Zeitungen las, begriff ich sofort, daß sie mir galt; aber ich ließ sie unberücksichtigt, weil ich eine Trennung von Lisetten fürchtete, weil ich ihr das Versprechen gegeben, sie, wenn ich fest angestellt wäre, heimzuführen, und weil endlich Lisette nur glücklich sein kann, wenn sie die Frau eines schlichten Landschulmeisters ist. Wenn jene Dame, von der ich Ihnen erzähle, nun wirklich meine Mutter ist, wird sie die Einwilligung zur Heirath mit Lisetten geben? Kann sie nicht einen andern Plan entworfen haben? Daher kam es, daß ich in meiner Stellung verbleiben wollte.

„Können Sie mir nützen, ohne mich von meiner Braut zu trennen, so füge ich mich; haben Sie aber einen Plan, der mich zwingt, das meiner Braut gegebene Versprechen zu brechen, so bitte ich Sie, von mir abzusehen. Lisette ist mir lieber als die Mutter, die mich von Kindheit an fremden Leuten überlassen hat. Ich ziehe es in diesem Falle vor, der Findling zu bleiben,

den man hinter dem Zaune gefunden, als in glänzenden Verhältnissen zu leben."

Der Justizrath verließ seinen Platz.

„Sie sind Der, den ich suche," sagte er.

„Und jene vornehme Dame?"

„Sie werden später von mir hören. Für jetzt nehmen Sie die Versicherung, daß Sie frei über Ihr Herz und über Ihre Hand verfügen können. Ihrer Liebe droht keine Gefahr. Ehe ich abreise, werde ich einen Besuch in dem Hause Ihres Vetters abstatten. Verschweigen Sie ihm, daß wir uns hier gesprochen haben. Der Mann meint es nicht gut mit Ihnen. Es sind ihm nahmhafte Summen zugeflossen, die er Ihnen verheimlicht hat. Ihre Mutter ist nicht so lieblos gewesen, als Sie glauben. Wünschen Sie sich Glück, mein Freund! daß es zu diesen Erklärungen gekommen ist."

In diesem Augenblicke ward die Thüre geöffnet.

Der Baron Emil und Josefine traten Arm in Arm ein.

„Louise!" flüsterte Martin dem Justizrathe zu.

„Ich dachte es mir!" flüsterte dieser zurück.

„Stören wir?" fragte Emil.

„Nein, Herr Baron!"

„Sie haben Geschäfte mit dem Schulmeister . . ."

„Einige topografische Notizen . . ."

„Die aufzunehmen wohl kaum in Ihrem Interesse liegt, Herr Justizrath!" rief Josefine lachend.

„Warum?“

„Mein George Brown hat das Gut Elsborn gekauft.“

„Sie, Herr Baron?“

Emil verneigte sich und antwortete:

„Ich, der Vertreter dieser Dame.“

„So habe ich nur noch mit dem Herrn Baron Andreas von Sydow zu thun.“

„Ganz recht.“

„Ist der Kauf bereits abgeschlossen?“ fragte der Justizrath, der sich einer heftigen Erregung nicht erwehren konnte.

„Beregen wir unsere Privatangelegenheiten nicht!“ rief Josefine mit einer Munterkeit die an Ausgelassenheit grenzte. „Der Herr Justizrath mag uns seine Wechsel präsentiren.“

„Verzeihung, ich stehe hier als ein Rechtsanwalt, der für die ihm anvertrauten Papiere verantwortlich ist. Die Summen, um die es sich handelt, sind zu groß — wir können das Geschäft vor dem Gericht abschließen.“

„Mein Gott, wie weitschweifig ist der Herr Rechtsanwalt! Gericht und immer Gericht! Man traut uns nicht,“ sagte Josefine zu dem Baron gewendet. „Wir sind von einem besseren Geiste beseelt, mein Herr! wir glauben Ihnen, daß Ihre Wechsel die richtigen sind und nehmen keinen Anstand, sie einzulösen.“

„Nennen Sie uns die Totalsumme," sagte der Baron Emil.

Der Justizrath nannte die Summe. Emil überreichte ihm ein Taschenbuch.

„Prüfen Sie, es sind gute Staatspapiere."

„Ganz recht," antwortete der Rechtsanwalt, der die Papiere geprüft hatte. „Prüfen Sie auch Ihrerseits nun die Wechsel. Hier sind sie."

Das Geschäft war geordnet, wenn auch für den Justizrath nicht in der gewünschten Weise. Er wollte sich entfernen. Man lud ihn zu Tische ein.

„Sind Sie uns böse?" fragte Josefine. „Wir haben Ihre Wechsel eingelöst — was wollen Sie mehr? Bleiben Sie, wir werden die Reise nach Köln gemeinschaftlich machen. Ich habe Ihnen noch Manches zu sagen, mein Herr! — ja, ja, ich bedarf eines Rechtsanwaltes in einer schwierigen, verwickelten Sache. Wollen Sie mir dienen?"

„Einer so liebenswürdigen Klientin . . ."

„So bleiben Sie, mein Herr! und führen Sie mich zu Tische."

Die Gesellschaft stieg die Treppe hinab und ging in den Saal, wo die Tafel gedeckt war. Andreas von Sydow stand an dem Fenster. Beide Hände auf die Brüstung gestützt.

„Hier, Bruder! sind Deine Wechsel," rief Emil.

„Bezahlt?" stammelte der Alte.

„Natürlich!"

„Und ich hätte nun keine Gläubiger mehr, die mich drängen?“

„Du hast eine Gläubigerin, eine reizende, liebenswürdige Dame, die Dich bittet, frei über Dein Gut zu schalten und zu walten. Die Männer habe ich abgeschüttelt, sie werden Dich nicht mehr plagen.“

Andreas hatte erstaunt die Wechsel betrachtet.

„Auch der Oberst!“ rief er entrüstet aus.

„Der Oberst ist ein Wucherer!“ meinte Emil. „Sprich nicht mehr von ihm, er mag seinem tyrannischen Götzen, dem Mammon, leben.“

„Vernichte diese Papiere, vernichte sie!“ stammelte entsetzt Andreas, als er den Wechsel gesehen, den er dem Juden Pik ausgestellt hatte. „Lisette! Lisette!“

Das junge Mädchen erschien.

„Was befehlen Sie, Herr Baron?“

„Bringe mir Wasser.“

„Wozu?“

„Ich will mir die Hände waschen! Siehst Du denn den Schmutz nicht? Er klebt und brennt wie glühendes Pech — bringe Wasser, daß ich mich reinige und abkühle.“

Man brachte den Alten in ein Nebenzimmer, wo er sich in ängstlicher Hast die Hände wusch. Der Justizrath, der das nächtliche Beginnen des alten Barons im Garten gesehen, beobachtete scharf die Aeußerungen seiner Gemüthsverfassung.

Hier waltete ein Geheimniß ob, dessen Ergründung für ihn, den Advokaten, von Vortheil sein konnte. Er beschloß seine Abreise zu verschieben. Die Spekulation mit dem Gutskaufe war fehlgeschlagen; jetzt verfolgte er eine andere. Der alte Baron erschien wieder in dem Saale. Sein Gesicht war bleifarben, seine Augen lagen, unheimlich glühend, tief in ihren Höhlen. Die schmalen Lippen bedeckte eine bläuliche Farbe.

„Es wird vorübergehen," flüsterte Emil dem Justizrath zu; „die plötzliche Veränderung seiner gedrückten Lage hat ihn angegriffen. Er leidet an der Kopfgicht."

Josefine war plötzlich sehr ernst geworden; sie betrachtete den Kranken theilnehmend, der sich bemühete, freundlich zu erscheinen.

„Bruder! fasse Dich, flüsterte ihm Emil zu. „Dein Gut ist jetzt schuldenfrei."

„Mein Gut! Ja, ja, mein Gut ist schuldenfrei!"

Dann murmelte er einige unverständliche Worte.

„Zu Tische!" rief Emil, der die Unterhaltung zu beleben suchte.

Man kam der Aufforderung nach. Der alte Baron saß zwischen seinem Bruder und Josefinen. Der Justizrath saß neben dem Verwalter Brock. Man sprach von dem Stande der Saaten und stellte eine gute Ernte in Aussicht. Der Gutsherr sah traurig vor sich nieder; er berührte kaum die Speisen.

„Wo sind die Wechsel?" fragte er plötzlich.

„Vernichtet," antwortete Emil.

„Gut, recht gut. Und Elsborn gehört mir?"

„Keinem Andern."

Emil winkte Josefinen zu.

„Der Herr Baron," sagte sie sehr artig, „wird es doch nicht verschmähen, mein Schuldner zu sein?"

„O, Sie sind eine Dame!"

„Die nicht auf Spekulation ausgeht. Ich leihe Ihnen das Geld ohne Zinsen und ohne Schulddokument."

„Aber Sie sind doch gekommen, um mein Gut zu kaufen . . ."

„Ich habe meinen Plan geändert."

„Zu Deinem Vortheile, Bruder!"

„Ich wollte einen Juden und einen Juristen aus dem Felde schlagen. Das ist ein Sieg, auf den ich stolz bin."

„Sie vergessen, Fräulein! daß ich die Interessen meiner Klienten vertrete," sagte in kalter Artigkeit der Justizrath. „Die Wechsel sind bezahlt, und mir bleibt nichts mehr zu thun übrig. Es sei denn, daß Sie mich mit einem Auftrage beehren."

„Das kann wohl geschehen."

„Ich stehe gern zu Diensten."

„Wir reisen gemeinschaftlich nach Köln zurück. Dort werden Sie mir Gelegenheit verschaffen, meine Doppelgängerin zu sehen. Wie heißt sie doch?"

„Madame Seltenau."

„Kennen Sie auch den Vornamen der Dame?"

„Louise."

„Eine Doppelgängerin?" fragte Emil.

„Wenden Sie sich an den Herrn Justizrath — er wird Ihnen sagen, daß ihn meine Aehnlichkeit mit Madame Louise Seltenau arg getäuscht hat. Er hielt mich für verheirathet, für die Mutter eines zarten Kindes — es ist kostbar!"

Der Justizrath versicherte, daß er in diesem Augenblicke noch sich geneigt fühle, Fräulein Josefine für Louise Seltenau zu halten.

„Legitimiren Sie sich doch," sagte Emil.

„Ich habe gezahlt, und Geld ist die beste Legitimation."

„Wohl wahr, mein Fräulein! aber wäre es auch nur, um zu bestätigen, daß es zwei so liebenswürdige Damen auf der Erde gibt . . ."

„George Brown, ich darf die Rolle der unbekannten Dame noch nicht aufgeben. Lasse ich den Schleier fallen, der mich einhüllt, so verscheuche ich den guten Geist, der über uns wacht."

Lisette erschien wieder; sie setzte eine neue Schüssel auf den Tisch. Josefine brachte ihr goldenes Lorgnet an die Augen und betrachtete das junge Mädchen.

„Ein reizendes Kind!" flüsterte sie ihrem Nachbar zu.

„Die Pflegetochter meines Bruders."

„Und so bäuerisch gekleidet? Hüllen Sie die schönen Formen in Seide . . ."

„Lisette! Lisette!" rief der alte Baron mit schneidender Stimme.

„Hier bin ich."

„Führe mich fort, in den Garten! das Zimmer wird mir zu enge — die Luft bedrückt meine Brust! Bringe den Spaten — ich will arbeiten — Du bleibst an meiner Seite — der Garten muß bestellt werden. Es ist Frühling — die Luft geht warm — Lisette! bleibe bei mir!"

Auf den Arm des jungen Mädchens gestützt, schwankte der Greis aus dem Saale.

„Das ist seine Manier," sagte Emil. „Wenn er eine Stunde tüchtig gegraben hat, wird er schlafen und dann andern Sinnes sein."

Man hob die Tafel auf. Die Gäste zerstreuten sich. Josefine machte mit dem Baron Emil einen Spazierritt, der Justizrath suchte sein Zimmer auf. Aus dem Fenster desselben sah er den alten Baron, der fleißig den Spaten handhabte und die Erde vor der Eremitage aufwarf. Der arme Mann, dessen Verstand gelitten, wollte sich überzeugen, daß in der Vertiefung kein Zeichen seines Verbrechens mehr zu finden sei. Oft ließ er vor Ermüdung den Spaten sinken; dann setzte er sich auf den Rand der Grube, faltete die zitternden

Hände und begann zu beten. Lisette stand neben ihm; sie hielt die Schürze vor die Augen und weinte.

„Ich muß klar sehen," dachte der Justizrath. „Wenn der Verstand des Barons gelitten hat, so muß ein Grund dazu vorhanden sein, und dieser Grund ist in dem seltsamen Gebahren zu suchen. Sollte jene Stelle der Schauplatz eines Verbrechens sein? Was trug der Mann Nachts in den Fluß? Warum war ihm der Gedanke, daß Gut zu verkaufen, ein Entsetzen? Warum zitterte er bei dem Anblicke des Wechsels, den er dem Juden ausgestellt? Der Jude soll, nach den eingezogenen Berichten, in dem Brande der Kornscheune verunglückt sein — aufgepaßt, noch gebe ich die Spekulation nicht verloren! Der Baron muß aus Furcht sich seines Gutes entäußern."

Viertes Kapitel.

Der Schulmeister.

Der Justizrath verließ Elsborn und schlug den Weg nach dem benachbarten Dorfe ein, den er sich von einem Landmanne hatte bezeichnen lassen. Nach einer halben Stunde kam er über die Steinbrücke, welche die Ufer eines reißenden Flußes verband. In kurzer Entfernung vor ihm lag das Dorf, dessen zahlreiche Häuser Wohlstand verriethen. An der Spitze des Dorfes, an

einem sanften Hügelabhange, zeigte sich die Kirche mit ihrem stumpfen Thurme, der kürzlich erst ein neues Gewand erhalten haben mußte, denn er schimmerte weiß durch eine Gruppe hoher Bäume. In der Nähe der Kirche mußte der Schulmeister wohnen. Der Justizrath gab sich das Ansehen eines müßigen Spaziergängers und schritt langsam zwischen den Hecken hin.

Plötzlich stand er an dem Gitter des Friedhofes. Er schritt den schmalen Weg zwischen den Gräbern hin, von denen einige mit Kreuzen und Flittergold geschmückt waren. In der Nähe der Kirche arbeitete der Todtengräber an einem frischen Grabe. An diesen wandte sich der Justizrath.

„Wo ist das Schulhaus, mein Freund?"

Der Mann, der tief in der Grube stand, sah zu dem Fragenden empor.

„Das Schulhaus?" fragte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Ja."

„Gehen Sie dort aus dem Gitter, und es liegt vor Ihnen."

„Wie heißt Euer Schulmeister?"

„Gottfried Klär, Herr!"

„Ob ich ihn zu Hause treffe?"

„Gewiß; der Alte kann ja kaum noch gehen. Er ist nicht todt, nicht lebendig — ich möchte nicht in seiner Haut stecken. Ihm wäre besser, wenn er statt des braven

Mannes den wir morgen begraben, in die Erde gebettet würde. Ich pflege sonst nicht viel zu denken, wenn ich ein Grab mache; aber der brave Siebel will mir nicht aus dem Sinne."

„Ist er denn so plötzlich gestorben?"

Der Todtengräber stützte sich auf seinen Spaten.

„Ja, Herr!" sagte er, „das ist eine seltsame Geschichte. Siebel hatte ein kleines Gut und zwei Pferde, war fleißig und wirthschaftlich und hatte sich ein Sümmchen gespart. Da packt ihn der Teufel, und er kauft Aktien, oder wie sie das Zeug nennen. Da drüben der Schulmeister trägt die Schuld davon, das ist so ein Nimmersatt, der ewig spekulirt. Ich möchte nur wissen, was der Mensch mit dem vielen Gelde will. Na, meinetwegen — aber der arme Siebel ist schlecht weggekommen. Er kauft also Aktien in der Stadt, und vor acht Tagen erfährt er, daß er sein Geld weggeworfen hat. Auch der Schulmeister ist um eine hübsche Summe gekommen. Der freilich kann's verschmerzen. Siebel aber setzt sich die Geschichte in den Kopf, wird verrückt und stürzt sich von der Brücke in den Fluß. Gestern haben sie ihn aufgefischt. Unsere Gemeinde ist um einen braven Mann ärmer geworden."

„Das ist traurig!"

„Der König sollte die Spitzbuben in der Stadt alle aufhängen lassen. Es gibt noch mehr Bauern, die verloren haben, aber sie sagen's nur nicht. Da sparen

die Leute, scharren zusammen, kaufen Papiere, die viel eintragen sollen, und auf einmal sind sie betrogen."

Der Justizrath schenkte dem Manne ein Geldstück und entfernte sich.

„Es ist auf dem Lande wie in der Stadt," dachte er; „die Menschen wollen erwerben, ohne zu arbeiten. Auch hier fordert die Börse ihre Opfer. Wie wird das Leben in zwanzig Jahren aussehen, wenn die Spekulationssucht so fortschreitet!"

Er trat aus dem Gitter des Friedhofs. Vor ihm lag ein freundliches Haus unter Bäumen versteckt. Indem er an den Fenstern desselben vorüberging, hörte er das laute Schreien eines Knaben und die knallenden Schläge eines Stocks. Gleich darauf hörte er Martin mit starker Stimme rufen:

„Merke Dir das siebente Gebot — Du sollst nicht stehlen! Jetzt nimmst Du ein Taschenmesser; später Geld und Geldeswerth."

„Der Mann hat Recht!" dachte der Justizrath.

Die Hausthüre stand offen. Eine alte Bäuerin empfing den Eintretenden.

„Was wollen Sie?" fragte sie keck.

„Den Schulmeister Klär sprechen."

„Der Herr ist krank."

„Führen Sie mich nur zu ihm."

„Was wollen Sie denn? Haben Sie Lotterielose oder Aktien zu verkaufen? Mein Herr macht keine Ge-

schäfte mehr; er hat nicht Lust, sein bischen Geld zu verlieren. Lachen Sie nicht — ich kenne die Leute schon, die mit Papieren handeln."

Die Alte, die wahrscheinlich aus eigennützigen Absichten Agenten von ihrem Herrn fern hielt, würde ihrem Grolle noch ferner Luft gemacht haben, wenn der Justizrath sie nicht beruhigt hätte.

„Ich bin kein Agent," sagte er; „ich komme in dienstlichen Angelegenheiten."

„Soll Herr Martin angestellt werden?" fragte freundlich die Alte.

Man sieht, wie vertraut sie mit den Angelegenheiten des Schulmeisters war.

„Vielleicht."

„Warum denn vielleicht? Herr Martin ist ein grundgelehrter Mann."

„Es kommt Alles auf die Unterredung mit dem alten Herrn an."

„So will ich Sie zu ihm führen. Aber gehen Sie behutsam mit ihm um; er ist heute kränker als gewöhnlich."

Der Justizrath versprach es. Die Alte verschwand auf einige Augenblicke. Als sie zurückkehrte, sagte sie leise: „Herr Klär erwartet Sie!"

Der Schulmeister saß in einem großen Lehnstuhle neben dem Fenster. Der Mann bot eine seltsame, das Mitleid herausfordernde Erscheinung. Er war klein

und ziemlich wohlbeleibt. Eine Art Schäferpelz hüllte ihn ein. Die Füße stacken in Pelzstiefeln, die weit bis über das Knie reichten. Sein Kopf war mit einer Fülle krausen Haares bedeckt, das stark ins Graue spielte. In seinem vollen, braunen Gesichte glüheten große, dunkle Augen, unter denen die runzliche Haut kleine Säckchen von bläulicher Farbe bildete. Die Nase war ungewöhnlich breit. Auf den aufgeworfenen, ins bläuliche spielenden Lippen zeigten sich kleine weiße Bläschen. Der weißgraue Bart gab dem runden Gesichte ein schmutziges Ansehen.

Bei dem Eintritte des Fremden saß dieser Lehrer des Volks, die großen Hände auf die Lehnen gestützt, halb aufgerichtet in dem Stuhle. Ein leises, kaum merkliches Zittern durchzog seinen ganzen Körper. Das Auge, das von starken und buschigen Braunen überschattet war, haftete fest auf dem Justizrathe. Es ließ sich nicht verkennen, daß die robuste Natur dieses Mannes lange mit den Leiden der Krankheit gekämpft hatte.

Der Justizrath grüßte mit vornehmer Nachlässigkeit. Dann fragte er:

„Herr Klär?"

Eine tiefe Baßstimme antwortete:

„Zu dienen, ich bin Klär, der kranke Schulmeister. Sie müssen Nachsicht mit mir haben, lieber Herr — ich kann nicht aufstehen. Das alte Uebel macht mir gerade jetzt entsetzlich viel zu schaffen."

Sein Gesicht verrieth, daß die kleine Bewegung des Erhebens ihm heftige Schmerzen bereitete.

„Verbleiben Sie in Ihrer Ruhe, Herr Klär! wir können ohne Aufregung verhandeln. Mein Geschäft, das mich zu Ihnen führt, ist friedlicher Natur. Ich bin der Justizrath Ernst aus Köln."

Der Schulmeister unterdrückte einen leichten Schreck. Dann aber lächelte er, als ob er sagen wollte: ich kenne Sie nicht.

„Sie haben mich nie gesehen, aber vielleicht haben Sie von mir gehört."

„Nein, nein, ich erinnere mich nicht. Mein Leben verfließt wie ein Waldbach in der Einsamkeit, ich komme mit der Welt so wenig in Berührung . . ."

„Gleichviel; Ihre Zurückgezogenheit thut nichts zur Sache, da ich nicht von der Gegenwart, sondern von der Vergangenheit mit Ihnen zu sprechen habe."

„Du lieber Gott, die heftigen Schmerzen haben mein Gedächtniß abgestumpft — ich vermag kaum einige Jahre zurückzudenken. Was darüber hinausliegt, sind mir unbekannte Dinge."

„Ah," dachte der Jurist, „ich habe mit einem schlauen Patron zu thun; er stellt sich im Voraus sicher. Herr Klär!" sagte er laut, und indem er sich auf einem Stuhle dem Kranken gegenüber niederließ, „ich werde mir erlauben, Ihrem schwachen Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen."

„Meine Wirthschafterin sprach von geschäftlichen Angelegenheiten," meinte der Schulmeister, in einem Tone, der seinen Unwillen verrieth.

„Ganz recht, ich berege auch nur solche Angelegenheiten."

Der Schulmeister nahm seine lange Pfeife, zündete ein Schwefelholz an und begann zu rauchen, als ob er durch die Beibehaltung seiner Gewohnheiten eine ruhige Indifferenz an den Tag legen wollte. Dem beobachtenden Juristen entging es indeß nicht, daß der Kranke sehr erregt war.

„Herr Klär! wir sind doch ungestört?"

„Ja, mein Herr! Mein Adjunkt ist in der Schule — aber ich bitte Sie, leise zu sprechen, damit die Haushälterin, die neben ihren Tugenden auch das Laster der Neugierde besitzt, Nichts höre."

„Sie waren nicht immer Lehrer in diesem Dorfe?"

„Nein. Ich hatte früher eine kleine, wenig einträgliche Stelle in dem Dorfe Roda."

„Wo Sie mit Ihrer Schwester lebten, die nun verstorben ist?"

„Meine Schwester — Gott habe sie selig! Aber ich wollte, sie lebte noch."

„Haben Sie keine Familie?"

„Ich stehe allein in der Welt. Doch wozu diese Fragen, mein Herr?"

„Sie haben Recht, diese Fragen sind überflüssig. Als Sie in Roda Schulmeister waren, erzogen Sie einen Knaben, der als Findling in das Kirchenbuch eingetragen ist."

„Auch das ist wahr. Warum soll ich leugnen, daß ich ein gottgefälliges Werk gethan? Meine Schwester fand in der Laube einen Korb und in diesem Korbe einen Knaben. Wir nahmen uns des verlassenen Wesens an und erzogen es in dem Christenthume."

„Haben Sie nie etwas über die Herkunft des Findlings erfahren?"

„Nie!" versicherte der Alte.

„Aber eine Dame, die von Zeit zu Zeit in das Dorf kam, beschenkte den Knaben."

„Das ist wohl möglich! der hübsche Martin fiel in die Augen. Wer ihn sah, hatte seine Freude an ihm. Warum soll eine Dame nicht ein Kind beschenken, von dem sie erfahren, daß es ein Findling ist? Meine verstorbene Schwester — Gott habe sie selig! — plauderte gern und da mag sie sich denn auch wohl mit ihrer Wohlthätigkeit gebrüstet haben. Das war nicht Recht, denn der arme Junge sollte in dem Glauben erhalten werden, daß er mein Verwandter sei."

„Ich komme auf die Dame zurück," unterbrach ihn der Justizrath.

„Ich habe die Dame nie gesehen!" rief der Schulmeister, dessen Kopf von einer dichten Dampfwolke eingehüllt ward.

„Diese Dame," fuhr der Justizrath ruhig fort, „behauptet nämlich, daß Martin ihr Sohn sei, und daß Sie um dieses Geheimniß wissen."

„Ich? Ich soll darum wissen? O mein Kopf, mein armer Kopf! Lebte doch meine Schwester noch! Sie hatte ein gutes Gedächtniß — ich erinnere mich kaum noch, wie sie ausgesehen hat. Fragen Sie mich nicht, ich kann nicht antworten. Der Schmerz zerreißt mir den Schädel — mir wird es grau vor den Augen. Und wozu das Alles, wozu?"

Der Schulmeister stand auf, hinkte, während sich sein Gesicht zu einer Fratze verzog, durch das Zimmer nach dem Fenster, kam zurück und warf sich stöhnend in den Stuhl, der unter seiner Last laut erseufzte. Dann nahm er die Pfeife wieder und begann zu rauchen. Auf seiner hohen Stirn erschienen dicke Schweißtropfen.

„Erregen Sie sich nicht, Herr Klär!" sagte beruhigend der Justizrath. „Es ist nicht meine Absicht, Ihr Verdienst um den Knaben schmälern zu wollen; aber die Familie will sein Schicksal festgestellt wissen. Die Dame ist glücklich verheirathet, und es wäre ein harter Schlag für sie, wenn ihre Jugendverirrung dem Manne bekannt würde, der an die Tugend seiner Frau glaubt wie an das Evangelium. Sie begreifen wohl, daß ich mit strenger Diskretion verfahren muß. Ihr Schweigen ehre ich; es verräth denn Mann, der sein

Versprechen hält, und Sie haben versprochen, die Abkunft des Kindes als ein tiefes Geheimniß zu bewahren. Sie soll es bleiben, muß es selbst bleiben. Und darum habe ich die Reise zu Ihnen unternommen."

Gottfried Klär hatte diese Nachricht in großer Spannung vernommen; er starrte den Ueberbringer derselben mit weit aufgerissenen Augen an. Seine Schmerzen schienen verschwunden zu sein.

„Also die Dame ist verheirathet!" murmelte er.

„Ja!"

„Das habe ich nicht gewußt."

„Sie sendet mich, um mit Ihnen gewisse Vorkehrungen zu treffen . . ."

„So hat sich Ihnen die Dame anvertraut?"

„Natürlich. Wenn ich als Rechtsanwalt handeln soll, muß ich das Sachverhältniß kennen."

„An wen ist die Dame verheirathet?" fragte geheimnißvoll der Schulmeister.

„Verzeihung, ich darf die Grenzen nicht überschreiten, die mir gesteckt sind."

„Aber ich muß doch wissen . . ."

„Aus dem, was ich Ihnen mitgetheilt, geht klar hervor, daß die Mutter des Kindes mich instruirt hat. Sie will unerkannt bleiben aus Rücksicht auf ihren Mann."

„Das läßt sich hören. Da ich übrigens meine Zuverlässigkeit bewährt habe, begreife ich nicht, warum man Anstand nimmt . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, daß gebieterische Rücksichten meine Verschwiegenheit fordern. Von einem Mißtrauen in Ihre Person ist keine Rede. Verhandeln Sie mit mir, als ob Sie die Mutter Martins vor sich hätten."

Der Schulmeister überlegte einige Augenblicke; er blies in die Pfeife, als ob er aus dem aufsteigenden Rauche sich Raths erholen wollte. Der Justizrath begriff, daß Klär mit großer Vorsicht behandelt werden müsse, daß er der Mann war, der jedes Geheimniß zu seinem Vortheile ausbeutete.

„Aber welchen Zweck verfolgte der Justizrath?" wird der Leser fragen.

Der Verfasser verweist auf den Verlauf der Erzählung. Für jetzt bemerkt er nur, daß Viktor Ernst als Spekulant und als Freund handelte, und daß es ihm noch möglich war, die Börse mit dem Leben zu vereinen.

„Gut!" rief plötzlich der Schulmeister. „Ich erkenne Sie als den Bevollmächtigten der Dame an. Was wollen Sie wissen?"

„Legitimiren Sie sich."

„Wie? Ich soll mich legitimiren?"

„Stimmt Ihre Erzählung von der Ablieferung des Kindes mit meinen Notizen überein, so bin ich am rechten Orte."

„Was ich weiß, ist bald mitgetheilt. Ich hatte einen Vetter, den Schmid Faber. Die Frau dieses

Schmids schenkte der Welt ein Kind, das gleich nach der Geburt starb. Da kam eines Tages der Arzt zu mir, mit dem ich auf einem vertrauten Fuße stand. Er sagte mir, daß die Schmidin ein ihr anvertrautes Kind ernährt habe, daß die Frau aber aus Kummer über den plötzlichen Tod ihres Mannes krank sei und wahrscheinlich das Zeitliche segnen werde. Dann forderte er mich auf, das Kind unter guten Bedingungen zu adoptiren, da die Mutter außer Stande sei, es anzuerkennen. Ich erhielt eine kleine Summe und nahm den Knaben, nachdem meine Schwester sich damit einverstanden erklärt hatte, in mein Haus. Er war unter dem Namen Martin Faber getauft und als Findling bezeichnet. Durch welche Mittel der Arzt den Pfarrer dazu bestimmt, weiß ich nicht. Die Schmidin starb, und Martin galt als ihr Sohn vor der Welt."

„Da kam eines Tages eine vornehme junge Dame, sie konnte neunzehn bis zwanzig Jahre zählen — so schien es mir wenigstens. Ach, mein Herr! ich habe nie eine solche Schönheit gesehen."

„War sie blond?" fragte der Justizrath.

„Ja."

„Schlank und üppig gewachsen?"

„Ja."

„Hatte sie himmelblaue Augen?"

„Ja."

„Grübchen in Wangen und Kinn?"

„Ja.“

„Einen kleinen Leberfleck an dem weißen Halse?“

„Alles trifft zu!“ rief der Schulmeister.

„Und Aehnlichkeit mit Martin?“

„Eine so große Aehnlichkeit, daß ich auf den ersten Blick die Mutter in ihr erkannte. Und wäre diese Aehnlichkeit auch nicht gewesen, so hätte ihre Zärtlichkeit mit dem Kinde es darthun müssen, daß sie nicht die Pathe, wofür sie sich ausgab, sondern die Mutter sei. Sie beschenkte meine Schwester und ermahnte sie zur Sorgfalt. So kam sie alle Jahr einmal und zwar stets im Sommer. Sie war entzückt über das hübsche Kind, herzte und küßte es und wollte es gar nicht wieder von sich lassen.“

„Von wem empfingen Sie die Erziehungskosten?“

„Von dem Arzte.“

„Weiter!“

„Da blieb sie zwei Jahre aus. Ach, dachte ich, sie hat ihr Kind vergessen, und das war mir gewissermaßen nur angenehm, denn Martin war mir lieb geworden wie mein eigener Sohn und die Alimente wurden pünktlich gezahlt. Eines schönen Sommerabends saß ich in meiner Laube. Martin war damals sechs Jahre alt, er tobte lustig durch den Garten. Meine Schwester saß neben mir und strickte. Wir sprachen still und heimlich von der Mutter und erschöpften uns in Vermuthungen

über ihren Stand. Da kam plötzlich Martin gesprungen und zeigte uns einen Doppellouisdor.

„Wer gab Dir das Geld?"

„Eine schöne Frau."

„Wo ist die Frau?" fragte ich hastig.

„Der Knabe zeigte nach der Gartenthüre, durch welche in diesem Augenblicke die Dame eintrat. Sie hatte sich verändert, war stärker und üppiger, aber auch schöner geworden. Ich ging ihr entgegen."

„Mein Freund!" sagte sie, „ich komme nur auf einige Augenblicke, um den Knaben zu sehen und Sie an Ihr Versprechen zu erinnern. Seien Sie auf Ihrer Hut, ich vermuthe, daß man Forschungen nach dem Knaben anstellen wird. Nehmen Sie diese Börse, verschweigen Sie meine Besuche und bleiben sie fest bei der Behauptung, daß Martin der Sohn des Schmids sei. Nächsten Sommer sehen Sie mich wieder, und habe ich Sie bewährt gefunden, erhalten Sie ein neues Geschenk. Dann werden wir auch über die Bestimmung des Knaben sprechen."

„Sie verließ eilig den Garten. An dem Teiche stand ein schöner Wagen, der rasch davon fuhr, nachdem die Dame eingestiegen war. Das nächste Jahr verfloß, und die Dame kam, wie sie versprochen hatte. Martin sollte den Stand seines Adoptivvaters erwählen und nie ahnen, daß die Schmidin nicht seine Mutter sei. „Was kümmerts mich," dachte ich, und ge-

lobte feierlich den Pakt zu halten. Aber die Bauern mußten Witterung erhalten haben, denn sie gaben dem Martin so Manches zu hören, was er nicht zu wissen brauchte. Da setzte uns der Junge oft durch neugierige Fragen in große Verlegenheit. Und wahrlich, man sah es ihm an, daß er nicht der Sohn eines Dorfschmids war.

„Eines Tages kam ein Herr und fragte nach dem Schulmeister Klär — ein vornehmer, stattlicher Herr. Es war im Winter und ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagte. Der Besuch mußte etwas zu bedeuten haben. Und richtig, der Fremde suchte mich wegen des Knaben auszuforschen, sprach auch von dem Besuche der Dame, und drohete eine Untersuchung gegen mich einzuleiten, wenn ich ihm nicht die Wahrheit sagte. Ich hatte nichts zu fürchten und fertigte den Lästigen derb ab. Eine Untersuchung ist übrigens nicht erfolgt.

„Denselben Winter starb der Arzt, der in der nächsten Kreisstadt wohnte. Die Dame kam im Frühlinge und zahlte mir auf zehn Jahre die Alimente voraus; sie würde, fügte sie hinzu, nun sobald nicht wiederkommen. Und so ist sie ausgeblieben, bis auf den heutigen Tag. Martin ist ein tüchtiger Schullehrer geworden und wird meinen Dienst erhalten. Was will nun die Dame?"

„Sie will ihm einen Theil ihres Vermögens testiren."

„Ah!" rief gedehnt der Schulmeister.

„Und dann will sie ihn verheirathen."

„Verheirathen?"

„Ja."

„Mit wem?"

„Mit einer reichen Erbin. Den Stand des Schullehrers muß der junge Mann natürlich aufgeben."

„Was wird aus mir?"

„Sie verleben den Rest Ihrer Tage nach Gefallen; dafür, daß es Ihnen an Nichts fehle, wird der dankbare Martin sorgen."

„Das läßt sich hören!" murmelte der Alte.

„Haben Sie bei dem Kinde nicht irgend ein Zeichen gefunden, das das Wiedererkennen ermöglicht?"

„Ein Zeichen?"

„Die Mutter sprach von einem Ringe."

Der Schulmeister dachte wieder nach. Nach einer langen Pause sagte er:

„Ja, ich habe einen Ring, den mir der Arzt mit dem Bemerken einhändigte, daß ihn der Vater Martins einst zurückfordern werde."

„Dieser Ring allein, Herr Klär! sichert Ihrem Pflegesohne die Erbschaft. Der Vater existirt nicht mehr — händigen Sie mir den Ring ein, und ich bin beauftragt, als Rechtsanwalt die Angelegenheit zu vermitteln. Sonst kann ich Nichts thun. Martin bleibt so lange bei Ihnen, bis die Sache in Ordnung ist. Ich hoffe, daß Sie mit Martin das Gut Elsborn bewohnen werden."

Klär deutete stumm nach der Gegend, in welcher das Gut lag; ein freudiges Erschrecken hatte ihm für den Augenblick die Sprache geraubt.

Der Justizrath hatte den rechten Fleck getroffen — der Schulmeister war zu Allem bereit. Er holte den Ring, den er in einem alten Schranke aufbewahrte, und gab ihn dem Juristen, der ihn beifällig betrachtete, und in seinem Portefeuille verbarg.

„Elsborn! Elsborn!" rief er endlich aus, indem er wieder in seinen Stuhl sank. Der alte Baron von Sydow ist längst bankerott, ich weiß es von dem Juden, der ihm Geld geliehen."

„Nun werde ich das Gut kaufen."

„Sie machen ein vortreffliches Geschäft!"

„Wie?"

„Die Eisenbahnkompagnie..."

„Still, Herr Klär! das ist Martins, oder wenn Sie wollen, Ihre Sache."

„Sie werden Prozente erhalten!"

Der Schulmeister gerieth in Feuer und Flammen; er war wieder aufgestanden und hielt beide Hände des Justizraths. Dieser sagte ruhig:

„Meine Aufgabe ist, Martin zu verheirathen und dem jungen Paare das Besitzthum anzuweisen. Die künftige Frau Ihres Pflegesohnes hat einen großen Antheil an dem Gute. Sie sprechen von einem Juden..."

„Dem alten Pik, ganz recht.“

„Was ist es mit ihm?“

„Er soll in der Scheuer verbrannt sein . . .“

„Nun?“

„Ich glaube nicht daran. Der Jude war ein Feind des Schäfers, und der Schäfer hat ihm Dach und Fach versagt. Darauf ist der Jude dem Schlosse zu gegangen — er wollte am nächsten Morgen noch einmal bei mir vorsprechen, weil ich mich nicht gleich zum Ankaufe eines Lotterieloses entschließen konnte — er ist ausgeblieben. Seine Brieftasche enthielt eine hübsche Summe — auch diese ist verschwunden. Aber die Hauptsache kommt noch: der Jude hatte einen Wechsel auf den Baron und war fest entschlossen, den Schuldner in Haft bringen zu lassen, wenn am folgenden Tage die Zahlung nicht erfolgte — hier in dieser Stube hat er es mir gesagt. Der arme Mensch ist nie wieder aus dem Schlosse gekommen. Der Brand soll angelegt sein — ich glaube es. Beweise habe ich nicht, es ist dies nur so meine Vermuthung —“

„Die Sie nicht laut aussprechen dürfen,“ mahnte der Justizrath. „Wir sind jetzt in Ordnung,“ fügte er hinzu. „Ihre Adresse kenne ich, Sie werden bald Briefe von mir erhalten. Und hier ist die meinige, wenn Sie mir eine Meldung zu machen haben.“

Er überreichte ihm eine Karte und ging.

Der Schulmeister stand am Fenster und sah ihm lange nach. Er wiegte seinen grauen Kopf nach allen Seiten hin, während er murmelte:

„So hat die Dame unserer nicht vergessen! Wüßte ich nur, wo sie wäre, ich würde zuvor noch ein Geschäft mit ihr abschließen. Und der Baron — er muß zu Grunde gehen. Aber wer ist die Erbin? Der Justizrath wird es schon wissen. Die Kombinationen der reichen Leute sind eben so unscheinbar als geistreich. Daß da drüben Etwas vorgeht, habe ich längst bemerkt. Ach, die Schule ist aus — nun muß Martin kommen. Nun vor einer Liebschaft habe ich ihn bewahrt — aber ich will doch einmal sondiren, was er vom Heirathen hält. Es ist gut, wenn ich ihn nach und nach auf das Glück vorbereite, das man ihm zugedacht hat."

In diesem Augenblicke trat die Haushälterin ein, ein kräftiges, aber häßliches Weib. Mit einem widerwärtigen Lächeln trat sie ihrem Herrn näher.

„Werden Sie sich denn nun endlich entschließen, dem guten Martin die Stelle übertragen zu lassen?" fragte sie.

„Lore!" murmelte der Alte. „Was für ein Interesse nimmt Sie daran?"

„Es wäre doch recht gut, wenn Martin selbstständig würde."

„Spreche Sie nicht über Dinge, die Sie nicht versteht."

„Ei, Herr Klär! schon wieder grob? Ich habe Ihnen schon tausendmal gesagt, daß ich nicht Ihre Dienstmagd bin — Martin ist mir lieb, wie ein Sohn, und wenn ich Ihnen zum Guten rathe, sollen Sie es mir Dank wissen. So kann die Wirthschaft nicht fortgehen, man wird alt und grau und hat Nichts davon. Es muß eine junge Frau ins Haus, damit ein anderes Leben wird. Der arme Martin hält den ganzen Tag Schule und wenn er fertig ist, plagt er sich mit seinem kranken Vetter ab. Das muß ja einen Stein erbarmen. Wäre ich an seiner Stelle, ich hätte mich längst davon gemacht."

„Lore! Lore!" rief drohend der Alte. „Ich zahle Ihr einen schönen Lohn und werde Sie in meinem Testamente bedenken."

„Ihr Testament — Sie haben ein zähes Leben wie eine Katze. Wozu liegt denn Ihr Geld in dem alten verrosteten Kasten?"

„Ich habe kein Geld!"

„Kurz und gut, wenn sich die Sache nicht ändert, ziehe ich ab."

Der Schulmeister erschrak.

„Lore!" sagte er kleinlaut. „Glaube Sie mir, ich werde nicht lange mehr leben. Nichts greift mich mehr an, als der Aerger, und Sie ärgert mich, so oft Sie kann. Fast muß ich glauben, Sie will die Erbschaft beschleunigen."

Er setzte sich wimmernd, als ob ihn heftige Schmerzen peinigten, in den Stuhl.

„Na, endlich sprechen Sie doch einmal den Verdacht aus!“ rief Lore, indem sie beide Fäuste in die Seite setzte. „Sie haben einen schönen Begriff von mir, die ich Sie hege und pflege wie ein Wickelkind. Mit Ihren Schmerzen ist es so weit nicht her, sie bestehen größtentheils in der Einbildung. Und damit Sie sehen, daß ich nicht auf Ihren Tod warte, ziehe ich morgen ab.“

Sie wollte zur Thüre hinaus.

„Halt, Lore!“ rief der Schulmeister bestürzt.

„Was steht zu Diensten?“

„Komme Sie zu mir. So — Ihre Hand. Sie hat Recht, Martin soll sich verheirathen und die Stelle soll er auch haben. Aber das geht doch nicht Alles so rasch. Es ist ja noch nicht einmal eine Braut da.“

Der Zorn der Alten war verschwunden; sie lächelte wieder.

„Eine Braut wäre da!“ meinte sie.

Der Schulmeister glotzte auf.

„So!“ murmelte er. „Sie hat wohl an Alles gedacht.“

„Weil ich dem Martin gut bin.“

„Und wer ist denn die Braut?“

„Die kleine Lisette, drüben im Schlosse, das hübsche Kind.“

„Was die Holzhauerstochter?"

„Der Baron hat sie angenommen. Mit der Holzhauerstochter ist es vorbei. Am letzten Sonntage habe ich sie in der Kirche gesehen — ist das ein prächtiges Mädchen. Der alte Brock meint, sie wäre ein gebornes Fräulein und passe ganz in die schönen Kleider."

„Lore, Sie unterstützt am Ende diese Liebschaft —"

„Nein; aber ich weiß, daß Martin die Lisette gern hat."

Martin wird ein reiches Mädchen heirathen, das ich ihm aussuche. Und damit Basta!"

„Immer Geld und immer Geld!"

„Ohne Geld kann man nicht leben! Ich hinterlasse dem Martin so gut wie Nichts."

Die Alte schwieg; sie wollte nicht sagen, daß sie die Vertraute des jungen Schulmeisters sei, und daß sie mit der vermeintlichen Mutter Lisettens in verwandtschaftlichen Beziehungen stehe. Klär hatte an ihr eine treue Pflegerin, er schätzte sie, trotz ihrer rauhen Außenseite, und wenn er ihren Abzug fürchtete, so wußte er, daß sich keine andere Person zu seiner Bedienung finden würde. Der Wirthschafterin war es übrigens nicht Ernst, sich aus dem Schulhause zu entfernen, sie hatte dem Geizhalse nur gedroht. Aehnliche Szenen wie die beschriebene waren schon häufig vorgekommen, aber stets durch die Nachgiebigkeit des Alten friedlich ausgegangen.

„Kann Sie schweigen?“ fragte der mürrische Schulmeister.

Lore antwortete dadurch, daß sie die Hände auf die Brust legte.

„Ich will Ihr glauben. So wisse Sie denn, daß bald eine große Veränderung hier vorgehen wird. Frage Sie nicht weiter; aber ich meine es gut mit Ihr und Martin. Wenn ich einmal todt bin, werdet Ihr erst begreifen, was Ihr an mir gehabt habt. Wann wird Siebel begraben?“

„Morgen.“

„Herr!“ betete der Schulmeister, „nimm Dich seiner in Gnaden an und verzeihe ihm die Sünde, die er wieder Dich gethan!“

Lore schüttelte mit dem Kopfe, als sie ihren Herrn fromm betend erblickte; sie kannte den Gleißner und würde ihn sicherlich mit Verachtung bestraft haben, wenn er ein armer Mann gewesen wäre. Aber auch sie ward von einer gewissen Berechnung geleitet, und was die Börsenspekulanten im Großen, war diese Bäuerin im Kleinen. Sie führte Manöver aus, war freundlich, grob, gefällig und abstoßend, je nachdem es der Plan erheischte, den sie auszuführen im Begriffe stand. Das leidige Interesse machte sie zu Allem fähig.

Der Schulmeister betete noch, als Martin eintrat. Er gab der Bäuerin durch ein Zeichen zu erkennen, daß sie sich entfernen möge. Sie ging, nachdem sie ihm

zugeflüstert: „Wir sprechen uns später!“ Klär zündete ruhig seine Pfeife wieder an, rauchte und legte sich in den Stuhl zurück. Martin erstattete Bericht über das, was im Laufe des Tages vorgefallen und suchte sich dann eine Beschäftigung an dem alten Pulte, das in einer Ecke des Zimmers stand. Er hoffte, daß der Alte über den Besuch des Justizraths, dessen Entfernung er bemerkt, sich äußern werde. Aber Gottfried Klär schwieg und rauchte. — Es schlug sechs Uhr. Martin erhob sich seufzend, ergriff ein Schlüsselbund, verließ das Zimmer und das Haus, erschloß die Thüre der Kirche und stieg auf den Thurm. Gleich darauf hörte man das Läuten der Abendglocke. Martin blieb heute lange auf dem Thurme; er stand an dem großen Schallloch und sah sinnend nach dem Walde, aus dem die Zinnen des Schlosses Elsborn emporragten.

Fünftes Kapitel.

Ein neuer Unfall.

Der Justizrath hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, in den Besitz des Gutes zu gelangen. Das Billet, das ihm der Jude bei den Verhandlungen über den Verkauf eingehändigt, kam von einem Manne, dessen Beziehungen zu dem Juristen wir später mittheilen werden; für jetzt sei gesagt, daß die wenigen Zeilen nicht abschreckend gewirkt hatten. Viktor Ernst war zu sehr

vom Dämon der Spekulation erfüllt, als daß ihn die Bezahlung der Wechsel zum Rückzuge bewegen konnte, zumal da ihm der Zufall andere, wirksame Waffen geliefert hatte. Der Abschluß des Geschäfts mit dem Schulmeister war ein Glücksumstand, den er im Interesse seines Freundes Kaiser auszubeuten gedachte. Den neuen Angriffsplan überlegend, ging er durch den ruhigen Wald. Das Läuten der Abendglocke, die der geplagte Martin zog, hallte feierlich über die stille Landschaft hin. Viktor ward ernst gestimmt; er gedachte seiner Gattin, die er herzlich liebte, und bedauerte den Banquier, der sich des ungetrübten ehelichen Glückes nicht erfreuen sollte. Ach, hätte er gewußt, daß die arme Hermine von den Qualen der Eifersucht gefoltert wurde, daß sie sich unglücklicher fühlte als Sidonie — er würde mehr liebender Gatte als Spekulant gewesen sein.

Plötzlich hörte er die Hufschläge galopirender Pferde. In der Biegung eines Holzweges erschienen der Baron Emil und Josefine. Die junge Dame trug ein elegantes Reitkleid von schwarzem Sammt und einen feinen Männerhut mit grünem Schleier. Die frische Luft hatte ihre Wangen geröthet; ihre Augen glühten vor freudiger Erregung. Und wie geschickt wußte sie das kräftige Pferd zu leiten, wie graziös schwang sie die Reitpeitsche.

Der Baron trug ein elegantes Reitkostüm, das ihn um zehn Jahre jünger machte. Er war ganz Aufmerk-

samkeit für seine reizende Begleiterin, die in lautes Lachen ausbrach, als sie den Justizrath erblickte.

„Ich dachte es mir!“ rief sie.

„Was?“

„Der Jurist botanisirt.“

„Verzeihung,“ antwortete Ernst, „ich fülle die Zeit bis zur Abreise mit meiner liebenswürdigen Klientin aus.“

Emil fügte in einem scherzenden Tone hinzu:

„Vielleicht prüft der Herr Justizrath das Terrain für die künftige Eisenbahn!“

Viktor Ernst antwortete ein wenig ironisch:

„Eine derartige Beschäftigung überlasse ich dem Juden.“

„Nicht wahr, es wäre Schade um den schönen Wald!“ rief Josefine. „Nein, er soll den gewinnsüchtigen Aktionären nicht zum Opfer fallen. Elsborn wird seinen Bewohnern noch lange ein friedliches Asyl bleiben.“

„Verzeihung,“ sagte der Baron, „unser Weg geht dorthin!“

„Ich gehe nach dem Schlosse.“

„Erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit, Herr Justizrath?“

„Mit Vergnügen, Herr Baron!“

„Sagen Sie meinem Bruder, daß wir spät heimkehren würden. Wir wollen der Moorschenke einen Besuch abstatten.“

Ernst verneigte sich und ging weiter. Emil und Josefine sprengten lustig in den Wald hinein. Beide waren nach einigen Augenblicken verschwunden. Das Geräusch, das die Hufschläge verursachten, verhallte nach und nach. Eine Viertelstunde später trat der Justizrath in den Schloßhof. Trotz seiner Ermüdung fragte er Lisetten, die ihm in der Hausflur begegnete, nach dem Gutsherrn; er wollte die Abwesenheit Emils und Josefinens zu seinem Zwecke benützen.

„Der Herr Baron befindet sich besser," sagte das junge Mädchen. „Ich werde den Herrn sogleich melden."

„Ein Wort, mein liebes Kind!"

Lisette blieb stehen.

„Was befehlen Sie?"

„Martin Faber läßt grüßen. Ich habe ihn in seinem Dorfe gesprochen. O, erröthen Sie nicht, der junge Mann ist mein Schützling; ich werde Nichts versäumen, sein Glück zu fördern."

„Er hat sich Ihnen mitgetheilt!" flüsterte sie, vor holder Scham erglühend.

„Ich weiß, daß er Sie herzlich liebt, und daß er Ihre Liebe verdient. Was auch geschehen möge — vertrauen Sie mir."

Es lag wirklich in der Absicht des Justizraths, das Glück des jungen Paares zu befördern; ja es lag deshalb in seiner Absicht, weil seine Spekulation es erheischte. Hier ging die Börse mit dem Leben Hand in Hand.

Lisette meldete nun den Gast an und der Baron ließ ihn sofort eintreten.

„Gut, Herr Justizrath! daß Sie kommen," redete er ihn an. „Ich habe noch Einiges mit Ihnen zu besprechen, ehe Sie abreisen."

Der alte Herr sah bleich und angegriffen aus, aber er sprach klar und zusammenhängend. Der Justizrath beobachtete ihn. Der Greis mußte entweder ein seltsames Phänomen der Menschennatur sein, oder ein scharfsinniger Mann, der seine Umgebungen irre führt. Wie anders zeigte er sich jetzt. Sein ganzes Wesen war Ruhe und Besonnenheit, man sah in ihm den Edelmann, der gelebt und Erfahrungen gesammelt hat. Sollte diese Ruhe die Folge seiner Philosophie sein? Sollte mitunter eine Geistesstörung eintreten? Oder sollte wirklich ein Verbrechen vorliegen, zu welcher Annahme die nächtliche Szene im Garten berechtigte? Ernst konnte an das Letztere nicht glauben, da Emil, der vorsichtige Mann, seinen Bruder sonst vor dem Umgange mit Anderen bewahren würde.

Beide saßen in dem Sopha. Durch das offene Fenster drang die reine Frühlingsluft in das mit Dämmerung erfüllte Zimmer. In einem Glasschranke, dem Fenster gegenüber, blitzten die Jagdgewehre und Hirschfänger des Gutsherrn — eine stattliche Waffensammlung.

„Mein Herr," begann der Edelmann, „unser Geschäft ist zwar geordnet, und auf eine mich befriedigende Weise . . ."

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu, Herr Baron! Verzeihung dem Rechtsanwalte . . ."

„Sie haben Alles gethan, was sich mit Ihrer Pflicht vereinbaren läßt. Glauben Sie mir, ich habe Ihre Lage nicht verkannt. Doch erlauben Sie mir, auf das zu kommen, was ich Ihnen mittheilen wollte. Die junge Dame, die mir Hilfe gebracht, hüllt sich in einen geheimnißvollen Schleier, der mir mißfällt. Sie ist schön und geistreich — solche Eigenschaften fesseln meinen Bruder, der in Bezug auf die Frauen nicht die solidesten Grundsätze hegt. Mich schrecken sie zurück. Ich traue den geistreichen Frauen nicht. Wehe dem Manne, der mit ihnen anknüpft!"

„Sie scheinen traurige Erfahrungen gemacht zu haben, Herr Baron!"

„Ich leugne es nicht. Eine Frau trägt die Schuld an der Bedrängniß, in der ich seit vielen Jahren gelebt. Sabine! Sabine!" murmelte er leise vor sich hin.

Dann faltete er die Hände und sah schmerzlich empor.

„Ein neues Geheimniß!" dachte Ernst. „Ich will ihn nicht stören, vielleicht eröffnet er sich mir unwillkürlich."

Der Baron Andreas zuckte heftig zusammen.

„Verzeihung," murmelte er, „die Erinnerung hatte mich übermannt. Sie müssen mit mir altem Manne Nachsicht haben. Wir sprachen von der Dame."

„Von Josefinen."

„Ganz recht. Ist sie Ihnen bekannt?"

„Nein. Aber da sie über so große Summen verfügt. . ."

„Und so leichtsinnig!"

„Das gibt allerdings Stoff zum Nachdenken."

„Herr Justizrath! schaffen Sie mir Aufklärung!"

Ernst zuckte mit den Achseln.

„Ich fürchte, daß später betrübende Folgen eintreten," sagte der Baron.

„Das ist wohl möglich. Ich halte die Dame für eine Abenteuerin. Sie sind ihr Schuldner und stehen folglich in ihrer Gewalt. Mir scheint, die Fremde wird zu einer Manipulation benützt, um Ihr schönes Gut in gewisse Hände zu spielen."

„Was soll ich thun?"

„Schließen Sie mit mir den Kauf ab. Ich biete Ihnen die vortheilhaftesten Bedingungen."

Die Gesichtszüge des Greises verriethen, daß in seinem Innern eine plötzliche Veränderung vorging. Seine Lippen zuckten, sein trübes Auge vergrößerte sich, sein Athem war kurz und rasch.

„Verkaufen! Verkaufen!" murmelte er. „Mein Herr! auch Ihnen ist nicht zu trauen!"

„Ich ertheile Ihnen nach besten Kräften einen Rath, nichts weiter. Warum wollen Sie länger in einer Umgebung bleiben, die räthselhaft und gefährlich ist? Schaffen Sie sich Ruhe!"

„Räthselhaft und gefährlich?"

„Ja!"

„Wie meinen Sie das?"

„Soll ich ganz offen sein?"

„Ich bitte Sie darum."

Für den Justizrath war der günstige Augenblick gekommen, den entscheidenden Schlag zu führen. Der Baron befand sich in der gereizten Stimmung. Diese mußte benutzt werden.

„Mein Herr!" begann der Jurist, „hören Sie mich an. Es war Nacht — das bleiche Sternenlicht erhellte matt den Garten des Schlosses Elsborn — es war eine weiche, schöne Nacht — da grub ein Mann die Erde auf vor der Eremitage — er stöhnte tief und schwer — seine Hände bebten, seine Knie wankten — eine ungeheure moralische Kraft trieb ihn zur Eile — er füllte einen Sack mit klappernden Gegenständen — mit dieser Last beladen verließ er den Garten, schritt dem Fluße zu ... doch, was ist Ihnen, Herr Baron?"

„Nichts! Nichts!" stammelte der erbleichende Greis.

Dann verhüllte er mit beiden Händen sein Gesicht und stieß ein schmerzliches Gestöhn aus. „Mein

Kopf, mein armer Kopf!" jammerte er. „Aber was ist es denn?" fragte er nach einer Pause, und seine wirren Blicke hafteten auf dem Justizrathe. „Ein Dieb hat sein Wesen in meinem Garten getrieben. Und der Diebe gibt es jetzt so viel in der Welt. Man hat mich bestohlen, beraubt — aber es muß wohl nicht viel gewesen sein, das ist eine lustige Geschichte!" fügte er mit einem Lachen hinzu, das seine Züge verzerrte. „Und deshalb soll ich mein Gut verkaufen? da müssen triftigere Gründe vorhanden sein. Mehr Gründe, mein Herr! mehr Gründe!"

Des Edelmanns hatte sich eine krampfhafte Erregung bemächtigt. Sein Zustand war fast derselbe, den der Justizrath schon einigemal beobachtet hatte.

„Mehr Gründe?" flüsterte er. „Ich werde sie liefern. Man sagt, der Jude Pik sei verbrannt . . ."

„Herr, mein Heiland!" schrie der Baron auf.

„Ruhig, ruhig; wir sprechen unter vier Augen. Niemand hört uns — eine Verständigung ist ja so leicht. Der Jude Pik hat Ihren Garten betreten und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Vielleicht weiß der Mann, der an der Eremitage gegraben hat, was aus dem Juden geworden ist. Was meinen Sie — wenn der Staatsanwalt ihn befragte?"

Der Baron saß einige Augenblicke wie leblos. Alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen, das dem eines Sterbenden glich. Es war erdfarben geworden und

war von bläulichen Tinten durchzogen. Unbeweglich saß er da wie die gemalte Figur in einem Stereoskop. Das Auge schien verglast zu sein. So verfloß eine lange, endlose Minute. Man hörte Nichts, als die langsamen, regelmäßigen Schwingungen eines Chronometers, der über dem Haupte des Barons hing. Gewaltsam richtete der Edelmann seine Blicke auf den Justizrath. Sie waren so furchtbar, so düster, daß Ernst schauderte. Diese Blicke schlossen ein ganzes Leben in sich. Das Unheimliche, Grauenhafte zu erhöhen trat plötzlich eine neue Veränderung ein. Das gräßliche Antlitz des Barons ward heiter — er lächelte. Das waren unerklärliche, entsetzliche Seelenübergänge.

Der bestürzte Justizrath erhob sich.

Auch der Baron verließ seinen Platz und schloß ruhig das Fenster.

„Bleiben Sie!" sagte er mit tonloser Stimme. „Der Staatsanwalt wird fragen: wo ist der Jude geblieben? Ich ertheile die Antwort darauf! Ich, der Baron von Sydow."

Er riß den Glasschrank auf und ergriff hastig ein Gewehr, das er auf den Justizrath anlegte. Dieser sprang bei Seite und schleuderte die Waffe zu Boden.

„Ah, Herr Baron, Sie wollen mich dem Juden nachsenden! Aber trotzdem bin ich nicht gefährlich — durch den Kaufkontrakt des Gutes Elsborn versichern Sie sich für ewig meines Geheimnisses."

Der Greis brach zusammen; er sank mit dem Kopfe auf das Sopha. Nachdem er er einige abwehrende Bewegungen mit der Hand gemacht, blieb er regungslos.

In diesem Augenblicke trat Josefine lachend ein.

„Hier soll der Justizrath sein? Ganz recht — — doch, was ist das?"

„Andreas!" rief Emil, welcher der Dame folgte.

„Der alte Herr ist krank geworden," sagte der Justizrath. „Senden Sie nach einem Arzte. Haben Sie für den Kranken gesorgt, so bitte ich Sie, mich auf meinem Zimmer aufzusuchen."

Er entfernte sich. Emil hatte die Büchse aufgehoben und untersucht.

„Sie ist geladen!" rief er. „Andreas hat eine Unbesonnenheit verüben wollen."

„Er ist wirklich krank!" flüsterte Josefine.

„Gott sei Dank!" er regt sich wieder.

Man legte den Greis auf die Kissen des Sophas.

„Hinweg!" murmelte er. „Lisette! bringe mir Wasser — ich will mir die Hände waschen! Hole das Wasser aus dem Brunnen — nicht aus dem Flusse! Die Wellen sind gelb — hu, wie sie rauschen! Tragt ihn fort — weit hinweg — jetzt könnt ihr das Gut verkaufen — ich will es nicht mehr — ich brauche es nicht — arme Lisette! ich kann Dir Dein Erbtheil nicht erhalten. Nimm das Papier — in meinem Schranke — bei dem Ringe . . ."

Lisette war herbeigekommen; sie stand jammernd neben ihrem Pflegevater.

„Ich bitte, folgen Sie mir," sagte Emil zu der jungen Dame. Es läßt sich nicht mehr bezweifeln: die Sorgen haben meinem armen Bruder den Geist zerrüttet."

„Trösten Sie ihn!" rief Josefine heftig. „Ich leiste Verzicht auf mein Kapital! Ja, ja, ich werde es verantworten. Der elende Mammon!"

Sie ließ sich aus dem Zimmer führen.

Mit Hilfe des alten Brock brachte Lisette den Kranken zu Bett. Dann wurde ein Bote abgesendet, der den Arzt holen sollte. Nachdem Emil noch einmal den Bruder besucht, ging er zu dem Justizrathe, mit dem er eine lange Unterredung hatte. Nach Beendigung derselben berichtete ihm der Arzt, daß den Gutsherrn ein Nervenschlag getroffen habe.

Nach der großen Aufregung herrschte tiefe Trauer in dem Schlosse Elsborn.

Auch Levi Markus erschien wieder und zwar mit einer Miene, die ein entschlossenes Auftreten ankündigte. Man wies ihn mit dem Bedeuten zurück, daß die plötzliche Krankheit des Gutsherrn den Abschluß des Geschäftes unmöglich mache. Baron Emil behandelte ihn kalt und verweigerte ihm jede weitere Auskunft. Der Jude suchte den Justizrath auf. Dieser bereitete sich zur Abreise vor.

„Sie kommen gelegen, Herr Markus!"

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, Herr Justizrath!"

„Man wird Elsborn nun nicht verkaufen."

„Sind Ihre Wechsel bezahlt?"

„Alle, Herr Markus! Folglich auch der Ihrer Mutter. Andreas von Sydow hat einen Schlaganfall erlitten, der seinem schwachen Verstande den vollständigen Rest gegeben — der arme Mann ist nicht mehr zurechnungsfähig. Mit dem Edelmanne wären wir nun fertig. Wir kehren nun zu unsern eigenen Angelegenheiten zurück, die wir, so hoffe ich, in Köln zum Abschluß bringen werden. Ich will jetzt nicht davon reden, daß Sie, anstatt nach Holland zu reisen, wie Sie mir und dem Banquier Kaiser versprochen, Elsborn aufgesucht haben . . ."

Der Jude lächelte und rieb sich die Hände, daß die Finger knackten.

„Verzeihung, mein lieber Herr!" unterbrach er den Rechtsanwalt, „ich bin Geschäftsmann wie Sie; man weist nicht gern einen kleinen Verdienst von der Hand, und meine Reise nach Holland ist nicht aufgegeben — ich bedaure, daß ich Ihnen hier ein Konkurrent werden mußte."

„Hat nichts zu bedeuten, mein Freund!" rief lachend der Justizrath. „Es ist Jeder im Leben der Konkurrenz ausgesetzt. Nun aber möchte ich wissen, wer Ihnen jenes Billet gegeben, das mich von dem ferneren Bieten auf das Gut abhalten sollte — —"

Levi Markus gerieth nicht in Verlegenheit.

„Nun," rief er, „ein Bevollmächtigter der Eisenbahnkompagnie. Ich weiß nicht, was jenes Billet enthält, sondern habe nur gesehen, daß es die gehoffte Wirkung verfehlte."

Der Justizrath hatte einige Zeilen geschrieben und das Papier in ein Kouvert versiegelt.

„Hier, mein Herr! ist die Antwort auf Ihr Billet. Uebergeben Sie es dem Bevollmächtigten, jedoch wenn es möglich ist, ohne Mitwirkung der jungen Dame, die eine geheimnißvolle Macht auf Sie auszuüben scheint."

„Herr Justizrath!" rief der Jude, „jene Dame, die sich hier Josefine nennen läßt, muß mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen haben! Ich begreife nicht, wie sie hat erfahren können, daß sich für Sie ein Billet in meiner Tasche befunden."

„Sie wissen es nicht?" fragte der Justizrath mit einem Seitenblicke, der Mißtrauen verrieth.

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin!" versicherte der Jude. „Die Dame ist wirklich ein dämonisches Wesen, und mir um so furchtbarer, je liebenswürdiger ich sie finde. In Köln hat sie ein zartes Kind zurückgelassen, dort war sie ganz aufopfernde Mutter, lebte in den traurigsten Verhältnissen und nahm die Unterstützung des Frauenhilfsvereines an — hier tritt sie kokett und übermüthig auf und verfügt über Tausende. Was ist das? Woher kommt so plötzlich das Geld?

Sehen Sie, Herr Justizrath! um dies zu erfahren, bin ich bis jetzt fern gewesen."

„Gut; und was haben Sie erfahren?"

„Nichts, so gut als Nichts. Niemand kennt sie, Niemand hat sie früher hier gesehen. Der Baron Emil lebt mir ihr auf einem vertrauten Fuße — mir scheint, daß der alte Bonvivant in geheimnißvoller Beziehung zu der Schönen steht."

„Besorgen Sie die Antwort und gehen Sie nach Köln zurück, wo Sie mich erwarten mögen. Entziehen Sie sich mir, so kann ich nicht dafür haften, daß die Wechselangelegenheit Ihrer Mutter zu einem gedeihlichen Ende komme."

„Wie?" rief erschreckt der Jude.

Vergessen Sie nicht, daß Lea Pik die natürliche Erbin ihres Vaters ist. Der alte Mann soll bei dem Brande der Scheuer verunglückt sein . . ."

„Zweifelt man daran?"

„Weitere Nachforschungen werden es ergeben. Also auf Wiedersehen in Köln!"

Levi Markus verließ das Gut und trat den Weg nach der Moorschenke an, die er in später Nacht erreichte. Am folgenden Morgen besuchte der Justizrath mit dem Baron Emil den kranken Gutsherrn. Es hatte sich Nichts in seinem Zustande geändert; er lag regungslos mit halb erloschenen Blicken auf seinem Bette. Die Umgebung schien er nicht zu kennen; Lisette stand an

dem Fußende des Krankenlagers, sie hatte die ganze Nacht gewacht und geweint.

„Bruder! der Herr Justizrath will Abschied nehmen!“ sagte Emil mit bewegter Stimme.

Andreas von Sydow regte sich nicht. Geist und Körper des Kranken schienen gegen die Außenwelt abgestumpft zu sein. Die beiden Männer entfernten sich wieder, nachdem sie den Greis einige Augenblicke theilnehmend betrachtet hatten.

„Was gedenken Sie zu thun, Herr Justizrath?“ fragte Emil im Vorzimmer.

„Wir warten die Genesung Ihres Bruders ab. Dagegen werden Sie Ihr Versprechen halten und dafür sorgen, daß das Gut nicht in andere Hände übergehe.“

„Ich gebe wiederholt mein Wort als Edelmann,“ versicherte Emil.

„Uebrigens bleibt Alles, wie wir es verabredet haben.“

Der Reisewagen des Gutsherrn fuhr vor. Josefine küßte noch einmal die erstarrten Hände des kranken Barons, nahm von Emil Abschied und bestieg den Wagen. Der Justizrath nahm an ihrer Seite Platz. Die Reisenden beobachteten ein ernstes Schweigen, während die bequeme Equipage auf der ebenen Landstraße davonrollte. Baron Emil sah ihr lange nach; sein Humor war völlig verschwunden, er schüttelte den Kopf und ging betrübt zu dem kranken Bruder zurück, in dessen Zustande sich nichts geändert hatte.

Sechstes Kapitel.
Die Doppelgängerin.

Vierzehn Tage sind verflossen.

Der Banquier Kaiser lebte mit seiner Gattin immer noch auf demselben Fuße, den wir kennen. Sidonie gab sich keine Mühe, freundschaftliche Beziehungen herbeizuführen, sie schien sich selbst in dem Leben zu gefallen, das ihr eine gewisse Unabhängigkeit verlieh. Valentin Kaiser wußte das Dekorum zu wahren; er speiste mit seiner Gattin, bewies ihr im Beisein Anderer die ihr gebührenden Aufmerksamkeiten und besorgte mit Eifer und Ruhe seine Geschäfte.

Die Rückkehr des Justizraths hatte in dem häuslichen Leben des Banquiers keine Veränderung herbeigeführt. Beide Männer waren dergestalt von Geschäften in Anspruch genommen, daß sie der Familie nur flüchtige Augenblicke widmen konnten.

Hermine, die Gattin des Juristen, hatte den zurückkehrenden Gatten zärtlich, wenn auch nicht ganz frei von Affektation, empfangen. Sie hatte sich ja, als sie von dem Bahnhofe zurückgekehrt, überzeugt, daß Madame Seltenau mit ihrem Kinde immer noch das Landhaus des Banquiers bewohnte. Wer war nun die Schöne gewesen, die sie in der Bahnhalle gesehen hatte?

Es gab Augenblicke, in denen sie sich ihrer Eifersucht schämte. Sie sprach ihren Mann zwar frei von Schuld, verwünschte aber den Stand desselben, der ihn mit dem Leben und mit den Verhältnissen Anderer in so nahe Beziehung brachte.

Wir verfolgen den verschlungenen Faden unserer Erzählung am Besten und Leichtesten, wenn wir das Verfahren des Banquiers und des Juristen beobachten.

Der Justizrath suchte eines Morgens das erste Hotel der Stadt auf. Ohne weiter zu fragen, stieg er die Treppe hinan und öffnete auf dem Korridor des ersten Stocks eine der Thüren. Er betrat eine Art Vorzimmer. Auf sein Klopfen öffnete sich die Thüre eines kleinen Salons — Josefine empfing ihn.

„Mein Rechtsanwalt!" rief sie in heiterer Laune.

„Ihr Rechtsanwalt, mein Fräulein! der bedauert, daß er Ihnen nicht früher zu Diensten stehen konnte. Während meiner Abwesenheit hatten sich die Geschäfte zu Bergen angehäuft."

„Mich drängt Nichts! ob ich in Köln lebe, oder in Paris und London — mir gilt das gleich. Der Sommer trifft mich in dem Bade Pyrmont, das mir der Arzt zur Stärkung vorgeschrieben hat. Ehe ich jedoch reise, möchte ich Ihnen einen Rechtshandel anvertrauen, der endlich seine Erledigung finden muß."

Sie zog die Glocke und befahl ein Frühstück für zwei Personen, das rasch servirt wurde. Josefine machte

die Wirthin mit einer Grazie und Anmuth, die den Juristen entzückte. Heute zeigte sich die reizende Person zwar unbefangen, aber es lag in ihrer Unbefangenheit eine herzgewinnende Zurückhaltung, die durchaus nicht mehr an die übermüthige Dame erinnerte, welche in dem Eisenbahn-Coupé eine Cigarre geraucht und mit dem Baron Emil von Sydow Spazierritte gemacht hatte. Sie trug ein einfaches Kleid von brauner Seide und einen leichten weißen Kaschmirshawl, der sich elastisch der reizenden Büste anschmiegte. Das volle Haar bildete über der schneeweißen Stirn einen Wolkenscheitel und formte sich auf dem Hinterkopfe zu einem dichten Flechtenkranze, den eine Schleife von dunkelrothem Sammt schmückte.

„Glauben Sie noch, daß Sie mich vor der Reise gesehen haben?" fragte sie lächelnd.

Der Justizrath zuckte mit den Achseln.

„Ist die Beantwortung dieser Frage unzertrennlich von unserem Geschäfte?" fragte er galant.

„Vielleicht. Doch beruhigen Sie sich, mein lieber Herr! — ich weiß, daß ich eine Doppelgängerin habe."

„Sie wissen es?" fragte der Justizrath erstaunt.

„Ich weiß es, aber ich kenne die Dame nicht. Die Aehnlichkeit derselben mit mir muß eine frappante sein, da sich selbst ein Jurist dadurch täuschen läßt. Die Gründe, die mich veranlaßten, bis heute die Kenntniß dieses Umstandes zu verschweigen, werde ich Ihnen

später darthun. Für jetzt handelt es sich darum, ein Unrecht auszugleichen, das ich meiner Doppelgängerin wider meinen Willen zugefügt habe — vorausgesetzt, daß sie die selbe Person ist, die ich in ihr vermuthe. Dies zu erforschen, wäre nun die Aufgabe meines Rechtsanwalts."

„Ich bitte um Instruktionen, mein Fräulein!"

Josefine spielte mit dem silbernen Messer, indem sie lächelnd sagte:

„Da muß ich nun wohl meinem Rechtsanwalte einen tiefen Blick in meine Familienverhältnisse gestatten und ihm Eröffnungen machen, die eine verstorbene Person kompromittiren, eine Person, der ich Alles danke, was ich habe und bin. Leider kann ich nicht anders, denn ich will ein Erbe nicht länger genießen, das mit blutigen Thränen befleckt sein muß. Schwören Sie mir, mein Herr! die Eröffnungen, die ich Ihnen jetzt machen werde, als nicht geschehen zu betrachten, wenn Ihre Unternehmungen ohne Erfolg bleiben sollten, und daraus weiter keine Konsequenzen zu ziehen."

„Ich verbürge Ihnen mein Ehrenwort als öffentlicher Rechtsanwalt."

Sie reichte ihm die kleine Hand.

„Wohlan, so will ich mich Ihnen anvertrauen!" rief sie, nachdem sie eine Thräne getrocknet hatte, die flüchtig über die zarte Wange rann. „Begreifen Sie nun, warum ich Ihnen mein Porträt gegeben habe?

Schon damals hatte ich die Absicht mit Ihnen anzuknüpfen, damals, als ich hörte, daß Sie warm das Interesse meiner Doppelgängerin vertraten, die mir am Herzen liegt. Und wie Sie mein Vertrauen besitzen, besitzen Sie das des Barons Emil von Sydow, der über das Schicksal seines Bruders bis zum Tode bekümmert ist."

Josefine sann einige Augenblicke nach, dann begann sie:

„Ueber meine früheste Kindheit weiß ich Ihnen nichts zu sagen; soweit meine Erinnerung reicht, erblicke ich mich als die Tochter einer Sängerin, welche mit Glück in verschiedenen großen Städten Deutschlands, Belgiens und Hollands auftrat. Meine Mutter selbst bildete mich zu ihrem Stande heran, der, wie sie sagte, der freieste der Welt sei. Aber leider hatte ich eine höchst unbedeutende Stimme und entsprach den Erwartungen durchaus nicht, die man an mich stellte. So führte ich denn ein höchst abenteuerliches Leben und theilte Glück und Unglück mit meiner Mutter, das oft rasch wechselte, wie dies bei Künstlerinnen der Fall zu sein pflegt. Nirgends hatten wir Ruhe und Rast, wir reisten von Bühne zu Bühne, von Stadt zu Stadt, je nachdem es die Verhältnisse erheischten. Ich erinnere mich, daß wir oft Tage lang zu Fuß gewandert sind. Dann wieder reisten wir in bequemen Wagen und wohnten in guten Hotels. Mir blieben diese Kontraste ein

Räthsel. Bei schlechten Zeiten ward ich von meiner Mutter schlecht behandelt, als ob sie ihren Groll an mir auslassen wollte, die ich doch unschuldig daran war. Endlich hatte meine Mutter keine Stimme mehr, und ich mußte nun als Schauspielerin erwerben. Wo ich mich zeigte, hatte ich Glück. Die Direktoren wollten mich fesseln; meine Mutter ging auf einen dauernden Kontrakt nicht ein, ich sollte verdienen, viel verdienen. Sie setzte große Hoffnung auf meine Zukunft. Ich weiß nicht, woran es lag — hatte ich kein Talent oder keine Lust — zu etwas Außergewöhnlichem brachte ich es nicht. Mit allen Bühnenvorständen lebte meine Mutter in Streit, und dieser Streit endigte in der Regel mit meiner Entlassung. In einem Wuthanfalle äußerte meine Mutter einst, daß sie besser gethan haben würde, wenn sie statt meiner Schwester Louise mich fortgegeben hätte."

„Habe ich denn noch eine Schwester?" rief ich aus.

„Ja, eine Zwillingsschwester."

„Wo ist sie denn?"

„Bei Deinem Vater!"

„Und wo ist mein Vater?"

„Meine Mutter tobte, ergoß sich in Verwünschungen über meinen Vater und gab mir weiter keine Auskunft. Einst fand ich Engagement bei einer reisenden Truppe. Hier führte ich eine Zeit lang ein ziemlich sorgloses Leben, denn meine Mutter hatte eine Reise

angetreten, um sich nach meiner Schwester zu erkundigen. Plötzlich kam sie zurück. Sie war mit schönen Kleidern, guter Wäsche und mit Gelde versehen. In der Nacht mußte ich mit ihr heimlich abreisen; sie schützte vor, daß ich für eine solche Bühne zu gut sei. Wir reisten einen Tag und eine ganze Nacht. Unterwegs gab ich ihr zu bedenken, daß der arme Schauspieldirektor in große Verlegenheit geriethe, da nicht gleich eine andere Schauspielerin für mein Fach vorhanden sei."

„Bah," rief meine Mutter, „Du wirst nie wieder die Bühne betreten. Das Leben einer Schauspielerin paßt nicht für Dich, Du bist zu Besserem geboren."

„Was soll ich denn nun beginnen?"

„Du wirst zu einem alten Manne kommen, den Du Onkel nennst, damit Du ihn später beerben kannst. Mit einem Worte, Du wirst die Stelle Deiner Zwillingsschwester einnehmen, die so thöricht gewesen ist, mit einem jungen Manne zu entfliehen. Ich hoffe, Du wirst klüger sein und das Glück nicht von Dir stoßen. Man wird Dich Louise nennen und wird Dich als solche behandeln, damit Niemand an einen Wechsel der Person glaube. Füge Dich und spiele die kleine Komödie, denn Du hast das Recht, die Stelle Deiner leichtsinnigen Schwester einzunehmen. Dadurch sicherst Du Dein Glück und das Deiner Mutter, die in ihren alten Tagen betteln gehen müßte, wenn ihr nicht hilfreich die Hand geboten wird."

„Ich wollte Einwendungen machen, aber die Bitten, Befehle, Drohungen, und endlich die Thränen meiner Mutter machten mich willig, auf den Plan einzugehen, der auch schon deshalb meinen Beifall hatte, weil mir das vagirende Künstlerleben nicht behagte. Ich fühlte den Drang, eine Dame zu spielen, ohne die Mittel dazu mühsam erwerben zu müssen. Die Frage, warum meine Schwester eine günstige Stellung muthwillig aufgegeben, legte ich mir damals nicht vor, und das Recht, ihre Nachfolgerin zu werden, so glaubte ich, könne mir Niemand bestreiten.

„Auf einer Zwischenstation der Eisenbahn stiegen wir aus. Ein Wagen brachte uns in die Nähe einer Stadt, die wir gegen Abend erreichten. In einem bescheidenen Wirthshause machten wir Toilette. Dann führte mich meine Mutter durch ein Wäldchen nach einem reizenden Landhause, das inmitten eines großen Parkes lag. Es mußte eine fürstliche Besitzung sein."

„Hier wirst Du wohnen," sagte meine Mutter. „Außerdem wird es von Dir abhängen, dereinst die Besitzerin dieses Gutes zu sein."

„Und Du, Mutter?" fragte ich.

„Wenn es Dir wohl ergeht, mein Kind! wird es auch mir an Nichts mangeln. Wir sprechen mehr über diesen Punkt, wenn Du eingerichtet bist."

Während dieses Gesprächs waren wir durch den prachtvollen Garten gegangen. Trotz der herrschenden

Einsamkeit ward Alles mit einem Fleiße gepflegt, als ob es zur Lust und Freude von Tausenden dienen sollte. Nie hatte ich so herrliche Laubgänge, so romantische Grotten, so liebliche Pavillons und so großartige Fontainen gesehen. Auf den Beeten dufteten die kostbarsten Blumen und in den schattigen Hainen sangen die Vögel. Vor uns lag das elegante Landhaus, dessen Freitreppe mit blühenden Orangen geschmückt war. Hier und da war ein Gärtner mit Säubern und Ordnen beschäftigt. Ein ganz anderer Himmel schien sich über mir auszuspannen, eine ganz andere Luft schien hier zu wehen. Das war ein Aufenthalt nach meinem Geschmacke. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß der Plan meiner Mutter scheitern könne, daß man mir ein Paradies zeigte, um mich an der Schwelle desselben zurückzuscheuchen.

„Wir betraten das Landhaus. Das Innere desselben übertraf die Erwartungen noch, die das Aeußere erweckte. Die Einrichtung zeigte von einem fürstlichen Vermögen, von Geschmack und Behaglichkeitsliebe. Meine Mutter zitterte am ganzen Körper, als sie durch die köstlichen Hallen schritt, die das Abendroth vergoldete.

„Eine alte Dienerin empfing uns; sie grüßte meine Mutter wie eine Bekannte. Als sie mich erblickte, fuhr sie erschreckt zurück."

„Was sagen Sie, Babet?" fragte meine Mutter.

„O, nun ist Alles gut!" rief die Alte. „Man möchte schwören, die undankbare Louise zu sehen, die ihren

frevelhaften Uebermuth bereuen wird. Sie hat großes Unheil hier im Hause angerichtet. Nehmen Sie Platz, ich melde Sie meinem Herrn, der Sie mit Ungeduld erwartet hat."

Die Alte entfernte sich.

„Wer ist denn der Herr?" fragte ich nun.

„Der Domherr P."

„Ein Domherr? Also ein Geistlicher?"

„Nein, mein Kind! Herr P. war früher Notar und führt als Verwalter geistlicher Stiftungen diesen Titel. Er hat sich längst von Geschäften zurückgezogen und verlebt nun in ruhiger Beschaulichkeit seine alten Tage, die ihm Deine Gegenwart versüßen soll."

„Wir konnten nicht lange sprechen, denn Babet kam zurück, um uns anzukündigen, daß der Domherr uns erwarte. Wir traten nun in einen Salon, dessen Glasthüre, die zu einer Terrasse führte, geöffnet war. Ein kleines, eisgraues Männlein empfing uns. Der erste Eindruck, den der Domherr auf mich machte, hat sich nie verwischt. Denken Sie sich eine ganz kleine, zierliche Gestalt, einen kleinen Kopf mit schneeweißen Haaren, die dem Anscheine nach künstlich gelockt waren, tausend feine Furchen in dem weißen Gesichte mit großen, hellen Augen, die stets lächelten, denken Sie sich zarte, blendend weiße Hände, die Brillantringe schmückten, denken Sie sich die moderne Toilette eines Jünglings von zwanzig Jahren — feinen schwarzen Frack,

weiße Atlaskravatte, Weste von gelber Seide mit Blumen, schwarze Pantalons und lackirte Stiefel — nehmen Sie dazu das süßliche Wesen eines schmachtenden Liebhabers, und Sie sehen den Domherrn P. vor sich, den Besitzer jenes prachtvollen Landhauses. Ich weiß nicht mehr, ob mich der Blumengeruch in eine nervöse Aufregung versetzte, oder der Duft wohlriechender Wasser, der den Kleidern des Domherrn entströmte. In jenem Augenblicke dachte ich, das ist eine köstliche Figur, eine Art Abbé, wie er uns in französischen Romanen und Lustspielen geschildert wird. Ich muß gestehen, daß der kleine Herr einen angenehmen Reiz für mich hatte."

„Meine Tochter Josefine!" sagte meine Mutter.

„Unverkennbar, unverkennbar!" rief der Domherr, mit sanfter Stimme. „Ist das Fräulein unterrichtet?"

„Von Allem."

„Und Sie fügen sich, mein liebes Kind?"

Ich gab durch eine Verneigung meine Zustimmung zu erkennen.

„Vortrefflich, so kann ich die undankbare Louise vergessen, die ohne Zweifel einem traurigen Loose entgegengeht."

„Während ich mit Babet einen Gang durch den Park machte, hielt meine Mutter eine lange Unterredung mit dem Domherrn. Dann nahmen wir ein köstliches Nachtessen ein. Nach dem Essen sang ich einige Lieder zu dem Piano, die den kleinen Herrn entzückten;

er küßte mehr als einmal meine Hände und schenkte mir denselben Abend noch einen kostbaren Diamantring. Babet wies mir das Zimmer an, das meine Zwillingsschwester bewohnt hatte. Es war ein so reizender Ort, daß ich nicht begriff, wie man es muthwillig hatte verlassen können. Außerdem fand ich eine kostbare Garderobe vor, die mir genau paßte. Alles vereinigte sich, um die Eitelkeit eines jungen Mädchens völlig zu befriedigen. Bücher und Musikalien waren im Ueberfluß vorhanden — es war mit einem Worte für Alles gesorgt.

„Meine Mutter blieb den folgenden Tag noch in dem Landhause; am Morgen des zweiten Tages reiste sie heiter und zufrieden ab. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Meine nächste Sorge war nun, mich einzurichten. Langweile empfand ich nicht, die Stunden verflossen mir rasch.

„Einst suchte mich der Domherr in meinem Zimmer auf; er war freundlich und zuvorkommend wie immer. Mir schien, als ob er noch größere Sorgfalt auf seine Toilette verwendet hätte.

„Mein Kind!“ sagte er, „ich möchte ein Wort über Ihre Obliegenheiten mit Ihnen sprechen, wenn das, was ich fordern muß, als Obliegenheiten zu betrachten sind. Ihre Schwester hat mein Vertrauen auf eine schnöde Weise gemißbraucht — trotzdem werde ich Ihnen keinerlei Beschränkungen auferlegen, Sie mögen sich im Bereiche meines Besitzthums nach Gefallen be-

wegen. Von Ihnen wird das Glück Ihrer Mutter und Ihr eigenes abhängen."

„Was habe ich zu thun, mein Herr?"

„Nicht viel. Sie lassen sich Louise nennen und repräsentiren Ihre Schwester in jeder Beziehung. Sie haben sich nie aus diesem Landhause entfernt, lassen sich wie Ihre Schwester behandeln, gehen auf die Vergangenheit ein, wenn man Sie daran erinnert, und suchen eine Täuschung vollständig zu machen, die Ihnen erlaubt ist. Auf diese Weise nützen Sie auch Ihrer Schwester Louise, die man sonst verfolgen würde, denn sie hat sich nicht nur des Mißbrauchs meines Vertrauens, sondern auch eines Verbrechens schuldig gemacht, dessen Bestrafung Ihre ganze Familie und vor allen Dingen Ihre Mutter kompromittiren würde, die sich kaum eines ruhigen Lebens zu erfreuen begonnen hat. Ich würde mich deutlicher erklären; aber es ist unnütz, den Schleier von einer traurigen Vergangenheit zu ziehen, wenn auf diese Weise eine frohe Zukunft herbeigeführt werden kann. In Ihrer Hand liegt es also, Ihre Mutter und Ihre Schwester vor Schmach und Strafe zu bewahren. Sie sind der Welt gegenüber meine Mündel, und wenn ich einmal sterbe, werden Sie meine Erbin. Unternehmen Sie Nichts, ohne mich vorher davon in Kenntniß zu setzen. Theilen Sie mir Alles mit, was Ihnen geschieht. Vor allen Dingen suchen Sie die Annäherung junger Leute zu vermeiden. Für jetzt werden Sie ein-

sam leben, werden sich unter meiner Leitung zu einer vornehmen Dame heranbilden, die später würdig in die große Welt tritt, um sich eines geachteten Namens und eines großen Vermögens zu erfreuen. Bewahren sie sich die volle Unabhängigkeit Ihres Herzens, damit Sie später eine vortheilhafte Verbindung eingehen können, die man für Sie projektirt hat. Das Geheimniß, dessen Bewahrer ich bin, ist guter Natur — aber es handelt sich um Ihr Vermögen, und darum seien sie vorsichtig und vertrauen Sie mir, der ich nicht nur Ihr Vormund, sondern auch Ihr Freund und Lehrer bin. Jetzt wissen Sie Alles, was Ihnen vor der Hand zu wissen frommt.

„Nichts war leichter, als ein Versprechen zu erfüllen, das mir so viele Vortheile bot. Ich gelobte mit Hand und Mund, eine treue und folgsame Mündel zu sein.

„Schon am nächsten Morgen sollte ich an meine Schwester erinnert werden. Ich hatte einen Spaziergang in den Wald gemacht, um Beeren zu pflücken. In dem Augenblicke, als ich den Park wieder betreten wollte, tritt ein junger Mann, eine Art Student, an mich heran, nennt mich Louise und erinnert mich an seinen Freund Albert. Ich glaubte meine Schwester zu kompromittiren, leugnete jede Bekanntschaft und eilte davon. Daß der Fremde mich für Louisen gehalten, war klar.

„Ah," dachte lächelnd der Justizrath, „dies ist das Begegnen, von dem mir Martin Faber erzählte. Würden Sie sich des jungen Mannes wieder erinnern?" fragte er laut.

„Ich glaube kaum, denn ich war so befangen, daß ich ihn nur flüchtig angesehen habe. Auch hat dieses Begegnen mit ihm vor einigen Jahren stattgefunden. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich bei reiflicher Ueberlegung bedauerte, nicht weiter mit dem Fremden gesprochen zu haben, denn ich hätte gern Einzelnheiten über meine Schwester in Erfahrung gebracht. Soviel glaubte ich übrigens annehmen zu können, daß die Liebe in dem Leben Louisens eine Rolle spielte, eine Annahme, die sich später gerechtfertigt hat.

„Der Domherr unterrichtete mich in fremden Sprachen, und eine bejahrte Französin, die aus der Stadt kam, unterwies mich im Klavierspiel. Was ich wünschte ward herbeigeschafft, und so verfloß der Sommer auf die angenehmste Weise.

„Der Herbst war gekommen. Mein Vormund sprach von einer Reise nach Brüssel und deutete an, daß wir den Winter in der belgischen Hauptstadt verleben würden, damit ich mich in den feinen Salons bewegen lerne. Das war mir schon recht, denn ich sehnte mich nach glänzendem Umgange. Eine große Dame zu spielen war ja von jeher mein Lieblingswunsch gewesen.

„Um diese Zeit erschien eine Dame in dem Landhause, eine schöne imposante Gestalt. Ich stand an dem Bassin und fütterte die Goldfische, die ich mit besonderer Vorliebe hegte. Der unerwartete Besuch überraschte mich. Auch die Fremde war überrascht, fast erstaunt, als sie mich erblickte. Sie sah mich lange forschend an, als ob sie aus meinen Zügen etwas herauslesen wollte. Stolz und Würde sprachen sich in ihrem Benehmen aus.

„Kann ich den Domherrn sprechen?" fragte sie endlich mit bewegter Stimme.

„Mein Vormund befindet sich in seinem Zimmer."

„Wollten sie wohl meine Anmeldung übernehmen?"

„Sie überreichte mir eine Karte.

„Gern!"

„Unterwegs warf ich einen Blick auf das glänzende Papier. Ich las die Namen: „Albertine Bernhardt, geborene von Lisinsky." Der Besuch war also eine adelige Dame. Der Domherr verbarg sein Erstaunen, als er die Namen gelesen hatte.

„Wo ist die Dame?" fragte er.

„In der Veranda."

„Und sie hat Sie gesehen?"

„Ja. Ich übernahm die Anmeldung, da Babet nicht zugegen ist."

„Der Alte überlegte einige Augenblicke. Der Besuch schien ihn in Verlegenheit zu setzen; seine stete

Freundlichkeit hatte einer ernsten Stimmung Platz gemacht.

„Gut, ich werde die Dame empfangen," sagte er endlich. „Aber nicht hier — führen Sie sie in das Besuchszimmer und laden Sie sie ein, Platz zu nehmen."

„Ich kam der Weisung nach. Zwei Minuten später befand sich die Dame in dem prachtvollen Besuchszimmer, das, so lange ich denken konnte, kein Besuch betreten hatte. Die Decenz erforderte, daß ich der Dame Gesellschaft leistete, bis mein Vormund ankam. Ich blieb, aber es fiel mir schwer, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Die Fremde hatte die ersten Jugendjahre längst hinter sich, es zeigten sich bereits einige graue Härchen auf ihrem Haupte — aber sie war immer noch schön, ich möchte sagen, majestätisch schön. Ihr Benehmen war würdevoll und gemessen, ohne steif zu erscheinen. So hatte ich mir eine Dame von hohem Range gedacht.

„Mein Kind!" begann sie liebreich, „Sie sind die Mündel des Herrn P.?"

„Ja, Madame!"

„Louise?"

„Ich verneigte mich. Dabei fühlte ich eine glühende Hitze in meinem Gesichte; mir war, als ob ich mich unter den strengen Blicken eines Richters befände. Die Rolle, die zu spielen ich übernommen, war doch nicht so leicht. Nun, es war ja die erste Szene, und ich

wußte aus Erfahrung, daß jede Künstlerin eine erste Befangenheit zu besiegen hat.

„Die Dame beobachtete mich, wie mir schien, sehr bewegt."

„Seit wie lange sind Sie in dieses Landhaus zurückgekehrt?"

„Seit wie lange? Sie irren, Madame! ich bin nie fort gewesen. So lange ich denken kann . . ."

„Mein Gott! Sie wären nicht verreist gewesen?" rief die Dame in höchster Ueberraschung.

„Nein."

„Mein liebes Kind! ersparen Sie sich die Mühe, mich zu täuschen. Wenn ich Ihnen sage, daß ich die Mutter Alberts von Lisinsky bin, welche die romantische That ihres Sohnes zwar nicht rechtfertigt, aber jetzt, da sie einmal geschehen, auch nicht verdammt, so werden Sie mir wohl Ihr Vertrauen schenken. Ich bin gekommen, um die ernste Angelegenheit mit Ihrem Vormunde zu ordnen."

„Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Soviel aber schwebte mir deutlich vor, daß hier Aufklärung über meine Schwester zu erlangen sei, mithin auch über meine Mutter. Ehe ich zu einem Entschlusse gelangen konnte, trat der Domherr ein. Die Fremde erhob sich würdevoll; sie schien mit großem Erstaunen den kleinen Mann zu betrachten. Dieser bat mich artig, das Zimmer zu verlassen. Ich ging mit dem festen

Vorsatze, das Gespräch zu belauschen. Die Einrichtung des Landhauses war mir längst bekannt. Jetzt galt es, mich zu überzeugen, daß ich vor Babet sicher sei, die nach Kräften die Interessen ihres Herrn zu fördern suchte und mich heimlich beobachtete. Ich sah die Alte tief im Garten zwischen den Obstbäumen, wo sie die Arbeit der Gärtner leitete. Einer Magd gab ich Auftrag, das Haus zu bewachen und fügte hinzu, daß ich einen kurzen Spaziergang durch den Wald machen wollte.

„Verlassen Sie sich auf mich!“ versicherte die Magd.

„Ich entschlüpfte über die Veranda, und gelangte mit leichter Mühe auf einen kleinen Balkon, der zu einem Kabinette führte, das an das Besuchszimmer grenzte. Thüren und Fenster standen offen. Das Kabinet ward durch eine mit grünen Vorhängen versehene Glasthüre von dem Hauptzimmer getrennt. Bald hatte ich meinen Platz so genommen, daß ich die beiden Personen beobachten konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Mein Vormund war überaus freundlich; er lächelte und sah auf seine weißen Hände. Die Dame aber schien stumm vor Erstaunen zu sein, denn sie stand aufrecht neben dem Sessel, auf dessen Lehne sie sich stützte. Mir kam es vor, als ob sie ein wenig schwankte.

„Mein Herr!“ rief sie mit bebender Stimme, „Sie treiben die Mystifikation zu weit! Jene junge Dame ist die Gattin meines Sohnes.“

„Ich wiederhole Ihnen, daß Sie irren, Madame! wenn eine Trauung stattgefunden hätte, müßte ich doch darum wissen. Louise hat nicht einen Tag mein Landhaus verlassen. Uebrigens lassen Sie uns ruhig verhandeln, vielleicht können wir durch gegenseitigen Austausch der Gedanken und Ansichten eine Verständigung herbeiführen. Zunächst erklären Sie mir nur, wie Sie auf den Gedanken kommen, daß meine Mündel die angetraute Gattin Ihres Sohnes sein soll."

Madame Bernhardt faßte sich in Geduld; sie nahm ihren Platz wieder ein und sagte:

„Mein Sohn besitzt einen natürlichen Hang zur romantischen Schwärmerei, und ich gestehe gern zu, daß ich in der Ueberwachung desselben ein wenig lässig gewesen bin. Albert hat lange und heimlich in einem zärtlichen Verhältnisse zu Ihrer Mündel gestanden. Er unternahm eine Ferienreise in die Gegend von Lübeck. Statt daß er zur bestimmten Zeit zurückkehrte, sandte er mir einen Brief aus Kopenhagen, worin er mir schrieb, daß er Louise, die Mündel des Domherrn P., entführt habe und jetzt mit ihr getraut sei. Meinen Schrecken können Sie sich denken. Zugleich sandte er mir dieses Porträt seiner jungen Gattin, die er als Urbild von Tugend und Liebenswürdigkeit schildert. Albert bittet mich, zugleich im Namen Louisens, Ihre Verzeihung zu erwirken, damit er zurückkehren könne. Was hilft es, wenn wir nachträglich zürnen? Was

Gott zusammengefügt hat, kann der Mensch nicht lösen. Ich entschloß mich also, zu Ihnen zu gehen. Bei meinem Eintritte in dieses Haus sehe ich nun dieselbe junge Dame, deren Porträt man mir übersendet. Nach dem Briefe, den ich gestern erhielt, muß das neuvermählte Paar in Kopenhagen sein — erklären Sie mir, mein Herr! den wunderbaren Zusammenhang dieser Dinge."

„Der Domherr zuckte lächelnd die Achseln.

„Wie soll ich Ihnen mein Erstaunen zu erkennen geben!" rief er aus. „Man hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt. Meine Mündel haben Sie gesehen — es würde dies unmöglich sein, wenn sie sich in Kopenhagen befände."

„Aber das Porträt!" rief die Dame. „Das Porträt trägt den Poststempel „Kopenhagen."

„Ich vermag Ihnen keine Aufklärung zu geben."

„So berathen wir gemeinsame Schritte."

„Verzeihung, ich finde keine Veranlassung. Meine Verhältnisse kollidiren nicht im Geringsten mit den Ihrigen. Lassen Sie Ihren Sohn mit Gattin kommen . . ."

„Ich werde selbst nach Kopenhagen reisen."

„Desto besser! Erfreuen Sie mich durch einen Bericht, wenn Sie von der Reise zurückkehren."

„Die Dame erhob sich, grüßte und verließ das Zimmer. Mein Vormund begleitete sie. Ich entschlüpfte aus dem Kabinette und stand wieder neben dem Bas-

sin, als die beiden Personen erschienen. Madame Bernhardt betrachtete mich mit seltsamen Blicken, während sie an mir vorüberging. Die arme Frau erregte mein Mitleid, denn es ließ sich nicht verkennen, daß sie mit schwerem Herzen den Rückweg antrat. So war ich denn hinter eine That meiner Schwester gekommen, von der ich nicht wußte, ob ich sie billigen oder verdammen sollte. Louise hatte sich ohne die Einwilligung des Vormunds verheirathet, das war Alles! Und wahrlich, sie mußte ihren Mann wohl recht lieb haben, da sie glänzende Verhältnisse aufgegeben hatte, um ihm zu folgen. Es bemächtigte sich indeß meiner eine Besorgniß, nämlich die, daß meine Schwester gewisse Rechte haben und mich, die man statt ihrer eingeschmuggelt, früher oder später verdrängen könne. Außerdem mußte ich mir auch sagen, daß die Möglichkeit anzunehmen sei, Louise habe sich Vergehen zu Schulden kommen lassen, die ich in meiner Stellung zu verantworten haben würde. Wenn ich nun die früher ausgesprochene Drohung des Domherrn bedachte und die Heimlichkeit der Angelegenheit überhaupt, so mußte ich zu dem Entschlusse gelangen, nach allen Seiten hin scharf zu beobachten und dem geschmeidigen Vormunde, der mich offenbar zu wichtigen Zwecken benutzte, auch unbedingt zu trauen. Ueber die Thätigkeit meiner Mutter konnte ich mir kein Urtheil bilden, aber ich nahm an, daß sie zu einer Spekulation ihre Hand reichte.

„Denselben Abend fuhr der Domherr zur Stadt. Es gehörte dies zu den Seltenheiten, und darum schloß ich, daß der Besuch der Dame den Anlaß dazu gegeben. Am folgenden Morgen beim Frühstück bemerkte ich, daß der kleine Herr nicht so ruhig als sonst war. Er lächelte zwar, aber sein Lächeln hatte eine Beimischung von Besorgniß. Nachdem die alte Babet sich entfernt hatte, sagte er:

„So kommt man hinter die Schliche der saubern Louise! Sie entflieht mit einem Abenteurer und verheirathet sich. Die Undankbare wird es bereuen."

„Haben Sie das erst gestern erfahren?" fragte ich.

„Jene Dame brachte mir die Nachricht, die mich weiter nicht interessiren würde, wenn Sie nicht darunter zu leiden hätten."

„Ich? Wie ist das möglich?"

„Louise hat Werthpapiere im Betrage von zehntausend Thalern mit sich genommen. Um so viel ist Ihr Vermögen also schon geschmälert. Was nun der junge Ehemann noch unternehmen wird, um Geld zu gewinnen, müssen wir abwarten. Ich erinnere Sie daran, daß ich Ihr Vormund bin und ernste Pflichten zu erfüllen habe."

„Lieber Herr! wer ist denn nun mein Vater?"

„Sie werden ihn diesen Winter sehen. Bleiben Sie Ihrem Versprechen getreu und machen Sie Ihre leichtsinnige Schwester vergessen, so werden Sie an ein

schönes Ziel gelangen. Ich stehe zu Ihnen mit Leib und Leben."

„Wie aber kommt es," fragte ich, „daß Sie sich für meine Mutter und mich so stark interessiren?"

„Der kleine Herr ergriff meine Hand und küßte sie — zum ersten Male.

„Nicht Ihretwegen allein," sagte er zärtlich lächelnd „habe ich die gewagte Intrigue eingeleitet; es gibt noch einen Mann, der mir sein köstliches Gut, seine Tochter anvertraut hat. Diese Tochter sind Sie. Ein glücklicher Zufall führte Ihre Mutter zu mir — wir haben wieder eine Louise und Ihr Vater hat wieder eine Tochter. Glauben Sie mir, ich führe diese Täuschung nur zum Heile des guten Herrn aus. Und sind Sie nicht eben so gut seine Tochter, als Louise? Die Heimlichkeit, die ich beobachte, setzen Sie auf Rechnung Ihrer Mutter, die sich des Vertrauens nicht würdig bewiesen, das sie fordert. Für jetzt will ich Ihnen nur sagen, daß die unglückliche Frau mit ihren Kindern Spekulation treibt, ein Bemühen, das dem alten Herrn in tiefster Seele verhaßt ist. Darum hat er sich zurückgezogen und mir seine Familienangelegenheiten übertragen. Er besitzt in dieser Welt Nichts, das seinem Herzen Freude macht, als seine Tochter. Würde ihm diese entzogen, er würde unglücklich sein. Die Erbin seines Vermögens und seines Namens soll eine gediegene und den Verhältnissen gemäße Erziehung genießen. Daß die Einflüße der Mut-

ter vermieden werden, ist eine nothwendige Bedingung. Dieses Landhaus ist eigens für Louise erworben — mißlingt die Erziehung, so hat meine Mündel Nichts zu erwarten. Das ist Alles, was ich Ihnen für jetzt mittheilen kann."

„Und wahrlich, es war auch genug, um mich zum ernsten Nachdenken aufzufordern. Sie sehen, Herr Justizrath! daß ich in eine Lage geworfen ward, die neben dem Verlockenden auch noch die Eigenheit hatte, daß sie mir die Durchführung einer Rolle auferlegte, die Muth und Verstellung erforderte. Ich war leichtsinnig genug, auf Alles einzugehen, natürlich mit dem festen Vorsatze, meiner Schwester und meiner Mutter zu nützen. Sehnsüchtig erwartete ich nun die Zeit, in der ich meinen Vater kennen lernen sollte. Der Domherr sorgte in liebenswürdiger Zuvorkommenheit für Alles, er kaufte selbst ein Pferd, daß ich reiten konnte. Langweile lernte ich nicht kennen. Beaufsichtigung fand nicht statt, man ließ mir volle Freiheit. So verfloß der Herbst.

„Da trat eines Abends Babet in mein Zimmer. Sie war erregt und ängstlich. Ich merkte es, obgleich sie es zu verbergen suchte.

„Fräulein Louise! packen Sie Ihre Koffer."

„Warum?"

„Wir werden morgen Früh nach Brüssel reisen."

„Das kommt ja sehr schnell," meinte ich überrascht.

„Ihr Vormund hat Briefe erhalten, die zur größten Eile auffordern. Ich glaube, es ist ein Krankheitsfall eingetreten. Darum säumen Sie nicht; ich werde Ihnen helfen. Wir werden wohl den ganzen Winter in Brüssel bleiben."

„Gegen zehn Uhr standen die Koffer gepackt in dem Zimmer. Ich war so aufgeregt, daß ich keinen Trieb hatte, das Bett aufzusuchen. Um mich zu zerstreuen, öffnete ich das Piano und spielte. Plötzlich fiel ein harter Gegenstand geräuschvoll in das Zimmer. Ich sprang auf — hinter mir lag ein Stein und an diesem Stein war ein Papier befestigt. Das Geschoß war durch das offene Fenster eingedrungen. Ich öffnete das Papier. Es enthielt folgende Zeilen:

„Reisen Sie ohne Furcht, es wacht ein Schützer über Sie. Der Domherr ist ein Schelm, er wird Sie um Ihr Vermögen betrügen, wenn er Sie nicht heirathen kann. Stellen Sie sich so lange gefügig, bis Sie das Testament Ihres Vaters in Händen haben, der schwer erkrankt ist."

„So fehlte zur vollständigen Romantik Nichts mehr — ich hatte auch einen geheimnißvollen Schützer. Uebrigens fühlte ich Muth genug, um es mit der Hölle aufzunehmen. Der kleine Domherr kam mir nicht gefährlicher vor, als die alte Babet, die mich mit großer Ehrfurcht behandelte und bediente. Aber wer war die Person, die sich mir als Schützer angekündigt hatte?

Ich überlegte: zu den Bewohnern des Landhauses konnte sie nicht gehören. Wie war sie mitten in der Nacht zu dem Fenster gelangt? Wie konnte sie den Plan des Domherrn kennen, der gegen alle Welt so zurückhaltend verfuhr und mir gegenüber das Benehmen eines Erziehers beobachtete? Ich beschloß, den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten und meine Interessen so gut als möglich zu wahren.

„Die Nacht verfloß. Am nächsten Morgen fuhr ein bequemer Reisewagen vor, mit Extrapostpferden bespannt. Außer Babet, welche Kammerfrauendienste bei mir versehen sollte, begleitete uns Niemand. Die Bewachung des Landhauses ward dem alten Gärtner übergeben. So reisten wir den ganzen Tag. Der Domherr, ich muß es gestehen, unterhielt mich sehr angenehm; er war ein vollkommener Galanthomme. Wäre ich weniger eingeweiht gewesen, ich hätte sein vorgerücktes Alter vergessen können. Babet saß in dem Kabriolet, das hinten an dem Wagen angebracht war. Alles ging gut. Nur Eines fiel mir auf: wir benutzten die Eisenbahnen nicht, trotzdem wir Eile hatten, das Ziel der Reise zu erreichen. Um keinen Verdacht zu erwecken, hütete ich mich, eine Bemerkung darüber zu machen. Wir passirten Köln, Aachen und erreichten die belgische Grenze — mir ward dies klar, als die Douaniers Visitation hielten. Der Domherr kürzte diese Procedur durch ein Geldgeschenk ab. Wir wollten an demselben Tage Lüttich noch er-

reichen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Der Postillon, der, wie sich später herausstellte, betrunken war, raste einen abschüssigen Berg herab und unser Wagen kollidirte dergestalt mit einem uns entgegenkommenden Lastwagen, daß er eine arge Verletzung erlitt. Wir hatten Mühe, uns in dem Fond aufrecht zu erhalten. Die arme Babet lag jammernd am Boden; sie behauptete, einen harten Stoß auf den Kopf erhalten zu haben. Der Postillon zankte und prügelte sich mit dem Fuhrmann — jede der streitenden Parteien wollte die Schuld an dem Unfalle von sich abwälzen.

„Der Domherr verlor seine Ruhe nicht; er stiftete Frieden und ließ den beschädigten Wagen mit Hilfe des Fuhrmanns nach dem nächsten Dorfe schaffen, das eine halbe Stunde seitwärts von der Landstraße lag. Der Abend war angebrochen, als wir das Dorf erreichten. Hier bot sich uns eine traurige Aussicht für die Nacht. Von einem anständigen Gasthause war keine Spur vorhanden; der Dorfschmid unterhielt zugleich die Schenke, die Fremde beherbergte. Werkstatt, Wohnzimmer, Stallung für die Hausthiere und Schlafgemach — Alles befand sich in einem großen Raume, in dessen Mitte ein Feuer brannte, über dem an einer Kette ein großer Kessel hing. Unter andern Umständen würde mir die belgische Dorfschmiede sehr romantisch erschienen sein; bei der Aussicht aber, hier eine lange Herbstnacht verbringen zu müssen, kam sie mir abschreckend vor.

„Der Schmid begann sofort die Reparatur des Wagens. Die Schmidin, eine muntere Bauersfrau, besorgte ein frugales Abendessen und wies mir einen Verschlag an, in dem ein Bette stand. Daß ich das Bett der kranken Babet überließ, versteht sich von selbst. Ich nahm einen großen Lehnstuhl in Beschlag, der in der Nähe der Küche stand. Der Domherr hatte eine Bank tief im Hintergrunde ausfindig gemacht. Der Blasebalg schnob, das Feuer sauste und die Gesellen hämmerten. Es war schauerlich schön! An dem geöffneten Thore stand unser Reisewagen.

„Wohl eine Stunde hatte ich in meinem Stuhle gesessen und diesem Schauspiele zugesehen. Ich war müde, konnte aber nicht schlafen. Bei dem hellen Scheine des Feuers bemerkte ich, daß der Domherr zusammengekauert auf der Bank saß und der Natur ihren Tribut zollte — der alte Stutzer schlief fest. Aus dem Kragen des Reisepelzes sah nur der Kopf hervor, den eine Mütze von schwarzer Seide einhüllte. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken, daß dieser alte Knabe noch Heirathsprojekte hegte. Die Zeit zum Schlafen war da, und er mußte schlafen, um mich kümmerte er sich nicht. Es war mir lieb, daß ich mir selbst überlassen blieb. Nach und nach verbreitete sich eine drückende Hitze in der Schmiede. Ich hüllte mich in meinen Mantel und trat in das Freie. Es war kühl, von dem klaren Himmel flimmerten die Sterne. In dem Dorfe erklang das Horn und

der Gesang des Wächters. Vor mir glänzte die blanke Fläche eines Teiches, dessen Wasser rauschend über ein kleines Wehr floß. Hinter mir lag die Schmiede, deren Inneres einer Hölle glich. Die Landschaft war so friedlich, so still, daß ich mich zu einem Spaziergange entschloß. Kaum hatte ich mich zwanzig Schritte entfernt, als ich einen Reiter erblickte, der sich langsam der Schmiede näherte. Er stieg ab, übergab sein Pferd einem Arbeiter und kam zurück, nachdem er mit diesem einige Worte leise gesprochen hatte. Der Reisewagen schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er betrachtete ihn von allen Seiten. Bei dem Feuerscheine, der aus dem Innern der Schmiede drang, konnte ich sehen, daß der Fremde ein junger Mann war. Seinen Kopf bedeckte ein runder Hut mit breiter Krämpe. Der Oberrock, den er trug, war bis an den Hals fest zugeknöpft. Sollte der Zufall den Fremden geführt haben? fragte ich mich. Ein unbestimmtes Gefühl brachte ihn mit der Person in Verbindung, die sich mir als meinen Schützer angekündigt hatte."

„An ein Ausweichen war nicht zu denken; zwei Minuten später trat mir der Fremde entgegen. Er grüßte und sprach sein Bedauern über das Unglück aus, das meine Reise unterbrochen.

„Wie können Sie das wissen?" fragte ich überrascht.

„Sie sind doch die junge Dame, die in Begleitung des Domherrn P. reist?"

„Ganz recht, mein Herr!“

„So nehmen Sie dieses Portefeuille, das ich an dem Orte des Unfalles gefunden habe.“

„Ich griff nach meinem Portefeuille. Es befand sich in der Tasche meines Kleides.“

„Mein Portefeuille!“

„Es trägt den Namen: „Louise.“

„Ah, dann kann ich es annehmen.“

„Hier ist es!“

„Ich empfing das zierliche Buch und verbarg es. Wenn ich annahm, daß ich das Eigenthum meiner Schwester nicht zurückwies, so hatte ich Recht. Die erste Anknüpfung mit dem Fremden war geschehen. Mit dem Interesse für seine Person verband sich die Neugierde, Näheres über ihn zu erfahren. Ich entfernte mich von der Schmiede und ging dem Teiche zu. Der junge Mann bat um die Erlaubniß, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich berichte Ihnen nun, Herr Justizrath! das Gespräch, wie ich es in meinem Gedächtnisse aufbewahrt habe. Der Fremde entblößte sein Haupt, blieb vor mir stehen, sah mich an und fragte:

„Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?“

„Diese Frage galt offenbar meiner Schwester. Jetzt galt es, die Rolle zu spielen, die ich übernommen hatte. Sie fiel mir, nachdem schon einige Szenen vorüber waren, eben nicht schwer mehr.

„Nein," antwortete ich; „aber wenn Sie meinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen wollen ..."

„Der Fremde schien über meine Vergeßlichkeit erstaunt zu sein.

„Seit drei Jahren haben wir uns nicht gesehen," sagte er; „es mag wohl eine große Veränderung mit mir vorgegangen sein. Damals trug ich die Uniform eines Husaren-Offiziers ..."

„Ah, rief ich mit erkünsteltem Erstaunen, Sie sind es!"

„Felix von Eberstein hatte nicht das Glück, Ihnen zu gefallen, trotzdem zwischen unsern Eltern ein Plan entworfen war, der nur unser Glück verfolgte."

„Also ein von meiner Schwester verschmäheter Liebhaber! Die Geschichte wurde immer interessanter. Ich hütete mich wohl, den Wahn des Herrn Felix zu zerstören, der, ich muß es gestehen, ein recht hübscher Mann war. Die Heirath Louisens kannte er offenbar nicht, da er die Kopie für das Original nahm. Soviel ward mir klar, daß ich hier einen tiefern Blick in die Verhältnisse werfen konnte. Sofort nahm ich den Standpunkt ein, den mir Felix angewiesen hatte.

„Vergessen wir die Vergangenheit," rief ich aus, „bleiben wir bei der Gegenwart."

„Sie wollten damals auf eine nähere Bekanntschaft mit mir nicht eingehen."

„Mein Herr! ich war scharf beobachtet."

„So haben Sie wohl aus Furcht meinen Vorschlag zurückgewiesen?“

„Verzeihung, ich wußte nicht, was ich that.“

„Louise!“

„Heute haben sich meine Gesinnungen und Ansichten geändert.“

„Er drückte stürmisch meine Hand an seine Lippen. Ich fühlte wie er zitterte.

„So weisen Sie mich nicht ab?“

„Nein, mein Herr! es ist mir lieb, wenn ich mir einen Freund und Schützer erwerben kann.“

„Einen Schützer gegen den Domherrn, der eigennützig gefährliche Zwecke verfolgt. Man hat mich durch Kabalen lange fern gehalten — jetzt befinde ich mich wieder in Ihrer Nähe — haben Sie mein Billet erhalten?“

„Ach, Sie haben den Stein durch das Fenster geworfen?“

„Weil ich keinen anderen Weg kannte, Ihnen die Warnung zugehen zu lassen.“

„Aber wer hat Sie von den Zuständen unterrichtet?“

„Sie werden Alles erfahren. Sorgen wir dafür, daß der Domherr meine Nähe nicht ahnt. Man schmiedet eine nichtswürdige Intrigue gegen Sie, und die Katastrophe ist nicht fern. Wäre es mir nicht gelungen, mich Ihnen auf der Reise zu nähern, ich würde wider Ihren Willen Sie überwacht haben.“

„Die Arbeiter in der Schmiede führten ein sehr lautes Gespräch. Ich fürchtete, daß mein Vormund erwachen könne. Nachdem ich dem Fremden einen Wink gegeben hatte, ging ich in die Schmiede zurück. Der Domherr war völlig zusammengesunken, er lag in einem festen Schlafe. Seine Kräfte reichten nicht aus, den Anstrengungen der Reise zu widerstehen. Ich ging zu Babet — sie lag wie eine Todte in ihrem Bette. Von diesen beiden hatte ich also eine Ueberraschung nicht zu fürchten. Der Schmid näherte sich mir und fragte, ob ich einen Befehl zu ertheilen habe. Dabei machte er ein so schelmisches Gesicht, als ob er meine Gedanken erriethe.

„Ich kann nicht schlafen," antwortete ich ihm; „sollte mein Vormund erwachen und nach mir fragen, so geben Sie mir ein Zeichen."

„Verlassen Sie sich auf mich, meine Dame."

„Wann wird unser Wagen fertig sein?"

„Ehe die Sonne aufgeht. Wir arbeiten die ganze Nacht."

„Nun war ich sicher. Als ich in das Freie trat, war der Mond aufgegangen. Felix lehnte gedankenvoll an einem der Bäume, welche die Schmiede umstanden. Jetzt konnte ich sein schönes, männliches Gesicht erkennen; es lag ein Zug von Schwermuth darin, der für mich ein unbeschreibliches Interesse hatte. Er bot mir den Arm und wir gingen dem Teiche zu.

„Louise!“ begann er, „erlauben Sie mir, daß ich in dem vertraulichen Tone fortfahre, den Sie mir einst anzuschlagen gestatteten. Ich frage nicht, ob Ihr Herz noch frei ist — was ich für Sie zu thun gedenke, ist eine Aufgabe, zu der mich die Ehre verpflichtet.“

„Beruhigen Sie sich, Herr von Eberstein! dafür, daß ich mit der Welt nicht in Berührung kam, hat mein gewissenhafter Vormund gesorgt. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er von einer glänzenden Partie gesprochen hat, die man längst für mich projektirt. In Brüssel soll meine Erziehung vollendet werden.“

„Ah, in Brüssel!“ rief er aus.

„Wundert Sie das?“

„Nein. Man will Sie also dem Schauplatze der Ereignisse ganz nahe rücken. Das ist gut, recht gut und paßt in meinen Plan.“

„Mein Herr! was wissen Sie von meinem Vater?“ fragte ich rasch.

„Hat man Ihnen keine Mittheilungen gemacht?“

„Keine. Ich kenne nicht einmal den Namen meines Vaters.“

„Felix blieb bestürzt stehen. Alle seine Gesichtsmuskeln zuckten. Ich sah, daß er sich für einen Augenblick entfärbte.

„Unerhört!“ murmelte er. „Ihr Vormund mißbraucht auf eine schändliche Weise das Vertrauen, das man in ihn setzt. Ihr Vater ist der Oberst von Melin.“

„Ich erinnerte mich, diesen Namen von meiner Mutter gehört zu haben. Den Obersten selbst hatte ich nie gesehen.

„Der arme Mann ist zu beklagen," fuhr er fort. „Er war ein Freund meines verstorbenen Vaters, der mit ihm gegen Frankreich gefochten hat. Beide haben Freud und Leid ehrlich getheilt. Der Oberst schied aus dem Heere und begann mit seinem kleinen Vermögen zu spekuliren. Jener Domherr, der damals noch Notar war, unterstützte ihn. Das Glück war ihm hold, und in wenigen Jahren hatte er ein ungeheures Vermögen gewonnen. Trotzdem stand der Oberst isolirt in der Welt, er hatte keine Freude. Für wen hatte er gesorgt und gewagt? Da erinnerte er sich einer Tochter — er vertraute sie dem Notar an, der zugleich das Vermögen verwaltete. Die Ereignisse der Zwischenzeit kenne ich nicht; aber ich weiß, daß der Oberst von Melin jetzt in einem Irrenhause schmachtet."

„Mein Gott!" rief ich entsetzt.

„Und das ist das Werk jenes Notars!"

„Der Mann sieht so unschuldig, so gutmüthig aus."

„Maske, nichts als Maske!"

„Sollte er seine Bosheit so weit treiben?"

„Er hat noch mehr gethan. —"

„Was?"

„Er hat meinen Vater vernichtet, weil dieser Einfluß auf den Obersten ausübte."

„Unerhört!"

„Schmach und Schande haben meinen armen Va
ter in die Grube gebracht. Noch fehlen mir die Mittel
das entsetzliche Dunkel aufzuhellen; aber ich werde si
mit Gottes und Ihrer Hilfe erlangen. Sie sehen, daß
wir gemeinschaftlich handeln müssen. Mir bleibt di
Aufgabe, ein scheußliches Verbrechen zu entdecken —
Ihnen, einem Verbrechen vorzubeugen, durch das Si
um Ehre und Vermögen kommen."

„Hier ist meine Hand!"

„Ich nehme sie an."

„Handeln wir gemeinschaftlich. Sie bleiben in mei-
ner Nähe, ich unterrichte Sie von Allem, was vorgeht."

„Ein leises Pfeifen ließ sich vernehmen. Ich dachte
an den Schmid. Rasch eilte ich in das Haus zurück.
Der Meister stand auf der Schwelle.

„Galt das mir? fragte ich."

„Ja. Sehen Sie dorthin!"

„Mein Vormund war erwacht; er saß auf der
Bank und starrte düster vor sich hin. Ein Fieberfrost
schüttelte ihn. Ich benutzte den Augenblick und warf
mich in den Lehnstuhl. Gleich darauf verließ der Dom-
herr seinen Platz. Er hüllte sich fester in den Pelz
und kam zu mir. Ich stellte mich als ob ich aus einem
unruhigen Schlummer erwachte.

„Louise," flüsterte er freundlich und theilnehmend,
„das ist eine entsetzliche Nacht. Mir kommt sie endlos
vor. Haben Sie geschlafen?"

„Nein. Ich sehe den Arbeitern zu, das ist eine Unterhaltung. Aber Sie sollen ruhen — in Ihrem Alter —"

„O, sprechen Sie nicht von meinem Alter! Quälen mich nicht die Sorgen um Sie, ich würde nicht einen Augenblick meine frohe Laune verlieren."

„Der kleine, unscheinbare Mann, duftend nach Pomaden und wohlriechenden Wassern wie ein kokettes Weib, da stand er vor mir süßlächelnd, ganz Zärtlichkeit, ganz Sorgfalt. Wer hätte in ihm den Dämon gesucht, der so heillose Tücke verübt! Sein gutmüthiges Gesicht nahm mir ein wenig einfältig vor, zumal wenn es lächelte. Er sah nach seiner goldenen Uhr.

„Mitternacht!" rief er seufzend. „Armes Kind! Wenn der Aufenthalt in diesem schrecklichen Hause Ihrer Gesundheit nur nicht schadet!"

„Ich beruhigte ihn. Dann sprach er von den Wechselfällen des Lebens und versicherte, daß er, um mich glücklich zu machen, die größten Opfer bringen würde.

„Um ihn zu täuschen, stellte ich mich sehr ermüdet. Er legte mir den Reisepelz auf die Lehne des Sessels und drückte bei dieser Gelegenheit einen Kuß auf meine Stirn. Seine Lippen waren kalt wie Stein. Dann machte er Miene, bei mir zu wachen. Das war eine schlechte Aussicht. Da kam der Schmid. Er machte mir den Vorschlag, den Rest der Nacht in der Kammer

seiner Frau zu verbringen, damit der Herr den Platz im Stuhle einnehmen könne. Der Vorschlag gefiel mir. Der Domherr, der mich gern zurückgehalten hätte, mußte sich fügen, um den Beweis von seiner Zärtlichkeit für mich zu liefern. Ich folgte dem Schmid in ein Kämmerchen, das dicht neben der Arbeitsstatt lag. Hier schlief die Frau mit zwei Kindern in einem großen Bette, das durch Vorhänge geschlossen war. Auf dem Tische brannte eine kleine Zinnlampe. Ich warf mich in den Stuhl, der neben dem Fenster stand.

„Meine liebe Dame!" begann der Schmid, „öffnen Sie das Fenster; ich werde gleich den jungen Herrn in den Giebel führen. Wenn man plaudert vergeht die Zeit rascher."

„Ich beschenkte den Mann mit einigen Geldstücken. Dann verließ er die Kammer. Fünf Minuten später hörte ich ein leises Klopfen an der Fensterscheibe — der Schmid flüsterte mir zu, daß der junge Herr, der für sein Pferd sorge, bald kommen werde. Ich benützte die Zeit, um das Taschenbuch zu prüfen, das Felix gefunden hatte. Wer konnte es verloren haben? Mein Vormund oder Babet? Es enthielt einige Briefe von Felix von Eberstein, die in leidenschaftlichen Ausdrücken von Liebe sprachen. Mehr ließ sich nicht erkennen, als daß zwischen ihm und meiner Schwester eine sentimentale Korrespondenz stattgefunden hatte. Auf einem Blatte des Büchleins fand ich die Bemerkung: „Ich

werde nie meine Freiheit verkaufen; Reichthum kann nicht über mein Herz bestimmen. Die leidige Spekulation bringt nur Unglück. Armer Felix!"

„Diese Worte gaben mir hinreichenden Aufschluß über das Verhältniß meiner Schwester zu Felix. Er war nicht der Mann ihres Herzens. Mein Hang zur Romantik erwachte in seiner ganzen Stärke — vielleicht konnte ich, die Doppelgängerin Louisens, den armen verschmäheten Mann entschädigen.

„Bald erschien Felix am Fenster. Wir plauderten die ganze Nacht, machten Feststellungen für die Zukunft und, ich leugne es nicht, der junge Mann machte auf mich den vortheilhaftesten Eindruck. Er hielt mich für Louise und freute sich der Sinnesänderung derselben. Um ihm die Illusion nicht zu rauben, vermied ich es, der frühern Verhältnisse zu erwähnen, die ich nur oberflächlich voraussetzen konnte.

„Ich habe ein ruheloses Leben geführt," sagte er; „meine Familienangelegenheiten sind vor der Hand so geordnet, daß ich nun wieder an meine Herzensangelegenheiten denken kann — Louise, stoßen Sie mich nicht von sich. Möge der Vormund seinen Zweck erreichen oder nicht — ich weihe Ihnen mein ganzes Leben. Hoffte ich nicht, die Bubenstreiche des Domherrn an das Licht zu ziehen und Ihrem unglücklichen Vater einen Dienst zu leisten, ich würde mit einem Schlage die Intrigue vernichten. Aber Gewalt führt

nicht zum Ziele, wir müssen der List List entgegenstellen."

„Der Morgen dämmerte, als der Schmid ankündigte, daß der Wagen zur Weiterreise fertig sei. Ich nahm von Felix Abschied. Der Domherr hatte bereits Babet geweckt, die sich wieder wohl fühlte. Der Postillon brachte die Pferde, und wir fuhren ab, nachdem ich der Schmidin noch ein Geschenk gemacht hatte. Um Mittag kamen wir in Lüttich an, wo wir einige Stunden in einem bequemen Hotel ruheten. Der Domherr machte einen Geschäftsgang in der Stadt ab. Als er zurückkehrte, kündigte er an, daß wir die Reise nach Brüssel auf der Eisenbahn machen würden, da Zeit und Verhältnisse drängten. Glücklicherweise sah ich Felix in dem Hofe des Hotels; in einem Zettel, den ich hinabwarf, zeigte ich ihm die veränderte Reise an. Er nickte mir dankend zu und verschwand.

„Gegen Abend reisten wir ab; in der Nacht erreichten wir Brüssel. Wir stiegen in einer Privatwohnung ab, die bereits für uns eingerichtet war. Babet schien hier bekannt zu sein, denn sie begann zu wirthschaften, als ob sie zu Hause wäre. Am folgenden Morgen waren die Anstrengungen der Reise vergessen und ich gab mich mit ganzer Seele dem Leben in der großen Stadt hin, das mir, wie es sich jetzt bot, völlig neu war.

„Der Domherr ward von Geschäften stark in Anspruch genommen; er empfing Besuche und machte

Besuche. Ein alter Herr fiel mir besonders auf; dieser kam mehrmals des Tages, hatte es stets sehr eilig und verkehrte in großer Heimlichkeit mit meinem Vormunde. Man gestattete mir zwar unbegrenzte Freiheit, aber ich glaubte dennoch zu bemerken, daß Babet mit verschärfter Sorgfalt über mich wachte. Man führte mich in das Theater, zeigte mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt und stellte eine glänzende Equipage zu meiner Verfügung.

„Wir wohnten schon einige Tage in der Residenz; aber von Felix hatte ich noch keine Spur entdeckt. Dieser Umstand machte mich besorgt, denn ich hatte den jungen Mann wirklich lieb gewonnen. Sollte man seine Annäherung bemerkt und ihn entfernt haben? Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ihm meine Wohnung bis jetzt unbekannt geblieben.

„Der Domherr hielt sein Versprechen: er öffnete mir das Leben einer großen Dame. Ich erhielt ein schönes Pferd, und ein Stallmeister unterrichtete mich in der edeln Reitkunst. In dem ersten Modewaaren-Magazin der Residenz hatte ich einen unbegrenzten Kredit. Es schien, als ob man mich durch Glanz und Luxus betäuben wolle. Und wahrlich, in den ersten acht Tagen kam ich nicht zur Besinnung, ich dachte kaum an den eigentlichen Zweck der Reise. Aber noch hatte ich keinen Salon betreten, noch hatte ich die feine Gesellschaft nicht kennen gelernt. Auch dieses Ziel sollte erreicht werden.

„Eines Morgens trat der Domherr in mein Zimmer; er hatte eine köstliche Toilette gemacht und duftete wie ein Parfümerieladen. Seine Wangen waren geschminkt und seine Haare gekräuselt. Ich konnte den Ausruf nicht unterdrücken:

„Wollen Sie am frühen Morgen schon zu Balle gehen?"

„Nein, meine Holde! aber ich werde mit Ihnen einen Morgenbesuch abstatten."

„Ah, einen Morgenbesuch! Und wem?"

„Einer vornehmen, geistreichen und geachteten Dame."

„Wer ist sie?"

„Der Domherr antwortete mit einem stolzen Lächeln:

„Die Gräfin von Ripon."

„Zu einer Gräfin wollen Sie mich führen?"

„Ich hoffe, daß diese Dame bald Ihre Freundin sein wird. Von ihr können Sie lernen, was zu dem feinen Leben gehört. Louise!" fügte er zärtlich hinzu, „für Sie beginnt eine neue Existenz; die Vergangenheit liegt hinter uns wie ein trübes Meer, das wir bei Sturm und Regen durchschifft haben — jetzt sind wir an einem schönen, von der Sonne bestrahlten Lande — erfassen Sie das Leben nicht mit den engherzigen Begriffen der armen Leute, sondern zeigen Sie sich als die Dame von Welt und gutem Ton. Treten Sie

mit Selbstvertrauen auf und vergessen Sie nicht, daß Ihr Vormund eine unerschöpfliche Quelle für Sie ist. O, ich segne tausendmal die Wandlung der Dinge — Sie sind die Louise, wie ich Sie erziehen sollte."

„Sorgen Sie nicht, mein Herr! ich werde die Dame repräsentiren, wie Sie es wünschen. Wann aber werde ich meinen Vater sehen?"

„Sie werden ihn sehen, sobald ihre Erziehung vollendet ist, die jetzt in das letzte Stadium tritt. Der alte Herr war krank — er ist nun wieder genesen. Bereiten Sie sich vor; in einer halben Stunde fahren wir zu der Gräfin Ripon."

„Ich ließ Babet kommen und machte eine glänzende Toilette. Dann erschien der Domherr wieder. Er betrachtete mich erstaunt und küßte mir zitternd die Hände. Es war dies das erste Mal, daß ich eine so ungewöhnliche Aufregung an ihm wahrnahm. Ich stellte mich, als ob ich sie nicht bemerkte.

„Louise!" rief er, „Ihre Toilette ist nicht vollständig."

„Was fehlt noch?"

„Ein Diamantschmuck."

„Daran habe ich nicht gedacht."

„Wohl aber ich," sagte verbindlich der Domherr. „Meine Perle soll in dem Kreise der Damen an Glanz keiner nachstehen. Nehmen Sie."

„Er zog ein rothes Etui aus der Tasche und überreichte es mir. Das Etui enthielt ein kostbares Hals-

geschmeide und ein Armband, wie ich es nie gesehen. Babet mußte mir Beides auf der Stelle anlegen. Der Domherr forderte als Lohn einen Kuß. Ein leichtes Fröfteln befiel mich; aber ich stattete den Dank ab, um keinen Argwohn zu erwecken. Als ich vor dem Spiegel stand und den strahlenden Schmuck betrachtete, stieg in mir unwillkürlich der Wunsch auf: könnte dich doch Felix so sehen!

„Das war ein gutes Zeichen!" rief der Justizrath.

„O, ich hatte ihn nicht vergessen. Sein Fernbleiben machte mir sogar Sorgen."

„Und heute?" fragte der Justizrath.

Die junge Dame senkte ihr Auge und flüsterte:

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf den Verlauf meiner Erzählung verweise; mein Verhältniß zu Felix ist einer von den Punkten, betreffs deren ich Ihres juristischen Rathes bedarf. Sie sehen, ich betrachte Sie als meinen Beichtvater und eröffne Ihnen jede Falte meines Herzens."

„Nur dann kann ich Ihnen wahrhaft nützen."

„Sollte ich mich hier oder dort nicht klar ausdrücken, oder sollten Sie von Zeit zu Zeit Widersprüche finden, so haben Sie die Güte und fragen Sie ——"

„O, mein Fräulein! Sie erzählen vortrefflich."

Beide stießen mit den Gläsern an und tranken. Der Justizrath war entzückt über seine reizende Klientin, die, je nach der Situation, lebhaft und feurig, oder

sentimental und ruhig war. Es war nicht zu verkennen, daß sie einst dramatische Künstlerin gewesen.

„Ich bitte, fahren Sie fort!"

Josefine verneigte sich und begann von Neuem.

„Der Wagen brachte uns zu der Gräfin von Ripon. Die Dame bewohnte ein schönes Hotel in einer der lebhaftesten Straßen. Ein Portier empfing uns und ein betreßter Diener führte uns in den Salon. Dann ging er, um seine Herrin von dem Besuche zu unterrichten. Wohin ich mich wandte, sah ich Luxus und Eleganz. Die Dame mußte sehr reich sein. Mein Vormund lächelte als ich verwundert die kostbaren Gemälde betrachtete und alle jene Kleinigkeiten, welche die reichen Leute zur Ausschmückung ihrer Zimmer verwenden.

„Ist die Gräfin verheirathet?" fragte ich.

„Ja, und sehr glücklich verheirathet. Gefällt Ihnen das Hotel?"

„Es ist reizend."

„Sie haben zu bestimmen, und in kurzer Zeit bewohnen Sie einen ähnlichen Raum. Fehlt Ihnen auch der Titel der Gräfin, so haben Sie doch das Vermögen einer solchen. Sie empfangen es aus meiner Hand. Louise! Ich sorge für Sie, nicht wie ein Vater, sondern wie ein glühender Verehrer. Ja, Louise! ich bin stolz auf Sie. Alles was die Welt zu bieten vermag, lege ich Ihnen zu Füßen."

„Der kleine Mann rückte immer deutlicher mit seinem Plane heraus. Der Vormund verwandelte sich nach und nach in einen Liebhaber. Fühlte ich nun auch eine Art Ekel vor dem Domherrn, so ertrug ich dennoch geduldig seine Zärtlichkeiten, und je weniger ich ihm Widerstand entgegensetzte, je kühner ward er. So erlaubte er sich meine Schulter zu küssen und den Nacken wenn ich mich nach einem Bilde wandte.

„Ein elegantes Kammermädchen trat ein, eine echte Französin. Sie kündigte das Erscheinen der Gräfin an, dann öffnete sie eine Seitenthüre, und die Dame rauschte herein. Sie entsprach dem Bilde durchaus nicht, das ich mir von ihr gemacht; aber trotzdem muß ich bekennen, daß sie eine reizende Erscheinung war, eine eigenthümliche, pikante Schönheit. Die Gräfin Ripon war klein und brünett; aber ihr Gesicht war so reizend, so fein, so frisch und so lebendig, daß ich die Züge für das Gebilde eines geschickten Malers hielt. Der Teint war bleich wie Wachs; aber die Wangen schimmerten in dem feinsten Rosenroth. Das große dunkle Auge war freundlich und lebhaft, wie das ganze Wesen der Dame. Ihre Körperformen waren zierlich und üppig zugleich. Sie mochte sechs bis siebenundzwanzig Jahre zählen.

„Nachdem mich mein Vormund ihr vorgestellt, führte sie mich mit großer Liebenswürdigkeit zu der Causeuse neben dem Kamine, hinter dessen vergoldetem

Gitter ein großes Feuer brannte. Der Domherr sank nachlässig auf einem der prachtvollen Sessseln nieder. Das Gespräch war bald sehr lebhaft. Die Gräfin entwickelte eine Gewandtheit, die mich mit Bewunderung erfüllte. Wäre ich ein Mann gewesen, ich hätte ihr zu Füßen niedersinken müssen. Aber trotzdem beobachtete sie eine gewisse Zurückhaltung, die durchaus nicht erkünstelt schien. Nur eins gefiel mir nicht: sie kokettirte zu viel mit ihren allerdings nicht gewöhnlichen Reizen. Wer sie zum erste Male gesehen, hätte sie für ein Mädchen halten müssen.

„Sie haben lange auf sich warten lassen!" rief sie meinem Vormunde zu. „Fast möchte ich Ihnen zürnen, daß Sie mir die Bekanntschaft Ihrer liebenswürdigen Mündel so lange vorenthalten."

„Dabei reichte sie mir freundlich die kleine Hand.

„Gnädige Frau!" antwortete der Domherr, „man darf Ihnen nicht unvorbereitet kommen; ich kenne die Tragweite des ersten Eindrucks . . ."

„Sie sind ein Mann von Welt!"

„Danke gnädige Frau!"

„Heute bietet sich mir wiederum eine Gelegenheit, Ihnen meine Bewunderung auszudrücken. Eine Freundin, die mir Ihre Hand zuführt, ist stets willkommen."

„Sie hören es, Louise!" wandte sich der Domherr an mich. „Wir müssen auf dieses Kompliment ein

großes Gewicht legen, da die Frau Gräfin sehr wähleriſch in Ihrem Umgange iſt."

„Vergeſſen Sie nicht, daß ich verheirathet bin. Eine Frau hat Rückſichten auf den Mann zu nehmen und um ſo mehr, wenn ſie ſich der unbedingteſten Freiheit erfreut. Ich habe mich ſehr jung verheirathet; aber ich bereue es nicht. Und Sie, mein Herr! ſind immer noch Junggeſelle."

„Ah, das hat ſeine Gründe!"

„Sie begehen einen Frevel an der Frauenwelt."

„Fühlen Sie ſich denn auch ganz glücklich?" fragte der kleine Mann mit einiger Beziehung.

„Vollkommen!"

„Sie verzeihen, daß ich als der Freund Ihres Hauſes . . ."

„Die Frage iſt in dem Munde eines Freundes ſehr natürlich. Der Graf iſt viel älter, als ich; wer den Unterſchied der Jahre betrachtet, kann unmöglich an unſer Glück glauben. Aber wie klein, wie engherzig ſind die modernen Begriffe von der Ehe — ſcheint es doch, als ob die platoniſche Liebe keine Geltung habe!"

„Sie verſchaffen ihr Geltung!" rief der Domherr.

„Es iſt mein Bemühen."

„Man beneidet Sie um das Glück, das Sie in der Ehe finden."

„Weil ich Ueberſpanntheiten haſſe, und die geiſtigen Vorzüge ſchätze. Meine arme Schweſter hat einen jungen Mann geheirathet — er hätte ſich erſchoſſen,

sie hätte sich vergiftet, wenn die Ehe nicht zu Stande gekommen — das war eine stürmische, feurige Jugendliebe; heute liegt mir die Pflicht ob, die arme Mutter mit den Kindern zu ernähren."

„Wo ist der Mann?"

„Er lebt als Industrieritter in Paris und gedenkt sich nächstens mit einer reichen Alten zu verheirathen. Meine Schwester ist vor der Zeit gealtert — seit Jugend und Schönheit verschwunden, hat sie den Mann nicht mehr fesseln können. Doch, lassen wir das — ich will meine neue Freundin nicht durch traurige Bilder entmuthigen. Möge Sie einst so glücklich in der Ehe werden, als ich es bin — dies ist der Wunsch, den ich mit dem Herzen ausspreche."

„Ich dankte durch eine Verneigung.

„Die Gräfin sprach im Tone der Ueberzeugung; ich konnte also an der Wahrheit ihrer Worte nicht zweifeln. Es ist wohl verzeihlich, daß ich neugierig ward den alten Mann zu sehen, dessen geistige Liebenswürdigkeit die junge Frau so hoch beglückte. Der Domherr fragte nach dem Grafen.

„Er ist in der Messe," war die Antwort. „Ich erwarte ihn zum Frühstück."

„Man sprach nun über die bevorstehenden Wintervergnügungen. Die Gräfin wollte zwei Bälle geben, an denen nur die vertrautesten Freunde theilnehmen sollten. Ich ward im Voraus dazu eingeladen.

„Eine halbe Stunde später kündigte die Zofe den Grafen an. Die junge Frau flog ihm bis in das Vorzimmer entgegen. Arm in Arm mit ihm trat sie in den Salon. Himmel, welch eine Jammergestalt erblickte ich! Der Graf mochte mehr als sechzig Jahre zählen; er hatte eine lange hagere Gestalt, ging aber so gebückt an seinem Krückstocke, daß er nicht viel größer erschien, als mein Vormund, der ihn freundlich begrüßte. Ein unangenehmes Hüsteln hinderte ihn, fließend zu sprechen. Trotz der Mühe, die er sich gab, stark zu erscheinen, sank er ächzend in einen Sessel.

„Wahrlich, dachte ich, die junge Dame muß echt platonisch lieben!

„Wir gingen in das angrenzende Zimmer zum Frühstück, das der ganzen Einrichtung des Hotels entsprach. Zwei Lakaien in prachtvoller Livrée bedienten uns. Der kranke Graf war ganz Zärtlichkeit für seine junge Gattin — das Essen schmeckte ihm nicht, er fand nur Genuß daran, ihre Hände und Arme zu küssen, die sie ihm willig überließ. Das Benehmen der beiden Gatten kam mir wie ein Spiel vor. Die Gräfin behandelte ihren Mann wie ein eigensinniges Kind, und dies führte sie mit einer Unbefangenheit und Zärtlichkeit aus, mit einer Geduld, die mich zur Bewunderung hinriß. Es gehörte eine Ueberwindung dazu, deren ich mich nicht fähig fühlte. Als wir uns trennten, hatte ich die Ansicht gewonnen, daß die Gräfin ent-

weder eine schlaue Betrügerin oder ein Muster von Frau sein mußte.

„Am folgenden Tage erwiederte die Gräfin den Besuch; sie kam allein. Der Graf sei unwohl, hieß es. Das Benehmen der Dame war so herzgewinnend, daß ich ihr unwillkürlich zugethan ward. Sie kam mir vor, als ob sie gar nicht verheirathet sei. Sie beklagte zwar die Krankheit ihres Mannes, schien sich aber weiter nicht zu grämen. Von nun an war die Freundschaft geschlossen; wir sahen uns täglich und besuchten Konzerte und Theater. Dies war mir lieb, denn dadurch, daß ich mich öffentlich zeigte, glaubte ich die Aufmerksamkeit des armen Felix zu erregen, damit er sich mir nähern konnte.

„Und so geschah es wirklich. Eines Abends sah ich ihn im Foyer der Oper. Er erschrack sichtlich. Ich warf einen Blick auf die Gräfin — sie zog ihren weißen Schleier über das Gesicht. Das war verdächtig. Sie wollte also unerkannt bleiben. Als wir wieder in unsere Loge traten, war sie ernst geworden. Der letzte Akt der Oper ging zu Ende. Wir empfingen unsere Pelze von der Schließerin und eilten die Treppe hinab. Da fühlte ich in dem Gedränge, daß eine Hand sich der meinigen bemächtigte. Felix ging neben mir.

„Nehmen Sie Louise!“

„Er drückte mir ein Billet in die Hand.

„Dann war er verschwunden. Die Gräfin hatte diesen Zwischenfall nicht bemerkt. Wir bestiegen den

Wagen und fuhren nach dem gräflichen Hotel, wo der Domherr dem Kranken Gesellschaft leistete.

„Die Gräfin hatte bald wieder ihre frohe Laune gewonnen; sie koste mit ihrem kranken Gemahl und plauderte lebhaft, wie sonst. Sie können wohl denken, daß ich nun mit Aufmerksamkeit auf Alles achtete, was um mich her vorging.

„Nach dem Essen wurde ich aufgefordert, ein Lied zu singen, um den leidenden Grafen zu erheitern. Ich kam der Aufforderung nach und setzte mich an den Flügel, der in der Mitte des Zimmers stand. Während ich sang, flüsterte die Gräfin mit dem Domherrn — die Züge des Letztern wurden plötzlich sehr ernst, er fragte zurück, als ob er der ihm mitgetheilten Nachricht nicht glauben wolle. So viel stand fest: zwischen meinem Vormunde und der Gräfin fand ein Einverständniß statt. Die platonische Liebe der Dame kam mir verdächtig vor. Ich stellte mich, als ob ich Nichts bemerkt hätte. Es war spät, als wir das Hotel des Grafen verließen. Die ernste Stimmung des Domherrn dauerte fort; er zog sich in sein Kabinet zurück, um, wie er sagte, einige Briefe zu schreiben. Kaum befand ich mich allein, als ich Felix' Billet öffnete. Es war mit Bleistift geschrieben und enthielt etwa folgende Zeilen:

„Die Gräfin Ripon ist die Freundin des Domherrn, folglich Ihre Feindin. Beide verfolgen einen entsetzlichen Plan, dem Sie zum Opfer fallen werden.

Ich muß Sie sprechen, um Ihnen Aufklärung zu geben. Wohnen Sie morgen Früh zehn Uhr der Messe in der Kirche Sanct Gudula bei, dort werden Sie mich finden."

„Der folgende Tag brachte ein heiteres Winterwetter. Babet billigte meinen Kirchgang und würde mich begleitet haben, wenn sie sich wohl befunden hätte. Das Glück war mir günstig, und ich betrat allein die Kirche, in der sich eine kleine Gemeinde versammelt hatte, welche andächtig die Messe hörte. Felix, der mich erwartete, stand an einer Säule neben dem Haupteingange. Er folgte mir zu einer Seitenkapelle, die ich wählte, weil sie einsam neben dem Schiffe des großen Gotteshauses lag. Zum ersten Male sah ich dem jungen Manne bei Tageslicht in das offene, schöne Gesicht. Er war sehr erregt und drückte mir innig die Hand, die ich ihm wie einem alten Bekannten reichte. Ach ja, ich hielt ihn für einen alten Bekannten, denn seine Züge, seine Stimme und sein ganzes Wesen hatten sich mir tief eingeprägt. Es war mir längst klar, daß ich anders für ihn fühlte, als meine Schwester. Der heilige Ort stimmte mich feierlich, er gab meinen Empfindungen eine gewisse Weihe, und ließ mir Felix als einen Märtyrer erscheinen.

„Sie kennen die Gräfin Ripon?" fragte ich ihn.

„Leider habe ich sie kennen gelernt; und daß man Sie ihr zuführen würde, war eine Befürchtung, die sich

nun bestätigt hat. Die Frau ist die Helfershelferin des Domherrn, der seinen Plan immer deutlicher entwickelt, nämlich dem, der in die Verhältnisse ein wenig eingeweiht ist. Es ist die Aufgabe meines Lebens, den Schritten dieser Leute zu folgen und sie dann zu entlarven, wenn der geeignete Zeitpunkt gekommen. Der Graf Ripon ist der Bruder meiner Mutter, und das Vermögen, das die kokette Gräfin jetzt verschwendet, gebührt mir von Gottes- und Rechtswegen. Um sich in den Besitz desselben zu setzen, hat sie den alten kranken Mann geheirathet, dem sie eine platonische Liebe vorspiegelt und ihn mit allen nur erdenklichen Künsten umgaukelt. Der Graf ist Millionär. Daß man die Verwandten durch alle nur ersinnlichen Ränke fern zu halten sucht, ist natürlich. So hat man in dem Grafen den Verdacht erweckt, seine Krankheit sei durch ein Gift hervorgebracht, das mein Vater ihm heimlich in den Wein gemischt. Erlassen Sie mir für jetzt die Mittheilung der Einzelnheiten des Prozesses, der meinem Vater Ehre und Leben gekostet — es wird Ihnen trotzdem nicht schwer werden zu errathen, daß die junge Frau auf den Tod des greisen Mannes wartet, um — ich gestehe es mit Schaudern — mir die Hand zu reichen. Sie hat es mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben."

„Himmel," rief ich entsetzt, „dann wäre ja die Frau ein Teufel in der Gestalt eines Engels, denn

schön und geistreich ist sie, das muß ihr der erbittertste Feind nachrühmen."

„Louise! gestatten Sie mir an dieser heiligen Stätte ein offenes Wort, ein Geständniß, ohne das ich keinen Schritt in der traurigen Angelegenheit weiter gehen kann."

„Ich gab ihm die Erlaubniß dazu. Nun gestand er mir seine innige Liebe schilderte mir die Qualen, die er erduldet und bat mich um eine Gegenerklärung. Ich gestand, daß ich ihm gewogen sei und versprach, seine Gattin zu werden. Daß die Eifersucht das Ihrige zu diesem raschen Versprechen beitrug, gestehe ich gern ein. Wir schworen, uns treu zu lieben, selbst wenn wir in dem Kampfe mit den Erbschleichern erliegen sollten. Ich fragte ihn nun, was er zu thun beabsichtige.

„Die Zeit drängt," antwortete er mir; „der alte Graf wird nicht lange mehr leben — aber bevor er das Auge schließt, muß ich ihn über seine saubere Gattin aufklären, deren Hand das verderbliche Gift gemischt hat. Die Gräfin hat mit ihrem Manne zwei Jahre in Paris gelebt — jetzt, da sie mich in der Oper gesehen, wird sie sich mir wieder nähern, und, Louise! ich werde der Annäherung nicht ausweichen. Die Leidenschaft der Gräfin muß mir ein kräftiges Mittel liefern ..."

„Man muthete mir viel zu; aber ich begriff die Nothwendigkeit des Verfahrens und willigte ein.

„Wie aber," fragte ich, „steht es nun mit meiner eigenen Angelegenheit?"

„Die Meinige und die Ihrige sind sich einander näher gerückt; wie die Sache verlaufen wird, weiß ich nicht; aber die Aussichten sind gut. Mag der Domherr an das Gelingen seines Werkes glauben, wie die Gräfin. Louise! es handelt sich um unser Vermögen. Ich werde täglich die Messe besuchen — Sie wissen, wo Sie mich finden."

„Plötzlich fuhr Felix zusammen.

„Was ist Ihnen?" fragte ich.

„Dort kommt Fanchette, die Zofe der Gräfin."

„Die Dienerin, höchst elegant gekleidet, ging dem Hochaltare zu; sie trug einen dunkelrothen Polster.

„Auf Wiedersehen, Louise!"

„Er küßte mir rasch die Hand und verschwand.

„Ich verrichtete meine Andacht, leider mit einer Zerstreutheit, die ich umsonst zu bekämpfen suchte. Durch die Reihe der Säulen erblickte ich nun die junge Gräfin, die mit rührender Sorgfalt ihren kranken Gatten führte. Ich sah, daß die Aufmerksamkeit Einzelner rege ward; man blickte dem seltsamen Paare gerührt nach, das sich an der untersten Stufe des Altars niederließ. Fanchette kniete einige Schritte hinter ihrer Herrin.

„Nach Allem, was ich wußte, war dieser ostensibele Kirchgang der Gräfin eines jener Manöver, die sie zur Bestechung der öffentlichen Meinung ausführte. Sollte

ich mich ihr nähern? Noch überlegte ich, als der Domherr erschien. Er trat zu mir und bot mir seine Begleitung an, die ich nicht ausschlagen durfte. In der Vorhalle trafen wir mit dem gräflichen Paare zusammen. Die Gräfin legte ein Goldstück in die ausgestellte Opferschale. Dann fuhren wir in der Equipage des Grafen heim.

„In dem Hotel wiederholte sich nun jene Szene, die ich Ihnen bereits beschrieben. Die Gräfin war zum Entzücken reizend und liebenswürdig — ach, sie kam mir sehr gefährlich vor! Bei einem heftigen Hustenanfalle, den der Kranke plötzlich erlitt, wandte sie sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Und diese Frau liebte den jungen Felix von Eberstein. Sie weinte echte Krokodilsthränen.

„Mein Schwager ist ein großer Sünder! stöhnte der Graf. Hätte ich mein Leiden nicht, ich würde der glücklichste Mensch von der Welt sein. Auguste, wie bedauere ich, daß ich Dich so betrüben muß!"

„Dann küßte er ihr Hals und Schultern und drückte sie heftig an sich.

„Vergeben Sie Ihrem Schwager!" flüsterte Auguste.

„Nie, nie!" rief der Graf. „Des Vermögens wegen hat er mich elend gemacht! Gott wird ihn dafür richten! Meine irdischen Dinge sind geordnet — ich habe außer Dir keine Familie! Möge der Herr über mich entscheiden!"

„O, über diese schwarzen Gedanken!“ rief der Domherr. „Sie werden noch lange leben, mein alter Freund! und sich der Liebe ihrer reizenden Gattin erfreuen . . .“

„Wenn das wäre!“ murmelte trübselig lächelnd der Kranke. „O, meine reizende, göttliche Frau!“

„Ich will die Szene nicht weiter schildern, denn sie erfüllt mit Widerwillen. Auguste warf sich an meinen Hals, als ich Abschied nahm und nannte mich ihre süße Freundin.

„Während der Wagen durch die Straßen rollte, hing ich meinen Gedanken nach. Die Verhältnisse waren so verwickelt, daß mir vor der Lösung derselben bangte. Ich hatte mit listigen, scharfsinnigen Menschen zu thun, mit Menschen, die ihre Gefühle nach Belieben beherrschen konnten. Der Domherr störte mich in meinem Sinnen durch die Frage:

„Ist Ihnen unwohl, Louise?“

„Nein!“

„Sie sind ungewöhnlich bleich.“

„Die Szene der beiden Gatten hat mich tief ergriffen.“

„Der arme Graf ist zu beklagen!“ meinte mein Vormund.

„Mehr noch die Gräfin, die in kindlicher Liebe an dem Greise hängt.“

„Solcher Aufopferung sind wenig Frauen fähig.“

„Aufopferung!“ rief ich aus. „Auguste hegt eine platonische Liebe, und diese macht ihrem Herzen und ihrem Verstande Ehre. Sie fühlte sich glücklich in dem Umgange mit dem geistreichen Manne, der für sie sterben könnte.“

„Der kleine Alte rückte mir näher und ergriff meine Hand.

„Die Theorie von der Ehe ist eines jener unerschöpflichen Kapitel, die von den Philosophen aller Zeiten und aller Nationen verhandelt sind. Zu einem Resultate ist bis jetzt keiner gelangt. Auch ich habe darüber nachgedacht.“ —

„Und was haben Sie gefunden?“

„Daß mein Leben nur dann einen genügenden Zweck haben würde, wenn ich es Ihnen ganz widmen könnte. Eine Trennung von Ihnen würde mein Tod sein.“

„Wer denkt an Trennung?“

„Louise! gestatten Sie mir, daß ich Sie der Welt als Gattin vorführe!“

„Ich bin Ihnen zu Danke verpflichtet, indeß . . .“

„Nun, indeß?“ fragte ängstlich der Domherr.

„Gönnen Sie mir Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen, den Sie angeregt haben.“

„Sie werden mich beherrschen, Louise! ich werde Ihr Diener sein,“ flüsterte eifrig der kleine Mann. „Statt des Vormundes werden Sie einen Gatten haben, der Ihnen Vater und Mutter ersetzt.“

„Wie steht es mit meinem Vater?"

„Ich habe Anstand genommen, Sie zu ihm zu führen; damit Sie aber Ihre Lage ganz erfassen können, damit Sie nicht auf eine Stütze bauen, die unter Ihnen zusammenbricht, werde ich der traurigen Pflicht nachkommen, Sie dem Vater vorzustellen. Aber verzweifeln Sie nicht — ich bin da, der Sie mit starkem Arme durch das Leben führt, wenn Sie mich nicht zurückweisen. Das Leben soll sich Ihnen in einem Glanze erschließen, der Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit würdig ist. Für Sie habe ich erworben, gespart und gegeizt — Louise! Sie werden eine Fürstin sein, Sie werden jede Ihrer Launen befriedigen können."

„Der Wagen hielt. Der Diener unterbrach die mir lästige Szene dadurch, daß er den Schlag öffnete. Mir fiel ein Stein vom Herzen. So ging nun Alles in Erfüllung, was Felix vorausgesehen hatte. Der Tag verfloß. Abends besuchte mich die Gräfin, sie war ungewöhnlich heiter. Der kranke Gemahl schien ihr wenig am Herzen zu liegen.

„Louise!" rief sie, „wir dürfen uns in diesem Leben nicht mehr trennen."

„Am folgenden Morgen hatte sich ein heftiges Schneegestöber eingestellt. Trotz des unfreundlichen Wetters ward die Reise zu meinem Vater nicht aufgeschoben. Auch der ernste Mann, von dem ich Ihnen bereits gesagt, daß er mit meinem Vormunde häufig verkehrte,

hatte sich eingefunden. Ich hörte ihn Doktor Laurent nennen. Mein Vormund behandelte ihn mit großer Achtung. Gegen neun Uhr fuhren wir ab. Der Wagen war mit drei Extrapostpferden bespannt. Anfangs fuhren wir auf einer guten Landstraße, nachdem wir aber zum zweiten Male die Pferde gewechselt hatten, ward der Weg uneben und ich sah rechts und links nur die bereiften Bäume eines dichten Gehölzes. Die Gesellschaft der beiden Männer war äußerst langweilig. Der Doktor sah ernst vor sich hin, und mein Vormund sagte von Zeit zu Zeit unbedeutende Worte, es schien, als ob der ernste Begleiter ihm Schweigen auferlegte. Zu welchem Zwecke hatte man ihn mitgenommen? Meine Neugierde wuchs mit jeder Viertelstunde. Ich sollte meinen Vater sehen! Ach, bei diesem Gedanken ward mir so ängstlich zu Muthe, daß ich den Rückweg wünschte. Das trübe, unfreundliche Wetter vermehrte das Melancholische meiner Gemüthsstimmung. Mir war, als ob ich dem Wendepunkte meines Lebens entgegen ginge. Der Doktor kam mir eben so verdächtig vor als der Vormund. Mir hatte Felix gesagt, daß der Oberst von Melin in einem Irrenhause schmachte. Warum verschwieg es mir der Domherr?

„Mittag war vorüber, als der Wald sich lichtete. Der Wagen hielt vor dem Gitterthore eines Parkes. Aus einem Häuschen trat der Portier, ein großer und starker Mann mit einem dunkeln Barte, der mir Furcht einflößte. Er trat an den Schlag.

„Doktor Laurent!“ rief der ernste Begleiter, indem er sich zur Seite neigte und seinen Kopf zeigte.

„Der Portier wich ehrerbietig zurück und öffnete das Thor. Wir fuhren durch den Park, um vor einem stattlichen Wohnhause wieder zu halten. Ein Diener führte uns in einen Saal des Erdgeschoßes. Nichts verrieth, daß wir uns in einer Anstalt für Geisteskranke befanden. Der Doktor entfernte sich durch eine der Thüren, die sich in dem Saale zeigten. Jetzt fragte mich der Domherr:

„Errathen Sie, wo wir sind?“

„Nein.“

„In einem Irrenhause.“

„Ich stellte mich überrascht.

„Und hier soll ich meinen Vater treffen?“

„Leider!“ antwortete der Domherr achselzuckend. „Ich hoffe, die ärztliche Kunst wird den armen Mann bald wieder hergestellt haben. Die Freude über den Anblick seiner Tochter, kann nur vortheilhaft auf den Kranken wirken.“

„Ich schwieg und hing meinen Betrachtungen nach.

„Eine peinliche halbe Stunde verfloß. Da kam der Doktor zurück; ein Herr mit einem völlig kahlen Kopfe begleitete ihn. Dieser begrüßte den Domherrn wie einen alten Bekannten.

„Der Oberst ist ruhig,“ sagte er; „ich glaube wir können der Dame einen Besuch gestatten. Geben sie sich

ihm zu erkennen, aber vermeiden Sie es, ihm den Aufenthaltsort näher zu bezeichnen. Können Sie Ihre Bewegung über den Zustand des Vaters verbergen, so leisten Sie den Aerzten einen wesentlichen Dienst. Ich bitte, folgen Sie mir."

„Wir verließen den Saal und stiegen eine Treppe hinan, die zu einem schönen Korridor führte. Die Einrichtung war die eines reichen Privatmannes. Eine Frau begegnete mir, die völlig in schwarze Seide gekleidet war; sie trug einen Schleier von derselben Farbe, der wie eine dunkle Wolke über den Rücken herabfloß und die Erde streifte. Ihr Gesicht war trotz der Leichenblässe schön; sie lächelte vornehm, indem sie an mir vorüberging, und grüßte mit dem Anstande einer Königin. Ich dankte artig.

„Halt!" rief sie plötzlich.

„Ich sah, daß sie zurückkehrte.

„Kornelia, wohin?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Bestürzt blieb ich stehen.

„Reichen Sie ihr die Hand!" flüsterte der Arzt.

„Ich kam der Weisung nach.

„Kornelia sucht den Baron, um ihm seine Briefe zurückzugeben," antwortete der Arzt statt meiner. „Sie hat den ehrvergessenen Mann durchschaut und wird ihn mit Verachtung strafen."

„Das bleiche Gesicht der Kranken verzog sich zu einem seltsamen Lächeln; ihr mattes Auge erhielt Glanz, auf ihren Wangen zeigte sich ein flüchtiges Roth.

„Ich werde es meinem Kinde sagen," antwortete sie. „Bin ich nicht schön? Kann ich nicht einen Mann beglücken? Mein ist die Schuld nicht — der Baron ist wahnsinnig. Ich will ihn bedauern und für ihn beten. Dann komme ich wohl noch zur rechten Zeit, um mein Kind aus dem Findelhause zu holen. Adieu, Kornelia! der König erwartet mich."

„Sie grüßte herablassend und verschwand. Ich sah daß eine Wärterin ihr folgte. Das Jammerbild dieser Armen hatte mich tief erschüttert. Ich fühlte mich fast unfähig, den Oberst aufzusuchen. Mechanisch folgte ich nun den Männern, die ein Vorzimmer betraten. Der Arzt zog sich zurück. Der Domherr klopfte an eine Thüre. Eine ruhige, feste Stimme forderte zum Eintreten auf. Wir überschritten die Schwelle und standen vor dem Obersten, einer hohen, martialischen Gestalt. Ich habe nie einen schönern Greisenkopf gesehen. Das schneeweiße Haar umgab wie ein Kranz das Haupt, das zur Hälfte kahl war. Der Bart über der Oberlippe war voll und schön, aber ebenfalls schneeweiß. Das große dunkle Auge verrieth keine geistige Zerrüttung, es blickte klar und ruhig die Eintretenden an. Die Kleidung bestand aus einem kurzen Oberrocke mit rothem Kragen. Die schwarze militärische Halsbinde ward zur Hälfte

von einer weißen Weste verdeckt. Graue Pantalon mit breiten rothen Streifen und glänzende Stiefel mit Sporen vollendeten den sauber gehaltenen Anzug.

„Der Oberst stand in der Mitte des Zimmers, die Hände auf den Rücken haltend. Es war ersichtlich, daß er den Gang durch das Zimmer unterbrochen hatte. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf mich gerichtet; den Domherrn schien er nicht zu beachten. Ich verneigte mich tief vor dem alten Herrn. Welch' ein Kontrast lag zwischen ihm und dem kleinen Notar. Ich konnte es kaum fassen, daß dieser Zwerg einen Kampf mit jenem Riesen führte.

„Sabine!" murmelte unwillkürlich der Oberst, nachdem er mich lange angesehen.

„Er hatte den Vornamen meiner Mutter genannt.

„Herr Oberst! Ich bringe Ihnen heute die Tochter," begann der Domherr.

„Meine Tochter! Mein Kind!"

„Der Greis ergriff meine Hand und zog mich sanft an das Fenster. Um meine Fassung war es geschehen; ich mußte weinen. Der Gedanke, Du verübst eine Täuschung, haftete schwer auf meiner Seele. Aber, war Sabine nicht meine Mutter? War Louise, deren Stelle ich vertrat, nicht meine Schwester? Ich hatte gleiche Anrechte auf den Obersten, wie sie. Die Aehnlichkeit mit meiner Mutter, von der ich schon oft gehört, erregte die Erinnerung in dem alten Herrn, sie stimmte

ihn weich und wehmüthig. Er küßte mir die Stirn und die Augen und führte mich zu dem Sopha, vor dem ein Tisch mit Planen, Karten und Regiſtern ſtand. Dazwiſchen lagen verſchiedene Zeitungen.

„Herr Notar! wir ſprechen ſpäter," rief der Oberſt. „Gönnen Sie mir ein Stündchen traulicher Unterhaltung mit meiner Tochter, deren Anblick mein Herz ſtärkt, mein altes, zerriſſenes Herz. Für jetzt nehmen Sie meinen Dank, denn Sie ſind Ihren Pflichten als Vormund treulich nachgekommen. Wir haben viel mit einander zu ſprechen — auf Wiederſehen in einer Stunde!"

„Dem kleinen Manne kam dieſe Andeutung ungelegen; er ſchien auch wohl einen anderen Empfang meiner Perſon erwartet zu haben. Freundlich lächelnd trat er näher und fragte:

„Sie befinden ſich doch wohl, Herr Oberſt?"

„Mir fehlt Nichts, gar Nichts! Halten Sie Ihre Bücher bereit, wir können abſchließen. Heute und morgen ſind Sie mein Gaſt — Adieu, Herr Notar!"

„Er mußte ſich entfernen.

„So ſaß ich denn nun meinem Vater gegenüber. Mir war, als ob ich an der Wirklichkeit zweifeln müßte. Es erwachte der Entſchluß in mir, dem Greiſe ein offenes Geſtändniß abzulegen; leider ward ich durch die folgenden Ereigniſſe daran gehindert. Der Oberſt ſaß lange in tiefen Gedanken verſunken. Er ſchien unſchlüſſig

zu sein, wie er sich mir gegenüber benehmen sollte. Endlich rief er:

„So soll es sein! Du bist meine Tochter! Das sind ja Sabinens Züge — das ist ihr Auge, ihre Stirn, ihr Kinn und ihre Wange! Weißt Du, daß ich von der Erinnerung an eine schöne Zeit gezehrt habe, wie ein Gefangener in seinem Kerker an die goldene Freiheit? Ich wollte Dich nur als Jungfrau wiedersehen, wenn Dein Geist und Dein Körper sich vollständig entwickelt — wenn Du das Ebenbild Deiner Mutter seiest. Du bist es geworden; ich habe die Vergangenheit durch künstliche Mittel heraufbeschworen. Das konnte ich durch die Macht des Goldes! Louise, ich bin ein Krösus! Durch die Macht des Kapitals vermag man Alles. Man kann nützen — man kann schaden — man kann seine Rache befriedigen. Vor dem Gelde bücken sich die Menschen tief — das Individuum ist Nichts. Das ganze Leben ist ein Börsenspiel. — Wer es anders nimmt, bleibt ein Narr! Ich will nicht von den großen Planen sprechen, die ich noch auszuführen gedenke — beschäftigen wir uns jetzt mit Deiner Zukunft. O, so nenne mich doch Vater — warum behandelst Du mich wie einen Fremden? Fürchtest Du Dich vor mir?"

„Nein, mein Vater! Aber ich genieße heute zum ersten Male das Glück, Sie zu sehen und Ihre Stimme zu hören."

„Wir werden uns nie wieder trennen! Kannst Du es über Dich gewinnen, nur mir zu leben?"

„Ich fühle mich fähig, Ihnen jedes Opfer zu bringen."

„Er drückte mich gerührt an seine Brust.

„Dich hat Gott als einen milden Engel in mein trübes Leben gesendet. Louise! ich segne Dich."

„In den großen Augen des Greises erschienen Thränen. Und dieser Mann sollte seines Verstandes nicht mächtig sein? Sollte er nicht wissen, daß er sich in einem Irrenhause befindet?

„Vater!" rief ich, „lassen Sie diesen schönen Augenblick nicht vorübergehen, ohne daß Sie ein gutes Werk stiften. Versöhnen Sie sich mit der Mutter Ihrer Louise!"

„Der Gesichtsausdruck des Obersten war plötzlich ein anderer. Er erschreckte mich. Sein Auge glühete, seine Lippen zitterten und seine Hände zuckten heftig zusammen. Er kämpfte einige Augenblicke mit einer furchtbaren Bewegung. Mir war als ob ein Ausbruch seines Irrsinns erfolgen müsse. Plötzlich sank er wie kraftlos in den Sopha zurück und sein Gesicht war leichenblaß geworden.

„Ich wollte aufstehen, um Hilfe zu rufen. Er hielt mich zurück.

„Bleibe, bleibe, mein Kind!"

„Himmel, was ist Ihnen, mein Vater?"

„Ich muß offen zu Dir reden, ich muß als Ankläger Deiner Mutter auftreten."

„Was hat sie gethan?"

„Bekenne, Louise! Du hast Deine Mutter gesprochen."

„Ich weiß nicht, wo und wie sie lebt," antwortete ich ausweichend. „Aber ist es nicht natürlich, wenn das Herz eines Kindes . . ."

„Höre mich an, Du sollst erfahren, wer Deine Mutter ist. Du hast mich in dem Irrenhause aufgesucht?"

„Man sagt, Sie wären leidend."

„Ich bin es auch, aber trotzdem ist mein Geist klar. Ich lasse die Menschen in dem Wahne, daß ich irrsinnig sei. Siehst Du, das ist eben die Stärke meines Geistes. In diesen einsamen Mauern, hinter diesen vergitterten Fenstern brüte ich meine Plane, die so groß sind, daß sie die Menschen für Geburten eines kranken Geistes halten. Immerhin, dieser Ort taugt für meine Geistesarbeiten. Jetzt bin ich fertig — ich habe nur auf Dich gewartet — nun werde ich an das Tageslicht treten."

„Sie wollen von meiner Mutter sprechen," wagte ich ihn zu erinnern.

„Deine Mutter hat mich verrathen."

„Wie, mein Vater?

„Sabine war mein Alles auf dieser Welt; ich ließ mich, aus triftigen Gründen, heimlich mit ihr trauen.

So war sie meine Gattin vor Gott, aber nicht vor den Menschen. Ein Herr von Elsborn, mein Feind, mußte getäuscht werden, wenn Sabine sich das Vermögen erhalten wollte, das ihr von Rechtswegen gebührte. Ich war thöricht genug, meine Neigung der Spekulation unterzuordnen. Wir hatten falsch gerechnet. Ich verlor mein kleines Vermögen und meine Gattin, die den armen Mann verschmähte. Andreas von Sydow war glücklicher — er gewann Elsborn und Sabine. Nun ward ich Spekulant und gewann Summen um Summen. Da trat Sabine wieder auf — ich mußte ihr mein Kind abkaufen, das ich nun in stiller Zurückgezogenheit erziehen ließ. Mein Herz wollte einen Gegenstand haben, dem es sich anklammerte in dem wüsten Treiben des Lebens. Der Notar P., mein Geschäftsfreund, übernahm die Sorge der Erziehung. O, er ist ein braver Mann, er hat das Vertrauen gerechtfertiget, das ich in ihn gesetzt. Jahre verflossen, und ich ward ein reicher Mann. Mein Kapital arbeitete, ohne mein Zuthun. Da betheiligte ich mich bei einem Unternehmen, das großen Gewinn versprach. Ein großer Theil meines Vermögens war engagirt. Plötzlich kam mir eine Warnung zu — eine Gesellschaft Schwindler, größtentheils Franzosen hatten mich in ihren Netzen gefangen. Ich will kurz sein, Louise! ganz kurz. Um mich von weitern Verbindlichkeiten zu befreien, die nur Verluste zur Folge haben, mußten meine Zeichnungen annullirt werden. Es

entstand ein Prozeß — mein Rechtsanwalt trug den Sieg davon, indem er mich für geistesschwach ausgab. Ich ging darauf ein, aus Spekulation und um meinem Kinde das Vermögen zu retten, das auf dem Spiele stand. Man brachte mich in diese Irrenanstalt. Jetzt kennst Du das wichtigste Geheimniß meines Lebens."

„Aber was hat meine arme Mutter gethan?"

„Sie hat aus Rache dem Gerichte angezeigt, daß mein Irrsinn, Verstellung sei."

„Unmöglich!"

„Die Beweise liegen vor. Es hat meinem Rechtsanwalt Mühe gekostet, die Denunciation zu entkräften. Jetzt bin ich geheilt, und ich trete wieder in die Welt, mit neuen, großen Planen. Du wirst meinen Reichthum und meinen Ruhm theilen. Wer will mich anfechten? Ich bin geheilt, die Aerzte werden es bezeugen. Morgen übernehme ich die Verwaltung meines Vermögens wieder, die bis jetzt Dein Vormund besorgt hat."

„Wie soll ich Ihnen mein Erstaunen beschreiben, Herr Justizrath! Der Oberst sprach mit einer Ueberzeugung und Sicherheit, daß ich seinen Worten glauben mußte, obgleich sie die absonderlichsten Dinge ausdrückten. Er hatte sich aus Spekulation wahnsinnig gestellt, war selbst in das Irrenhaus gegangen, um die Angabe seines Rechtsanwaltes zu bekräftigen. Einem Manne wie ihm konnte ich so etwas nicht zutrauen. Und nun meine Mutter — sollte sie eines solchen Verrathes fä-

hig sein? Was beabsichtigte man mit mir? Hatte mir Felix nicht gesagt, daß das ganze Verfahren eine nichtswürdige Intrigue sei? Mir schwindelte der Kopf; ich wußte nicht, was ich denken sollte.

„Da klopfte es leise an die Thüre.

„Der Oberst ward aufmerksam, er lauschte.

„Es klopfte zum zweiten Male.

„Ah, sie ist es!"

„Wer?" fragte ich.

„Die Witwe eines holländischen Schiffskapitäns. Ich darf sie nicht abweisen, denn sie bringt wichtige Nachrichten."

„Er öffnete die Thüre.

„Dieselbe Frau trat ein, die ich auf dem Korridor gesehen hatte. Sie warf ihren Schleier zurück und reichte dem Obersten die abgemagerte Hand. Nun ereignete sich folgende Szene, die ich stumm beobachtete.

„Was bringen Sie, Madame Dyck?"

„Wichtige Neuigkeiten, Herr Oberst."

„Sie machen mich neugierig."

„Die ostindische Kompagnie besitzt wirklich das Vermögen meines Mannes."

„Das dachte ich mir!" rief triumphirend der Oberst.

„Hier ist der Todtenschein."

„Gut."

„Sie hatte ihm ein Papier überreicht, das er, ohne es zu prüfen, zu sich steckte.

„Wer brachte die Nachricht von der oſtindiſchen Kompagnie?“ fragte er dann.

„Sie fragen noch!“ rief ſie bitter.

„Nun?“

„Er ſelbſt!“

„Der Oberſt erſtarrte.

„Alſo doch!“ murmelte er.

„Es gibt eine Verbindung zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits! Die abgeſchiedenen Geiſter geben ſich zu erkennen, wenn wir ſie nur anzulocken wiſſen. Ich kenne das Geheimniß, in mir wohnt die magnetiſche Anziehungskraft. Auch habe ich Kornelia geſehen, meine Feindin — ſie wird dem Baron die Briefe zurückgeben. Dann werde ich erfahren, wie ſich mein Sohn befindet.“

„Der Oberſt hatte ſich an den Tiſch geſetzt und eine Feder ergriffen.

„Wie hoch beläuft ſich das Vermögen des Kapitäns?“

„Zehn Millionen holländiſcher Gulden.“

„Wir werden es erheben; in einigen Tagen reiſe ich nach Amſterdam. Madame Dyck, Sie werden in einem Schloße wohnen und das Leben einer Fürſtin führen. Mein Wort darauf, ich beſtreite die zur Erlangung des Kapitals nöthigen Auslagen. Iſt ſtelle nur die eine Bedingung. Sie legen die Hälfte Ihres Vermögens in meinen Unternehmungen an.“

„Die Witwe nickte lächelnd, eine übergroße frohe Erregung schien sie der Sprache zu berauben.

„In diesem Augenblicke erschien eine Wärterin.

„Hier treffe ich Sie, Madame! Ich bitte folgen Sie mir, man erwartet Sie in dem Betsaale."

„Sagen Sie nicht, daß Sie reich sind!" flüsterte ihr der Oberst zu.

„Die Witwe folgte der Wärterin, ohne daß sie mich bemerkt hatte.

„Plötzlich wandte sich der Oberst zu mir. Er ergriff meine Hände und küßte mir die Stirn.

„Die arme Frau sucht ihren Sohn!" rief er. „Ach, um wie viel glücklicher bin ich — ich habe ja meine Tochter. In dieser Gestalt wollte ich Dich sehen, so solltest Du mir zuerst unter die Augen treten!"

„Der Arzt und der Domherr traten ein.

„Die Männer, ersuchten mich, einer Dienerin zu folgen, die mir ein Zimmer anweisen würde, das ich für die nächste Nacht bewohnen sollte. Ich fühlte lebhaft das Bedürfniß nach Ruhe. Der Oberst entließ mich freundlich und lud mich ein, später mit ihm das Essen einzunehmen. Man mochte auf Besuche vorbereitet sein, denn ich fand ein elegantes, bequemes Gemach. Träumend verbrachte ich eine Stunde in dem Sopha. Die Erlebnisse zogen wie wirre Bilder meinem Geiste vorüber. Soviel ich auch sann und kombinirte, es war mir unmöglich, Zusammenhang in die Dinge

zu bringen. Wäre ich ein Mann, dachte ich, wie anders wollte ich auftreten! Eine innige Sehnsucht nach Felix erwachte in mir, denn ihm allein konnte ich mich nur anschließen.

„Wenn ich voraussetzte, daß der Domherr seinen Plan nun soweit entwickeln würde, daß ich irgend einen Anhaltspunkt finden könne, so hatte ich mich nicht getäuscht.

„Die Dämmerung war angebrochen, als der kleine Mann in mein Zimmer trat. Das flackernde Feuer in dem Ofen verbreitete einen milden Schein, der mir erlaubte, die Züge meines Vormundes zu beobachten. Er war erregt, suchte es aber so viel als möglich zu verbergen.

„Louise," begann er, „ich habe Sie ohne alle Vorbereitung dem Vater vorgestellt, damit Sie ihn ohne Vorurtheil kennen lernen sollten. Daß er unfähig ist, in das Leben zurückzutreten, wird Ihnen nicht entgangen sein. Es bedingen dies nicht nur ärztliche, sondern auch juristische Gründe — die letzteren vorzüglich. Eine Erörterung des Gesprächs, das zwischen Ihnen und dem Kranken stattgefunden, ist überflüßig, denn ich bin Zeuge desselben gewesen."

„Ich drückte mein Erstaunen darüber aus.

„Vergessen Sie nicht," sagte lächelnd der Vormund, „daß Sie sich in einem Irrenhause befinden. Die Patienten müssen stets heimlich beobachtet werden,

und zu diesem Zwecke hat man die Einrichtungen getroffen. Hätten Sie der Hilfe bedurft, sie würde Ihnen auf der Stelle geworden sein. Sie haben also aus des Vaters eigenem Munde erfahren, was ich für ihn gethan. Von Ihrem Auftreten habe ich mir eine ganz andere Wirkung versprochen."

„Welche Wirkung?"

„Daß er Ihnen, nachdem Ihre Erziehung glücklich vollendet, die Rechte einer Tochter öffentlich zuerkennt und das Vermögen zur freien Disposition überläßt. Es war dies seit lange der Lieblingsplan Ihres Vaters."

„Und was gedenkt er nun zu thun?"

„Sie haben Madame Dyck gesehen . . ."

„Ja."

„Er will den Sohn dieser Frau aufsuchen."

„Und dann?"

„Dann kommt die Spekulation."

„Ah, ich verstehe!"

„Louise soll ein Vermögen heirathen, das nur in der Einbildung eines verrückten Hirnes existirt. Der arme Oberst leidet wirklich. Er schmiedet stets Plane, die ihn lächerlich machen und uns Verlegenheiten bereiten. Bis jetzt ist es mir gelungen, die Einmischung der Regierung fern zu halten — bedenken Sie, zu welchen Erörterungen eine solche Einmischung führen muß. Es wird mehr als ein Prozeß entstehen, die, so

viel ich ermessen kann, zum Nachtheile Ihres Vaters ausfallen. Das ganze Vermögen steht auf dem Spiele."

„Das begreife ich; aber was kann ich thun?"

„Bestimmen Sie Ihren Vater, daß er Ihnen ein Testament aushändigt, das er vor seinem Rücktritte aus der Welt gemacht hat. Es geschah dies in einem Anfalle von Melancholie — aber gleichviel, das Dokument ist bindend. Es rüstet mich mit väterlicher Gewalt aus, und daß ich diese nur zu Ihrem und Ihrer Mutter Besten verwenden werde, bedarf wohl keiner Erwähnung. Wir bilden eine Koalition, die nicht schadet, sondern nur nützt."

„Aber was wird aus meinem Vater?"

„Er bleibt unter der Obhut der Aerzte und mag hier den Fantasien seines kranken Geistes, die ihn glücklich machen, nachhängen."

„Ich ging zum Scheine auf Alles ein.

„Nach dem Abendessen führte mich der Oberst in mein Zimmer zurück. Von Geschäftsangelegenheiten hatten wir nicht gesprochen. Ich wußte nicht, ob ich den Greis für krank oder gesund halten sollte. Für mich zeigte er eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit und nannte mich das Ebenbild Sabinens und seine geliebte Tochter. Der Domherr meinte, es sei dies ein sicheres Zeichen seiner geistigen Verwirrung.

„Es war spät, als ich mich endlich allein in meinem Zimmer befand. Draußen heulte der Wintersturm

und trieb Schnee und Regen an das Fenster. Ich ging zu Bett. Mein Schlaf war unruhig, es peinigten mich ängstliche Träume. Wie lange ich gelegen, weiß ich nicht — aber plötzlich hörte ich das leise Geräusch der Thüre, die geöffnet wurde. Ich fuhr empor und zog die Gardine des Alkovens zurück. Ein matter Schein erfüllte das Gemach, in dessen Mitte eine seltsame Gestalt stand. Diese Gestalt war in ein dunkles, kaftanähnliches Gewand gehüllt. Der Kopf war unbedeckt, der Hals bloß — ich erkannte meinen Vater, der eine Blendlaterne in der Hand trug und starr nach meinem Bette sah. Der Ausdruck seines Gesichts kam mir unheimlich vor, sein großes Auge glühete unter den buschigen Brauen, seine Hand, welche die Laterne hielt zitterte ein wenig.

„Ich muß ihren Schlaf unterbrechen!" murmelte er. Mir bleibt nicht viel Zeit, meine Feinde könnten mich entdecken. O, sie wähnen, daß ich ohnmächtig sei — mein Scharfsinn wird sie überlisten."

„Er setzte die Laterne auf ein Möbel. Dann schlich er näher.

„Vater!" rief ich leise.

„Du wachst, Louise?"

„Ja."

„Ich muß Dich sprechen."

„Er kauerte sich an dem Bette nieder und ergriff meine Hände. Die seinigen waren eiskalt. Ich bebte am

ganzen Körper unter der Berührung des seltsamen Mannes.

„Louise! ich bin kein Verbrecher!" begann er.

„Wer behauptet das?" fragte ich erschreckt zurück.

„Deine Mutter hat mich angeklagt."

„Sie irren."

„Ich habe Beweise. Vertheidige das Weib nicht, ich habe Beweise."

„So verdient sie mehr als Verachtung."

„Liebst Du mich, mein Kind! wirst auch Du mich verrathen?"

„Ich stehe zu Ihnen bis zum letzten Hauche meines Lebens!"

„Ach ja, ein Kind kann den Vater nicht verrathen, es müßte denn ein Ungeheuer sein. Glaube mir, ich bin kein Verbrecher, man stempelt mich nur dazu. Mein Vermögen reizt die Leute und macht sie unehrlich. Louise! ich traue auch meinem Notar nicht mehr — er gönnt mir den Besitz meiner Tochter nicht."

„Niemand in der Welt kann mich Ihnen rauben!"

„Ich bin zufrieden, vollkommen zufrieden! Höre mich an."

„Die folgenden Worte sprach der Greis so leise, daß ich sie nur mit Anstrengung verstehen konnte.

„Louise! nimm dieses Taschenbuch."

„Er überreichte es mir; es war umfangreich und schwer.

„Was soll ich damit beginnen?"

„Verbirg es — kein Mensch, selbst der Notar nicht, darf es sehen. Es enthält mein Testament und eine große Summe in Banknoten. Einzelne Papiere, die Du vorfinden wirst, enthalten Bestimmungen, mit deren Ausführung ich Dich hiermit beauftrage. Mögen sie Dir auch sonderbar erscheinen — befolge meinen Willen."

„Das verspreche ich Ihnen."

„Bedarfst Du eines Bankhauses, so wende Dich an Baptist Leroux in Brüssel und Kaiser in Köln. Mein Taschenbuch enthält die nöthigen Empfehlungsbriefe. Die Verwaltung einiger Grundstücke bleibt noch in den Händen des Notars, weil es unmöglich ist, sie ihm jetzt zu entziehen. Aber Alles wird Dir zufallen, denn Du bist meine Universalerbin. — Still, war das nicht Geräusch?"

„Wir lauschten.

„Die Ruhe der Nacht ward nur durch das Geheul des Sturmes unterbrochen, der von Zeit zu Zeit tosend an die Fenster stieß.

„Es ist nichts, mein Vater!"

„Gut, die Wächter schlafen, sie vermissen mich nicht."

„Mein Vater, Sie befinden sich an einem traurigen Orte!" rief ich leise. „Müssen Sie denn hier bleiben?"

„Er neigte traurig sein weißes Haupt.

„Du kommst auf den Punkt, den ich soeben berühren wollte," murmelte er. „Louise! ich muß heimlich entfliehen. Aber dazu bedarf ich einer Hilfe."

„Ich gewähre sie Ihnen, mein Vater!"

„Du?"

„Ja, ich!"

„Der Notar wird Dich beobachten . . ."

„Ich sende Ihnen einen Vertrauten!"

„Wen?"

„Felix von Eberstein."

„Den Sohn meines alten Freundes?"

„Felix hat es sich zur Aufgabe gestellt, Ihnen nützlich zu sein. Wollen Sie ihm vertrauen."

„Mit Leib und Seele!"

„Bestimmen Sie Tag und Stunde."

„Der Oberst dachte einige Augenblicke nach.

„In der Sylvesternacht."

„Ist sie zur Flucht geeignet?"

„Man begeht hier einen Ball, den einzigen im Jahre. Mit dem Schlage zwölf werde ich an der Pforte sein, die nach der Wiese hinausführt. Es gibt keine zweite Pforte, sie ist leicht zu finden. Die Mauer ist nicht hoch — o, mein Kind! sende mir Felix und sorge für ein stilles Asyl, das mich aufnimmt."

„Wir besprachen noch verschiedene Einzelnheiten und trennten uns. Der Oberst schlich, seine Laterne tragend, leise aus dem Zimmer. Ich zitterte, daß man ihn

entdecken würde. Besorgt verließ ich mein Bett, hüllte mich in den Mantel, öffnete die Thüre und lauschte. Ich sah die Gestalt über den Korridor schweben und in einer der Thüren verschwinden. Nun verbarg ich mein Taschenbuch unter dem Kopfkissen. So war ich denn in dem Besitze dessen, wonach der Domherr strebte. Ich verbrachte die Nacht in einer fieberhaften Unruhe. Kaum dämmerte der Morgen, so verließ ich mein Bett. Das Wetter war hell und sehr kalt. Der Sturm hatte die Schneewolken vertrieben. Meine Toilette war in fünf Minuten gemacht.

„Auf dem Korridor regte sich Nichts, die Bewohner schienen noch zu schlafen. Flüchtig prüfte ich den Inhalt der Brieftasche. Er bestand aus einer Menge hoher Banknoten und Staatspapiere, deren Werth ich für den Augenblick nicht ermessen konnte. Darüber, daß ich eine enorme Summe in Händen hatte, blieb mir kein Zweifel. Auch das Testament fand sich vor. Die übrigen Papiere ließ ich außer Acht. Es war mir unerklärlich, daß man dem angeblichen Geisteskranken diese Schätze nicht entzogen hatte. Und wie war es ihm möglich gewesen, seinen Wächtern die Papiere zu verbergen? Daß die Existenz derselben jetzt in Gefahr schwebte; mußte der Oberst ahnen. Nun gerieth ich selbst in Verlegenheit — wie sollte ich das umfangreiche Taschenbuch, das einer Mappe glich, heimlich fortbringen? Stand nicht zu befürchten, daß der Dom-

herr Forschungen anstellte und mich in Verdacht nehmen könne? Auf dem Korridor ward es lebendig, ich hörte Stimmen und Schritte. Nun durfte ich keine Zeit mehr verlieren. Ich nahm die Papiere, verbarg sie in meinem Korsette und warf das Taschenbuch in den Ofen. Gleich darauf kam eine Magd und machte Feuer an. Sie hatte den Gegenstand, den ich in den Ofen geworfen, nicht bemerkt. Als sie sich entfernt, sorgte ich dafür, daß das leichte Leder verbrannte.

„Mir war ein Stein vom Herzen genommen. Beruhigt wartete ich nun der Dinge, die da kommen sollten. Der Domherr holte mich zum Frühstück in das Zimmer des Obersten. Der Greis war ruhig und freundlich, aber ungewöhnlich bleich. In einzelnen Momenten schien er zerstreut zu sein und nur mühsam seine Aufmerksamkeit zu sammeln. Das Frühstück schmeckte ihm nicht."

„Wann wollen Sie reisen?" fragte er plötzlich.

„Sobald unsere Geschäfte geordnet sind," antwortete der Domherr.

„Ich habe meinen Entschluß geändert, Freund! Es ist gut, wenn man überlegt, und ich habe diese Nacht überlegt. Reisen Sie mit Gott, ich bleibe!"

„Aber die Geschäfte," erinnerte lächelnd der kleine Mann. „Ich meine, in so weit sie unsere Louise betreffen. Sie begreifen wohl, Herr Oberst! daß ich die Interessen meiner Mündel wahrnehmen muß."

„Jetzt schien dem Domherrn der rechte Augenblick gekommen zu sein, um einen wirksamen Schlag auszuführen.

„Louise!“ fuhr er freundlich fort, „betrachtet mich wie ihren zweiten Vater, und ich habe sie wie eine Tochter liebgewonnen. Mir, dem aufrichtigen Vermittler, werden Sie erlauben, daß ich ein rathendes Wort rede, wenn es der Drang der Umstände erheischt. Sie wollen Ihren bisherigen Aufenthalt beibehalten — gut, so folgen Sie dem Rathe Ihres Rechtsanwaltes. Nun aber spricht der Vormund Louisens: erkennen Sie ihre Tochter vor der Welt an und stellen Sie ihre Zukunft sicher. Es ist dies nicht nur Ihre heiligste Pflicht, es entspricht auch dem Abkommen, das ich bei Uebernahme der Vormundschaft als Bedingung gestellt habe. Louisens Leben war bisher das einer Einsiedlerin; das arme Kind soll nun ihrem Range gemäß in die Welt treten. Herr Oberst! liefern Sie mir die Mittel dazu. Eine Weigerung müßte ich als Hartherzigkeit bezeichnen.“

„Der Greis runzelte die Stirn.

„Ich besitze kein Vermögen mehr!“ murmelte er. „Sie kennen die Verluste, die ich erlitten habe. Aber ich werde wieder gewinnen!“ fügte er hastig hinzu. „Die Plane, die ich entworfen, führe ich aus. Es stehen mir Millionen in Aussicht.“

„Der Domherr lächelte mitleidig.

„Täuschen Sie mich nicht, lieber Freund!“

„Sie gehen zu weit!“ rief der Oberst.“

„Nein.“

„Ueberschreiten Sie den Ihnen angewiesenen Kreis nicht.“

„Sie werden es mir später Dank wissen. Sie sehen,“ wandte der Domherr sich an mich, „Ihr Vater ist hartherzig.“

„Verzeihung,“ rief ich aus, „ich begnüge mich mit dem, was vorhanden ist.“

„Es ist Nichts mehr vorhanden, Nichts. Was Ihre Erziehung übrig gelassen, haben unglückselige Prozesse verschlungen. Doch ich komme Ihnen entgegen, Herr Oberst! Behalten Sie Ihre falschen Banknoten — ich werde fortfahren, für unsere Louise zu sorgen. Sie haben wohl gute Gründe, meine Forderung zu verweigern.“

„Der Oberst sprang auf. Dann sank er leichenblaß auf seinen Stuhl zurück. Sein Augen rollten wild, seine Hände zuckten krampfhaft.

„Louise!“ wimmerte er, „mein Kopf, mein armer Kopf.“

„Nachdem er eine Zeit lang das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hatte, sprang er plötzlich auf und schlug mit der Faust so gewaltig auf den Tisch, daß das Kaffeeservice in Scherben zerbrach. Er achtete des Blutes nicht, das aus seiner Hand rann. Ich flog mit einem Schreckensschrei an die Thüre. Der Dom-

herr zog ruhig die Glocke. Ein handfester Wärter trat ein.

„Man will mich verderben!“ rief der Oberst.

„Dann wollte er einen Stuhl nach dem Domherrn schleudern — der Wärter fiel ihm in den Arm und vereitelte so die Absicht des Obersten, den ich nun wirklich für geisteskrank halten mußte. Er bot einen fürchterlichen Anblick. Nach einigen Augenblicken wollte er sich auch des Wärters entledigen — es entstand ein Kampf. Ein Arzt trat ein und bat mich, ich möge mich entfernen. Am Arme des Domherrn verließ ich das Zimmer. Was ferner geschehen, weiß ich nicht — eine Viertelstunde später saß ich mit meinen Begleitern in dem Wagen, der gegen Abend Brüssel erreichte. Mein Vormund hatte unterwegs kein Wort gesprochen. Erst als wir allein in dem Zimmer waren, fragte er:

„Was erwarten Sie von Ihrem Vater?

„Nichts!“ antwortete ich mechanisch. „Der arme Mann ist geisteskrank.“

„Und sehr gefährlich. Was ich befürchtete, ist eingetroffen . . .“

„Was befürchteten Sie?“

„Daß Sie auf mich allein angewiesen sein würden. Doch beruhigen Sie sich, unser Verhältniß bleibt dasselbe. Sie haben ja den armen Mann kaum kennen gelernt, der Verlust desselben kann Sie deshalb nicht schmerzlich berühren. Hier ist meine Hand, Louise! —

ch verlasse Sie nicht; ich bin selbst erbötig, Sie durch
estere Bande an mich zu knüpfen. Trocknen Sie Ihre
Thränen, Sie werden nicht verwaist in der Welt
tehen."

„Scheinbar nahm ich den Trost mit Dank an.
Ermattung vorschützend, zog ich mich in mein Zimmer
urück. Babet wollte mich bedienen — ich lehnte es in
inem Anfluge übler Laune ab. Sobald ich allein war
erschloß ich die Thüre und ordnete meine Papiere.
Die Haufen der Banknoten lagen vor mir auf dem
Tische. Ein Schauder ergriff mich, als ich bedachte, daß
ie falsch sein könnten. Ich zermarterte meinen Kopf
nit tausend Vermuthungen. Warum hatte Sie mir der
Oberst zur Aufbewahrung gegeben? Hätte er sie nicht
erbrennen können, um sich vor Entdeckung zu sichern?
Doch der arme Mann war ja seines Verstandes nicht
nächtig. Dann wieder fiel mir ein, daß der Domherr
ur eine Drohung ausgestoßen haben könne, indem er
ie Banknoten als falsch bezeichnete. Ich kam zu keinem
Resultate und beschloß, Felix um Rath zu fragen. —
Das Testament war in aller Form angefertigt; es
etzte Louise von Melin, die Pupille des Domherrn P.,
ur Universalerbin ein. Der Domherr war natürlich
um Testamentsvollstrecker ernannt. Ein Verzeichniß gab
ie liegenden Gründe des Testators an. Ich war erstaunt
ber den Reichthum, der mir zufallen sollte. Und doch
atte der Domherr davon gesprochen, daß Nichts mehr

vorhanden sei. Vielleicht besaß ich das Testament eines Irrsinnigen, vielleicht war Alles nur eine Illusion.

„Am folgenden Morgen besuchte ich die Messe. Weder von dem Domherrn noch von der Kammerfrau ward mir die Begleitung angetragen, ein Umstand, der mich mit Befürchtung erfüllte. Sollten sie mich heimlich beobachten lassen? Ich mußte auf meiner Huth sein. Als ich die Kirche betrat, fand ich Felix in der Vorhalle. Auch er fand eine Unterredung in der Kirche nicht rathsam. Wohin sollten wir uns wenden? Felix fand ein Auskunftsmittel — wir ließen uns in einem Fiaker nach der Witwe fahren, die meinem Freunde ein Stübchen vermiethet hatte. Die Noth ließ mich die Inconvenienz dieser Fahrt übersehen. Nun erzählte ich kurz und rasch die Erlebnisse der letzten Tage.

„Der Oberst muß entfliehen!" rief Felix. „Das Irrenhaus ist die Anstalt eines Privatarztes, der ohne Zweifel zu dem schändlichen Unternehmen bestochen ist. Ich werde mich in der Neujahrsnacht an der Pforte einfinden. Und hier in diesem bescheidenen Hause, soll der gemißhandelte Mann wohnen."

„Nun zeigte ich ihm einige Banknoten, die ich mitgebracht. Felix behauptete, daß sie echt seien. Um ganz sicher zu sein, wollte er eine davon wechseln — ich ließ sie ihm. Wir beschloßen, vor der Hand nichts zu unternehmen als die Befreiung des Obersten, der, wie Felix behauptete, durch raffinirte Mittel in eine mo-

mentane Geistesverwirrung versetzt sei. Das Testament, fügte er hinzu, müsse Rechtskraft haben, da der Notar nach dem Besitze desselben strebe.

„Die Verhältnisse schlangen das Band fester, das gegenseitige Zuneigung um uns gewoben. Wäre Felix von Eberstein, der einen offenen, braven Charakter zeigte, auch nicht meine einzige Stütze gewesen, ich würde ihm dennoch meine ganze Gunst geschenkt haben. Davon, daß ich die Stelle meiner Schwester einnahm, hatte er keine Ahnung; er war glücklich, wenn ich ihm die Hand zum Kuße überließ.

„Wie stehen Sie mit der Gräfin? fragte ich ihn.

„Er berichtete, daß er sie Abends zuvor im Foyer des Theaters gesprochen habe.

„Wird diese Annäherung unserm Unternehmen nicht schaden?"

„Im Gegentheil," antwortete er, „ich hoffe Nutzen davon. Die Gräfin ist die Vertraute des Domherrn, und Beide intriguiren gegen den Grafen, dessen Vermögen ihnen zur Beute werden soll. Louise!" versicherte er, „listige Ränke sind mir im Grunde der Seele verhaßt; aber verschmähe ich sie unter den obwaltenden Verhältnissen, so erliegen wir in dem begonnenen Kampfe. Unsere Feinde sind schlaue Spekulanten, Menschen, die Börsengeschäfte im Großen treiben. Die Verzweiflung und der Untergang ihrer Opfer kümmert sie nicht; sie schreiten über Leichen ihrem Ziele zu. Der

Graf steht schon mit einem Fuße in dem Grabe, er ist nicht zu retten — aber der Oberst, so hoffe ich, wird zum Leben zurückkehren, um den Betrügern die Stirn zu zeigen. Louise! verzeihen Sie mir, daß ich die Leidenschaft der Gräfin benütze, um die Plane dieser verschmitzten Person ganz kennen zu lernen. Es handelt sich ja um die Ehre meines verstorbenen Vaters."

„Wir trennten uns; nachdem wir verabredet hatten, daß das Haus der Witwe der Ort unserer ferneren Zusammenkünfte sein sollte.

„Denselben Abend statteten wir einen Besuch in dem gräflichen Hotel ab. Auguste empfing mich mit der ausgelassenen Freude eines jungen Mädchens. Die Eifersucht regte sich in mir, denn ich nahm an, daß die frohe Gemüthsstimmung der reizenden Frau eine Folge des Wiederfindens meines Felix sei. Auguste kam mir verführerisch schön vor; die Beweglichkeit und Lebhaftigkeit der Freude stand ihr besser, als die erkünstelte Sentimentalität und Trauer. Sie war an jenem Abende schneeweiß gekleidet und trug eine natürliche weiße Kamelie in dem vollen Haare, das eine Meisterhand frisirt hatte. Der kranke Graf bewunderte mit stillem Entzücken seine Gattin, für die Gäste hatte er keine Aufmerksamkeit. Unter andern Umständen würde mir die Liebe eines alten Mannes zu einer jungen Frau lächerlich erschienen sein — hier übte sie einen traurigen

Eindruck auf mich aus. Das glänzende Hotel kam mir vor, wie ein übertünchtes Grab.

„Um nicht aufzufallen, nahm ich an der lebhaften Unterhaltung theil. Zu meiner großen Verwunderung leitete der Domherr das Gespräch auf meinen Vater und erzählte von dem Besuche im Irrenhause. Mir war bald klar, daß dies ein sehr geschicktes Manöver war.

„Sie haben ihn also gesehen?" fragte der Graf.

„Ja."

„Ich wußte es, daß seine Krankheit unheilbar sei."

„O, Sie haben leider Recht gehabt!" rief der Domherr.

„Wie benahm er sich?" fragte Auguste, einige Theilnahme erheuchelnd.

„Er tobte dergestalt, daß wir vor ihm fliehen mußten."

„Die Irrsinnigen sind mir furchtbare Menschen."

„Was gab ihm Veranlassung zu toben?" fragte der Graf.

„Ich reklamirte das Vermögen meiner Mündel."

„Ah! Und der Oberst?"

„Will Nichts mehr besitzen."

„Das charakterisirt den Geizhals, der Zeit seines Lebens nur auf Gewinn bedacht gewesen."

„Die Gräfin hielt meinen Arm in dem ihrigen und betrachtete mich mit schmerzlichen Blicken.

„O, Sie Aermſte!“ rief Sie aus. „Was wird denn nun geſchehen?“

„Der Vormund gab ſtatt meiner zur Antwort:

„Das Herz des Vaters iſt verſtockt; ich hoffe jedoch, daß ihn die Aerzte zu Geſtändniſſen veranlaſſen werden, die meiner Louiſe nützlich ſein können. Gelingt dies nicht, ſo mag ſie ſich nicht grämen, meine Liebe wird ſie für den Verluſt entſchädigen.“

„Brav! Brav!“ rief die Gräfin. „So ſpricht ein Mann von Herz und Ehre!“

„Der Graf meinte:

„Die Börſenſpekulanten gleichen den Spielern am grünen Tiſche; ſie enden entweder im Wahnſinne oder durch Selbſtmord.“

„Hiemit ſchloß das Geſpräch über dieſen Punkt, ohne daß ich mich daran betheiligt hatte. Soviel war mir klar geworden, daß man den Oberſten nicht in Ruhe laſſen wollte.

„Es war Mitte Dezember. Wir hatten alſo noch vierzehn Tage bis zur Sylveſternacht. Bei meiner nächſten Zuſammenkunft mit Felix erfuhr ich, daß die Banknote echt und gewechſelt ſei. Ich überließ das Geld dem jungen Manne, damit er die Koſten der Reiſe nach dem Irrenhauſe beſtreiten, und ſonſt für den armen Oberſten ſorgen konnte. Er wollte es nicht annehmen; ich gab ihm aber zu bedenken, daß ich eine ſolche Summe nicht aufbewahren könne.

„Mit Ungeduld erwartete ich den entscheidenden Tag, denn es hing viel davon ab, meinen Vater den Händen seiner spekulativen Feinde zu entziehen. Bei der Heftigkeit, die ich an ihm kennen gelernt, ließ sich so Manches fürchten.

„Meine Lage sollte indeß immer schwieriger werden. Die Zärtlichkeiten des Domherrn trieben mich arg in die Enge. Er blieb stundenlang in meinem Zimmer und girrte wie ein Tauber. Soviel ich mir auch Mühe gab, ich konnte zuweilen meinen Mißmuth nicht verbergen.

„Was ist das, Louise?" fragte er bei einer solchen Gelegenheit.

„Mir ist seltsam zu Muthe," gab ich zur Antwort. „Der Gedanke an meine Eltern und an meine Schwester will mich nicht verlassen. Während ich hier in Luxus lebe, leiden sie vielleicht am Nothwendigsten Mangel."

„Sie gehen in Ihrer Gutmüthigkeit zu weit. Doch, es hängt von Ihnen ab, über mein Vermögen zu gebieten."

„Was habe ich zu thun?"

„Denken Sie an die junge Gräfin von Ripon."

„Ich errieth den Sinn dieser Worte und mochte wohl ein wenig erröthen.

„Die junge Dame, die aus einer armen Familie stammt," fuhr er fort, „unterstützt eine alte Mutter und zahlreiche Geschwister, die sie wie ihre Vorsehung

verehren. Sie hat im wahren Sinne des Wortes eine Verstandesheirath abgeschlossen, eine Heirath, die gute Früchte trägt. Nun meine ich, daß ich jeden Augenblick aufhören kann, Ihr Vormund zu sein, um Ihr Lebensgefährte zu werden. Dann lege ich Ihnen mein ganzes Vermögen zu Füßen."

„Jetzt mußte ich eine Antwort ertheilen, die den schlauen Alten in Schlummer wiegte.

„Lieber Herr! ich weiß, wie hoch ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin — Ihr Vermögen reizt mich nicht."

„O, Louise! ich spreche stets nur von einer Verstandesheirath."

„Gönnen Sie mir noch einige Zeit!" bat ich.

„In Ihrem Interesse rathe ich, bald einen Entschluß zu fassen."

„Warum?"

„Ich kann Ihnen unter den obwaltenden Verhältnissen die Nachricht nicht ersparen, daß der Mann Ihrer Schwester, ein gefährlicher Abenteurer, das Vermögen seiner Frau zu reklamiren droht."

„Es ist ja kein Vermögen vorhanden."

„Wer weiß es?"

„Der Oberst hat es versichert."

„Der arme Mann ist ja irrsinnig."

„Ich will mich eines besonderen Scharfsinnes nicht rühmen," sagte Louise lächelnd; „aber die Widersprüche

in den Aeußerungen meines Vormundes fühlte ich klar heraus. Er wandte Reizmittel und Drohungen an, um mich seinen Wünschen geneigt zu machen. Der kleine süße Mann war mir bereits unerträglich geworden; ich würde ihm sofort meine wahre Gesinnung mitgetheilt haben, um einem unwiderstehlichen Drange zu folgen, wenn die in Aussicht stehende Befreiung des Obersten mich nicht davon abgehalten hätte. Es gab ja des Räthselhaften noch so viel aufzuklären, daß ich vorsichtig zu Werke gehen mußte. So duldete ich denn die entsetzlichen Zärtlichkeiten des verliebten Alten, der mir schwor mehr mein Sklave, als mein Gatte sein zu wollen.

„An mancherlei Kleinigkeiten in meinem Zimmer machte ich die Bemerkung, daß Babet bald hier, bald dort nachspürte und daß sie ihre Sorgfalt auf Dinge richtete, die ihr früher gleichgiltig gewesen. Meine Papiere verwahrte ich in dem Kästchen, das meine Schmucksachen enthielt, und zu diesem Kästchen besaß ich allein den Schlüssel. Das Kästchen stand in dem Fache eines schweren Mahagoni-Sekretärs, der wiederum fest verschlossen war. Bei dem großen Werthe der Diamanten konnte der sorgfältige Verschluß nicht auffallen. Die Mappe, die meine Zeichnungen und Schreibereien enthielt, ließ ich offen liegen. Auch mein Tagebuch, in das ich nur gleichgiltige Notizen machte und mitunter Dankbarkeitsäußerungen über meinen Vormund schrieb, entzog ich den Blicken der Kammerfrau nicht.

„Einst machte ich Toilette zum Besuche der Oper. Babet war mir dabei behilflich. Sie lobte die Fülle meines Haares, den schlanken Wuchs und die glückliche Entwicklung meiner Körperformen. Sie verzeihen mir, Herr Justizrath! dieses Selbstlob; aber ich berichte die Aeußerungen meiner Kammerfrau, die ich nicht verschweigen darf, um Ihnen ein vollständiges Bild von den stattgehabten Ereignissen zu geben."

Der Justizrath verneigte sich, indem er hinzufügte:

„Erlauben Sie mir, daß ich der Ansicht Ihrer Kammerfrau beipflichte."

Die junge Dame dankte durch eine Verneigung und fuhr fort:

„Die Schmeicheleien der Alten entlockten mir ein Lächeln. „Ach, Sie werden eine schöne Braut sein!" rief sie aus. „Wenn nur der Bräutigam ein Dutzend Jahre jünger wäre."

„Babet! Sie sprechen seltsame Dinge."

„Ja, wohl, seltsame Dinge! Ich kann mir nicht einbilden, daß Sie mit dem alten Herrn, so gut er auch ist, glücklich werden. Die Verschiedenheit des Alters ist doch zu groß. Wenn ich mir einen jungen, stattlichen Bräutigam an Ihrer Seite denke . . ."

„Denken Sie das nicht; ich weiß, was ich meinem Vormunde schuldig bin."

„Immerhin, mein bestes Fräulein! aber man sollte Ihr junges Leben doch nicht an ein altes, fesseln. Unser Herr fordert zu viel von Ihnen."

„Die Alte will sondiren, dachte ich; sie handelt im Auftrage des Domherrn. Ich mußte sie täuschen.

„Babet! wissen Sie, was platonische Liebe ist?"

„Nun ja, die Frau Gräfin hat davon gesprochen."

„Und die Gräfin fühlt sich glücklich bei ihrem alten Manne."

„O, ich zweifle daran!"

„Babet! der Augenschein lehrt es."

„Er lehrt auch noch etwas Anderes."

„Ich sah die Alte erstaunt an. Sie schüttelte den Kopf und meinte:

„Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Können Sie schweigen?"

„Ja."

„Gestern, gegen Abend besuchte Sie die Gräfin."

„Ganz recht."

„Ich begleitete die Dame zur Thüre. Und da habe ich gesehen..."

„Was denn?"

„Daß ein schöner junger Mann in dem Wagen saß, der sie in seinen Armen empfing. Der Bediente, der das zärtliche Geheimniß seiner Herrin kennen muß, schloß rasch den Schlag und der Wagen, in dessen weichem Schoße das Pärchen sich wiegte, fuhr rasch davon."

„Babet! Sie haben sich wohl getäuscht!“

„Nein, nein!“

„Oder der junge Mann, wenn er wirklich vorhanden gewesen, ist ein Verwandter...“

„Ein Verwandter kann unmöglich so zärtlich sein, wie der Mann im Wagen. Und dann die Gräfin — sie streckte ihm beide Arme entgegen. Ist das platonische Liebe?“

„Das wäre freilich eine Untreue, die sich nicht verzeihen läßt.“

„Und doch will ich die junge Frau nicht so ganz verdammen, die bei ihrem Manne nur eine Krankenwärterin ist. Wir Menschen sind keine Engel, und die Verführung zeigt sich uns auf allen Wegen. Da haben Sie nun die Folgen einer platonischen Liebe.“

„Mein Vormund, liebe Babet! ist ein ganz anderer Mann, als der kranke Graf.“

„O, wer wollte das in Abrede stellen! verzeihen Sie es meiner Liebe zu Ihnen, wenn ich Sie auf die Gefahren einer Ehe aufmerksam mache, die von so ungleichen Parteien geschlossen wird.“

„Ich danke Ihnen, liebe Babet! mein Entschluß steht fest.“

„Daß dieser Entschluß der war, den alten Narren nicht zu heirathen, behielt ich für mich. Der Mann im Wagen war kein anderer als Felix gewesen. Mir pochte das Herz gewaltig; aber ich bekämpfte meine Eifersucht

und forderte Babet auf, über die Sache zu schweigen, da ihre Voraussetzung eine falsche sein könne. Die Absicht der Kammerfrau konnte ich mir nicht erklären; aber daran zweifle ich nicht, daß die Gräfin in ihrer Leidenschaft sich vergessen hatte.

„Zwei Tage später hatte ich mit Felix eine Unterredung. Er bestätigte das Rendezvous in dem Wagen. Ich gab zu bedenken, das Babet darum wisse.

„Es kommt nicht darauf an," meinte Felix. „Die Gräfin kennt mich unter dem Namen von Marhofen und diesen Namen kann der Domherr erfahren, der die Extravaganzen seiner Freundin nicht mißbilligt. Uebrigens steht Alles gut, man ahnt meine wahre Absicht nicht und hält mich für einen getreuen Seladon. Den baldigen Tod des Grafen zieht man durchaus nicht in Zweifel, und somit gibt man mir Hoffnung, sein Nachfolger zu werden. Der Oberst soll im Irrenhause verkümmern und der Graf soll in das Grab versenkt werden — dann sind zwei überflüßige Menschen beseitigt. Die Gräfin ist, so viel ich schließen kann, eine Verwandte des Notars — sie kennt alle seine Verbrechen. Bald werde ich Ihnen mehr sagen können."

„Felix traf nun seine Vorbereitungen zur Flucht des Obersten. Er kaufte einen Wagen und ein kräftiges Pferd, das er selbst lenken wollte, um die Mitwirkung eines Fremden zu vermeiden. Die Witwe, der man gesagt hatte, ein Onkel des jungen Mannes werde

kommen, richtete bereitwillig ein Stübchen ein. Ich nahm Abschied von Felix und versprach, in der Dämmerung des Neujahrstages mich einzustellen. Felix trat seine Reise an. Die wenigen Tage verflossen langsam; eine unbeschreibliche Angst marterte mich, nur mit Mühe konnte ich Ruhe und Unbefangenheit erheucheln. Die Sylvesternacht verbrachten wir bei der Gräfin, die ein glänzendes Bankett gab. Die Gesellschaft bestand aus Kaufleuten und Künstlern; der Adel war durch einige Personen vertreten, denen ich wenig Geschmack abgewinnen konnte. Die ganze Gesellschaft trug überhaupt ein seltsames Gepräge; man brauchte eben kein unbefangener Beobachter zu sein, um zu errathen, daß der Graf von Ripon in der Aristokratie wenig galt.

„Als es zwölf Uhr schlug und die Champagnergläser klangen, erbebte mir das Herz — in diesem Augenblicke mußte Felix den Obersten an der Pforte des Irrenhauses treffen.

„Nach der Tafel ward der Ball fortgesetzt. Der Domherr, der fast nie von meiner Seite wich, zeigte sich als einen gewandten Tänzer. Auguste ward von einigen Herren in Anspruch genommen, deren Mienen verriethen, daß sie die traurige Ehe der reizenden Frau vom Hause kannten. Der kranke Graf hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, nachdem er einige Zeit dem Tanze zugesehen und sich wie ein Kind über seine strahlende Gattin gefreut hatte.

„Mit Tagesanbruch fuhren wir nach unserer Wohnung zurück. Gegen Abend war der Domherr krank; er hatte sich ein wenig zu viel zugemuthet. Babet saß besorgt an seinem Bette.

„Wohin?“ fragte er, als er mich im Pelzmantel erblickte.

„In die Vesper.“

„Nach der Ballnacht?“

„Ich fühle mich ganz wohl.“

„Gehen Sie, mein Kind! und schließen Sie mich in Ihr Gebet mit ein.“

„Ich betrat wirklich die Kirche und verrichtete ein kurzes, aber andächtiges Gebet. Dann eilte ich nach dem kleinen Hause der Witwe. Es war schon dunkel, als ich anklopfte. Die Magd öffnete. Auf der Treppe stand Felix, ein Licht in der Hand haltend. Seine vor Freude strahlenden Züge verriethen mir, daß die Flucht gelungen sei. Er führte mich in sein Zimmer.

„Wo ist mein Vater?“

„Dort!“

„Kann ich ihn sehen?“

„Er schläft.“

„Gott sei Dank!“

„Ja, wahrlich, Gott hat sichtlich geholfen!“

„Wir traten leise in das angrenzende Gemach. Der Greis lag in einem festen Schlafe auf seinem Bette. Aber wie eingefallen waren seine Wangen, wie bleich

seine Lippen, wie tief lagen die Augen in ihren Höhlen! er athmete tief und ruhig. Die Hände hielt er gekreuzt auf der Brust. Ich hätte niederknieen und ihn küssen mögen. Um den stärkenden Schlaf nicht zu unterbrechen, zogen wir uns zurück. Ich dankte dem Retter meines Vaters durch einen innigen Kuß.

„Felix erzählte:

„In einer Dorfschenke, die eine halbe Stunde von dem Irrenhause liegt, stieg ich ab und gönnte dem Pferde Rast. Dann unternahm ich einen Spaziergang, um das Terrain zu rekognosziren. Die Pforte nach der Wiese war bald gefunden; sie befand sich in einer zehn bis zwölf Fuß hohen Mauer, die den ganzen Garten umschließt. Den Weg über die Mauer konnte der Greis nicht wählen, ich mußte also darauf bedacht sein, die Pforte zu öffnen. Es war dies eine schwere Aufgabe, da die starke Thüre ein mächtiges Schloß hatte. Wie ein Dieb hatte ich mich mit einem Dietrich versehen, ich probirte das Gauner-Instrument, und siehe, das Schloß gab nach. Trotzdem konnte ich die Thüre nicht öffnen, weil von Innen noch ein Riegel vorgeschoben war. Die Beseitigung desselben konnte der Oberst übernehmen.

„Halb zwölf Uhr hielt ich mit meinem Wagen unter einer großen Eiche, die sich vielleicht tausend Schritte von der Mauer befand. Den Zügel hatte ich fest an einen Zweig des riesigen Baumes gebunden.

Der Wind heulte über die mit Schnee bedeckte Fläche hin. Es war empfindlich kalt. Daß sich um Mitternacht ein Mensch in die öde Waldgegend verirren würde, ließ sich füglich nicht voraussetzen, zumal in der Sylvesternacht, in der man allgemein den Freuden des Mahles fröhnt. Aus dem Irrenhause herüber erklangen die Töne einer lustigen Musik — die armen Wahnsinnigen sollten jubelnd das neue Jahr begrüßen. Es schlug drei Viertel zwölf. Nachdem ich den Schlag des Wagens geöffnet und sonstige Vorkehrungen getroffen hatte, ging ich über die mit Schnee bedeckte Wiese nach der Mauer. Einige Minuten später schlug es Mitternacht. Die Musik in dem Ballsaale brachte einen Tusch, mit dem sich das Schreien einer Menge Stimmen vereinigte.

„Ich lauschte an dem Schlüsselloche. Knarrende Schritte ließen sich in dem gefrornem Schnee vernehmen. Das mußte der Oberst sein, der mit militärischer Pünktlichkeit sich einstellte. Durch ein leises Klopfen gab ich mich zu erkennen. Diesem antwortete ein leises Klopfen von Innen.

„Herr Oberst?" fragte ich.

„Ich bin es."

„Schieben Sie den Riegel zurück."

„Ein Geräusch deutete an, daß es geschehen war. Nun wendete ich mein Gauner-Instrument an — die Thüre flog auf, der Oberst lag an meiner Brust; er weinte wie ein Kind. Hinderte ihn die Schwäche oder

die ungewöhnliche Gemüthsbewegung am raschen Fortkommen — ich umschlang ihn und trug ihn nach dem Wagen. Da der Schnee tief lag, konnte ich nur langsam weiterschreiten. Noch ehe ich den Wagen erreichte, hörte ich Stimmen hinter mir. Als ich mich wandte, sah ich zwei schwarze Gestalten über die weiße Fläche laufen. Es waren offenbar Wärter, die das Verschwinden des Kranken bemerkt hatten. Nun galt es, so rasch als möglich davon zu kommen, denn an einen Kampf konnte ich, der Einzelne, nicht denken. Mit einer fast übermenschlichen Anstrengung trug ich den erschöpften Oberst in den Wagen und schloß den Schlag. Ich riß den Zügel von dem Aste und schwang mich auf den Bock. In demselben Augenblicke kamen die rufenden Männer heran. Der eine von ihnen streckte den Arm nach dem Kopfe des Pferdes aus. Da feuerte ich ein Pistol ab, um ihn zurückzuschrecken. Was aus dem Manne geworden ist, weiß ich nicht, denn das Pferd bäumte sich in dem Augenblick und jagte wie rasend davon, als es die Peitsche fühlte. Nun ging es über Stock und Stein, über Aecker und Wiesen, über Furchen und Raine. Der Wagen ward von dem kräftigen Rosse wie eine Nußschale fortgeschleudert. Als ich glaubte, daß ich vor meinen Verfolgern sicher sei, wollte ich langsamer fahren; das schnaubende Pferd ließ sich nicht halten, wie eine Furie flog es dem Walde zu, in dem der Weg immer mehr der Schwierigkeiten bot.

Der leichte Wagen flog bald links, bald rechts, ich glaubte er müsse jeden Augenblick zertrümmern. So viel ich auch Kraft anwandte, der Zügel half nichts. Das durch den Schuß erschreckte Pferd raste weiter. Der Wind kam mir heulend entgegen. Um das Unglück voll zu machen, riß der eine Zügel. So war ich nun der Willkür des erschreckten Thieres preisgegeben, das im Carrière durch die Nacht sauste. Der Schnee wirbelte auf unter den Hufen wie eine graue Wolke; ich konnte die Gegenstände vor mir nicht erkennen. Ein Baum, ein Graben konnte der schrecklichen Reise ein blutiges Ziel setzen. Mir wäre es ein Leichtes gewesen, zur Erde zu springen, aber ich wollte das Schicksal des armen Obersten theilen. Gott hatte unsere Erhaltung beschlossen. Die Bäume waren bald verschwunden, eine Wiese breitete sich aus. Der Wagen erhielt keine Stöße mehr, denn die Räder schnitten durch den Schnee in einen weichen Boden. Das beruhigte mich. Nach einer Viertelstunde stand das Pferd todtmüde still. Ich stieg ab und brachte den Zügel in Ordnung, der dicht am Gebisse zerrissen war. Eine unabsehbare weiße Fläche breitete sich um mich aus. Ich wußte nicht wo ich mich befand. Aber jedenfalls war ich in Sicherheit, denn das flüchtige Pferd mußte in kurzer Zeit mehrere Meilen zurückgelegt haben.

„Ich trat zu dem Obersten — er lag in dem bequemen Polster des Wagens. Nachdem ich ihn in den

Pelz gehüllt, den ich vorsorglich mitgebracht, und seine Fragen, die Aengstlichkeit, selbst Furcht verriethen, beantwortet hatte, fuhr ich auf gut Glück weiter. Das Pferd hatte sich vollkommen beruhigt, es gehorchte dem Zügel und der Peitsche. Gegen Morgen ward der Wind schneidend kalt. Bei dem Grauen des Tages kam ich in ein freundliches Städtchen. Ein Gasthaus gewährte uns Ruhe und Erquickung. Nach den Angaben des Wirthes, die ich sorgfältig einholte, war ich fünf Meilen von dem Irrenhause entfernt. Ebenso weit hatte ich noch bis Brüssel. Der Oberst schien krank zu sein ; er genoß zwar ein wenig heißen Wein, blieb aber einsilbig und in Gedanken vertieft. Von Zeit zu Zeit fragte er nach seiner Louise. Eine Stunde später fuhr ich auf einer guten Landstraße weiter. In der Abenddämmerung erreichte ich glücklich Brüssel. Der Oberst war todtmüde; wir brachten ihn zu Bett. Das ist die Geschichte von der Flucht aus dem Irrenhause."

„Wahrlich," rief der Justizrath, „diese Flucht hat die Vorsehung begünstigt."

„Wir hielten es nicht für räthlich, den Schlaf des Greises zu stören. Ich küßte ihm leise die Stirn und entfernte mich, froh, daß der Vater den Händen seiner Feinde entrissen war. Ein Fiaker brachte mich in das gräfliche Hotel. Auguste ließ dem Domherrn sagen, daß ich ein Stündchen bei ihr bleiben würde. Ich war nun wiederum Zeugin jener Szenen, die mich mit Ekel er-

füllten. Wie gewandt wußte die junge Frau ihren alten verliebten Gatten zu behandeln. Er konnte unmöglich an der platonischen Liebe seiner Auguste zweifeln.

„Ihr Vormund ist krank?" fragte die Gräfin, als wir allein waren.

„Die Freuden der Sylvesternacht haben ihn angegriffen."

„Liebe Freundin! wollen Sie einen Rath von mir annehmen?"

„Gern."

„Machen Sie den Vormund zu Ihrem Manne, damit die irdischen Angelegenheiten mit einem Schlage geordnet werden. Es sind Seitenverwandte vorhanden, die nicht säumen, ihre Ansprüche geltend zu machen. Bedenken Sie, wenn Sie gezwungen würden, in beschränkten Verhältnissen zu leben! Louise! man muß das Glück einlassen, wenn es an die Thüre klopft. Von Ihrem Vater, ich kann es Ihnen im Vertrauen sagen, haben Sie Nichts zu erwarten, der arme Mann hat sein Vermögen in Spekulationen verloren."

„Sie stellte tausend Gründe auf, die mich einer raschen Heirath geneigt machen sollten. Ich versprach, ihrem Rathe zu folgen. So lag es denn klar am Tage, daß die Gräfin im Interesse des Domherrn handelte."

„Erlauben Sie mir eine Frage," unterbrach sie der Justizrath.

„Fragen Sie, mein Herr!“

„Felix von Eberstein pflegte einen heimlichen Umgang mit der Gräfin?“

„Ganz recht.“

„Der Zweck dieses Umganges ist mir noch nicht klar.“

„So geht es Ihnen, wie mir es damals ging — aber ich sollte bald einen tiefern Blick in das ungeheuere Intriguengewebe werfen, das zu zerreißen die Aufgabe des jungen Mannes war. Vielleicht erzähle ich ein wenig zu umständlich . . .“

„Nein, nein! Mir ist jede Episode Ihrer Geschichte von Wichtigkeit. Der Jurist bauet seinen Plan oft auf Dinge, die dem Laien unwesentlich erscheinen. Wann sahen Sie nun Ihren Vater wieder?“

„Zwei Tage später.“

„Warum nicht früher?“

„Am folgenden Morgen erschien der Doktor Laurent, jener ernste Begleiter auf der Reise nach dem Irrenhause. Er war unser Hausarzt. Der Domherr war immer noch leidend. Ich machte mir in dem angrenzenden Zimmer zu schaffen, als ich die ängstliche Unruhe des Doktors bemerkte. Er trat in das Krankengemach — ich schlüpfte an die halbgeöffnete Thüre. Nun hörte ich, daß der Arzt die Nachricht von der Flucht des Obersten brachte. Der Domherr stieß einen Schrei aus, den ich nicht beschreiben kann. Laurent erzählte, daß man dem Kranken Sturzbäder gegeben, um

ihn mürbe zu machen, daß er von seiner Tochter fantasirt habe, daß die Drohungen mit den falschen Banknoten vergebens gewesen seien und daß man weder von dem Testamente noch von den Werthpapieren eine Spur gefunden habe. Auch die Mappe, die man ihm seither gelassen, sei verschwunden. Man hege zwar die Vermuthung, daß er der fixen Idee gefolgt sei, in Amsterdam das Vermögen der Witwe Dyck zu erheben, mit der er freundlichen Umgang gepflogen; aber diese Vermuthung werde dadurch aufgehoben, daß ein Wagen an der Wiesenpforte gehalten habe. Die beiden Verfolger hätten gesehen, daß das Pferd flüchtig geworden und den leichten Wagen über Stock und Stein geschleudert habe. Man gebe sich noch der Hoffnung hin, der Flüchtige könne den Hals gebrochen haben. Eine Spur sei nicht aufzufinden gewesen, da der Wind den Schnee über die Wiese getrieben.

„Mir schauderte das Herz bei der Unterhaltung der beiden Männer. Der Domherr drang auf fortgesetzte Nachsuchung, und wenn es Tausende koste. Er sprach selbst von öffentlichen Bekanntmachungen, wovon der Doktor indeß abrieth, da er den gegenwärtigen Geisteszustand des Obersten nicht kenne. Was ist zu thun? hörte ich den kleinen Mann fragen. Der Doktor sprach von einem Agenten, den man aussenden wolle, denn dieses sei der Mann, dem es auf einen Dolchstich oder Pistolenschuß nicht ankomme.

„Die alte Babet, deren Schritte ich im Vorzimmer hörte, trieb mich von der Thüre fort. Ich betrat ein Nebengemach, aus dem ich in mein Zimmer gelangte. Ich weiß nicht, wie es mir möglich ward, Ruhe und Fassung zu erkünsteln. Daß man die Bosheit bis zu einem solchen Grade treiben könne, war mir bis dahin undenkbar gewesen. Die Schilderung raffinirter Böse-wichter in Romanen hatte ich belächelt und sie für den Erguß hyperphantastischer Schriftsteller gehalten, die darauf ausgehen, die Leser auf die Folter zu spannen — jetzt lieferte mir die Erfahrung den Beweis, daß es in Wirklichkeit wahre Ungeheuer von Menschen gibt. Der Aufenthalt in dem glanzvollen Hause ward mir unerträglich. Alles, was ich sah, hielt ich für die Frucht eines Verbrechens. Ich kam auf den Gedanken, der Behörde Anzeige zu machen; aber Felix hielt mich da-von zurück, da er zuvor die Verhältnisse des Obersten kennen lernen wollte. Und was würde mit mir gesche-hen, wenn man erführe, daß ich die Flucht vermittelt hatte?

„Nun mußte ich vorsichtiger mit meinen Besuchen verfahren.

„Babet kam mir seit jener Unterredung, in der sie eine Verstandesheirath getadelt, verdächtig vor. Sie hatte nach meiner Ansicht nur sondiren wollen.

„Ich will die Vorwände nicht anführen, die ich benutzte, um aus dem Hause zu kommen. Die Krank-

heit hielt den Vormund ab, mich zu begleiten, und Babet mußte den Kranken pflegen.

„So kam ich am dritten Tage in das Haus der Witwe.

„Felix empfing mich in seinem Zimmer. Vertrauensvoll eröffnete ich ihm, was ich von dem Doktor Laurent gehört hatte. Der Zorn ließ ihn Verwünschungen gegen die Missethäter ausstoßen. Ich machte den Vorschlag, den Schutz der Behörden anzurufen.

„Nein," rief Felix, „wir müssen noch schweigen aus Rücksicht für den Obersten und vielleicht auch für Ihre Mutter. Die Angelegenheit darf noch nicht zur Kenntniß der Behörde kommen."

„Demnach mußte der junge Mann in meine Familienverhältnisse eingeweiht sein. Felix war mir so lieb geworden, daß ich mit ganzer Seele an ihm hing. Eifersucht empfand ich nicht mehr, denn ich setzte voraus, daß eine ränkevolle Frau wie die Gräfin, die Felix genau kannte, einem braven Manne Liebe nicht einflößen könne. Und so entschuldigte ich Alles mit dem Drange der Umstände. Wir schloßen uns einander an wie zwei Kinder, die verwaist durch's Leben gehen. Es war mir ein trostreicher Gedanke, einen Schützer gefunden zu haben, dessen Theilnahme an meinem Schicksale durch Liebe die Weihe erhielt.

„Der Oberst saß schreibend am Tische, als wir zu ihm eintraten.

„Louise!“ rief er aus. „Endlich! Endlich!“

„Er hatte sich wieder erholt. Seine Gesichtsfarbe war nicht mehr so bleich und seine großen Augen hatten an Feuer und Lebhaftigkeit gewonnen. Mit Entsetzen sah ich, daß ihm der Kopf ganz kahl geschoren war. Ich entschuldigte mein Ausbleiben mit der Ueberwachung des Notars, dem die Flucht aus dem Irrenhause bereits bekannt geworden sei. Der Greis runzelte die Stirn, indem er murmelte:

„Der Schurke wird seiner Strafe nicht entgehen!“

„Vater!“ fragte ich, „darf ich Ihnen die Banknoten und die Papiere zurückstellen?“

„Nein, bei mir sind sie nicht sicher. Der Notar mag sich noch einmal meiner Person bemächtigen — die Banknoten und das Testament soll er nicht finden. Sie sind Dein Eigenthum, mein Kind! Felix, lieben Sie meine Tochter, bleiben Sie ihr treu und ehren Sie sie — Louise ist die Gattin, die Ihr Vater und ich für Sie bestimmt. O, mein armer Eberstein,“ fügte er düster hinzu; „Du bist in die Grube gefahren, ohne die Schmach abwaschen zu können, mit der Schurken Deinen ehrlichen Namen befleckt — vielleicht muß ich Dir, mit dem Verdachte eines Verbrechens belastet, folgen. Felix! Louise! rettet mich.“

„Ich bin da!“ antwortete der junge Mann. „Ihre Interessen sind die meinigen, und wer Sie beleidigt, beleidigt mich.“

„Des Obersten hatte sich eine ungewöhnliche Aufregung bemächtigt. Zitternd überhäufte er mich mit Zärtlichkeiten und dem Sohne seines verstorbenen Freundes schüttelte er die Hand."

„Kinder!" sagte er bewegt, „Euch darf ich mein Herz ausschütten, denn es fesseln Euch heilige Bande an mich. Es gibt ja kein Wesen auf dieser Welt, das mich liebt; wie Ihr mich liebt. Sabine hat mich verrathen, der Notar, der sich meinen Freund nannte, hat mich betrogen. Die Welt haßt und verfolgt mich, weil ich reich geworden bin. Ich habe Glück gehabt, nichts weiter!" rief er in einer Anwandlung seltsamer Fröhlichkeit aus, eine Fröhlichkeit, die mir das Herz durchschnitt, denn ich glaubte einen Irrsinnigen reden zu hören. „In Homburg habe ich die Bank gesprengt, meine Aktien arbeiten fort und tragen reiche Zinsen ein, zwei Landgüter liefern jährlich bedeutende Kapitale — das weiß der Notar — Louise! noch ein Gut muß ich haben — es ist in den Händen meines Feindes — Andreas von Sydow darf Elsborn nicht behalten! Die Schulden erdrücken ihn, er muß verkaufen. Und dann steht mir ein gutes Geschäft in Aussicht! Wir sprechen später davon. O, meine Plane sind groß — ich werde noch Millionen gewinnen! Aber, wenn man den Prozeß gegen mich fortstellt, wenn man mich einkerkert und auf die Anklagebank bringt? Gräßlicher Gedanke! Meine Ehre! Meine Ehre! Aber ich bin

ja wahnsinnig, ich weiß ja nicht, was ich thue. Es ist nicht gut, daß ich aus dem Irrenhause entflohen bin."

„Ich sah wieder das Aufflammen seiner Augen, das plötzliche Erblassen und das krampfhafte Zittern. Mir war, als ob er mit der Faust die Gegenstände auf dem Tische zertrümmern müsse. Um dies zu verhindern, wollte ich mich ihm nähern. Felix winkte mir, ruhig zu bleiben. Er selbst fragte den Greis:

„Herr Oberst! von welchem Prozesse sprechen Sie?"

„Ich soll falsche Banknoten ausgegeben haben!" murmelte er leise vor sich hin.

„Sie?"

„Ich und Ihr verstorbener Vater."

„Felix zuckte heftig zusammen.

„Wer klagt Sie dessen an?"

„Der Graf von Ripon will sie empfangen haben."

„Ah, der Graf!"

„Mein Rechtsanwalt, der Notar schützte Irrsinn vor."

„Weiter, weiter! O, erzählen Sie weiter!" bat Felix.

„Das ist Alles!"

„Aber in dem Irrenhause?"

„Der Greis verstand die Frage nicht mehr. Er wühlte mit der Hand auf der Brust und sah wirr durch das Zimmer, das von zwei Kerzen hell beleuchtet ward.

Sein eigener Schatten, der sich an der Wand zeigte, erschreckte ihn. Indem er abwehrend den Arm ausstreckte, führte der Schatten dieselbe Bewegung aus.

„Hilfe, Hilfe!“ rief er. „Man schleppt mich vor das Gericht! Zurück, ich bin wahnsinnig! Seht Ihr denn nicht, daß ich im Irrenhause bin? Aber meine Banknoten gebe ich nicht heraus!“

„Wir suchten ihn zu beruhigen. Nach und nach kam sein Geist von dem ihm fürchterlichen Gegenstande zurück. Es war, als ob er aus einem schweren Traume erwachte und sich nun mit der Wirklichkeit bekannt zu machen suchte. Ich durfte nicht mehr zweifeln, daß der Verstand des Greises gelitten hatte. Wir gaben dem Gespräche eine andere Richtung; aber der Oberst blieb einsilbig. Als ich mich trennte, bat er flehentlich: „verlaß mich nicht, mein Kind!“

„Mir scheint,“ sagte der Justizrath, „der Mann ist im Irrenhause wahnsinnig geworden.“

„Ganz recht.“

„Der Notar hat richtig gerechnet.“

„Ein Prozeß hat gegen den Obersten gar nicht obgeschwebt.“

„Also Vorspiegelung?“

„Um ihn freiwillig zum Aufenthalte in dem Irrenhause zu bewegen.“

„Ah,“ rief der Jurist, „das ändert die Sache. Mir wäre das Verfahren des Gerichtshofs unerklärlich

gewesen. Demnach hat man den armen Spekulanten systematisch zu Grunde gerichtet."

„Geistig und körperlich."

„Der Oberst muß eine extravagante Natur gewesen sein."

„Wie man sie nicht häufig im Leben trifft. Und dies mag seine Verfolger auf die entsetzliche Idee gebracht haben, die Schwäche meines Vaters bis zum Irrsinne zu treiben. Der Besitzer jener Anstalt, ein Privatmann, hat dazu die Hand geboten. Der Doktor Laurent ist der Bruder dieses Ehrenmannes."

„Was unternahm man zur Aufsuchung des Flüchtlings?"

„Man ging sehr vorsichtig, aber raffinirt zu Werke. Die Gräfin suchte mich zu bereden, den Vormund zu heirathen, dessen Gesundheit erschüttert sei. Babet sprach davon, so oft es geschehen konnte, daß der Domherr an einem Herzenskummer leide, und der Domherr beklagte das Geschick, das mich nach seinem Tode treffen würde, denn er könne nicht mit gutem Gewissen mich zur Erbin einsetzen, und außerdem sei meine Zwillingsschwester zu bedenken, der eigentlich das Landhaus zufallen müsse. Man drang von allen Seiten auf mich ein. Um diese Zeit ward der Graf von Ripon gefährlich krank. Der Domherr verbrachte den ganzen Tag an dem Bette desselben. Auguste konnte ihre Maske nicht immer festhalten, sie erschien nicht selten so

freundlich, daß ich meine Verwunderung darüber aus-
sprach.

„Wundern Sie sich nicht, liebe Freundin!“ antwortete
sie mir; ich finde eine große Genugthuung darin, daß
mein armer Mann mit meinen Aufmerksamkeiten zu-
frieden gewesen ist. Es ist mir gelungen, seine letzten
Lebenstage aufzuheitern.“

„Sie haben allerdings sich ein großes Verdienst
erworben.“

„Das der Kranke gebührend belohnt. Louise! neh-
men Sie sich mein Beispiel zu Herzen. Ich bin die
einzige Erbin des Grafen von Ripon und Niemand
in der Welt kann mich anfechten.“

„Ah, dachte ich, jetzt schlägt man diesen Ton an!
Ich fingirte eine ernste Stimmung.

„Eines Abends befanden wir uns in dem gräflichen
Hotel. Da rief uns der Arzt an das Krankenbett. Der
Graf, der sein Ende nahen fühlte, wollte Abschied neh-
men. Auguste weinte und küßte seine bleichen Lippen.
Eine Schauspielerin auf der Bühne hätte die Schmer-
zensszene nicht besser darstellen können. Und diese Frau
hoffte auf den Tod ihres gebrechlichen Mannes; sie weinte
Thränen der Trauer mit lachendem Herzen. Mein Gott,
wie kann die Spekulation die Menschen verderben!

„Der Graf lag wirklich im Sterben. Er reichte
jedem der Anwesenden die Hand zum Abschiede. Als
der Domherr zu ihm trat, flüsterte er diesem zu:

„Schonen Sie den Obersten von Melin! Ich verzeihe ihm, wie mir Gott verzeihen möge!“

„Dies waren seine letzten Worte — der Graf hauchte seine Seele aus. Nachdem der Arzt den Tod bestätigt hatte, zog man die seidenen Gardinen des Bettes zusammen. Wir gingen in den Salon, um von der jungen Witwe die Vorzüge des Verstorbenen rühmen zu hören und den Plan zu einem glänzenden Begräbnisse zu entwerfen. Der Arzt war ein gefälliger Mann; er sprach die Meinung aus, daß der gnädige Graf viel gelitten habe und ihm die endliche Ruhe wohl zu gönnen sei. Am dritten Tage ward der Graf begraben und Auguste war die einzige Bewohnerin des prachtvollen Hotels. Sie sah entzückend aus in der gewählten Trauertoilette. Und dieses verführerische Weib besaß einen enormen Reichthum! Fast hätte ich sie beneidet. Als wir spät in der Nacht gingen, umschlang sie meinen Hals, küßte mich und bat mit bebender Stimme, ihr stets eine liebende Freundin zu sein. Hätte sie gewußt, daß Felix von Eberstein mich liebte!

„Meine Lage ward von Tag zu Tag schwieriger. Der Domherr trat dringender auf.

„Ich kann Sie nicht mehr schützen, Louise!“ sagte er einst.

„Was ist geschehen?“

„Ihre Mutter fordert eine große Summe und droht, im Falle ich Sie nicht zahle, der zuständigen

Behörde Anzeige von der Verwechslung der Zwillingsschwestern zu machen."

„Ich werde meine Mutter auf ihre Pflicht aufmerksam machen. Geben Sie mir Gelegenheit, daß ich Sie sprechen kann."

„Sie läßt durch einen Agenten unterhandeln. Uebrigens hoffen Sie Nichts von ihr, die Frau ist halsstarrig. Es gibt nur zwei Mittel, die Lästige abzufertigen."

„Und diese sind?"

„Ich zahle die geforderte Summe im Namen meiner Gattin oder zeige dem Staatsanwalte an, daß Sabine... doch, ich will Sie nicht kränken, Louise! man wird mich hoffentlich nicht zu Maßregeln zwingen, die mir verhaßt sind. Habe ich doch den Diebstahl Ihrer Schwester ruhig ertragen und verschwiegen — aus Rücksicht für Sie!" fügte er hinzu. „Meine Gattin soll sich Ihrer Verwandten nicht zu schämen haben."

„Sie sehen, daß der Notar immer sicherer auftrat.

„Haben Sie Nachrichten von meinem Vater?" fragte ich.

„Armes Kind! betrachten Sie den Obersten als todt. Sie selbst haben ihn gesehen und können sich ein Urtheil bilden. Die Verhältnisse drängen; geben Sie mir in drei Tagen eine Erklärung. Louise! warum zögern Sie? Betrachten Sie die junge Witwe des Grafen von Ripon und machen Sie die Nutzanwen-

dung — ich bin eben so reich als der Graf und werde eben so handeln."

„Um den Mann sicher zu machen, gab ich ihm auf der Stelle die Erklärung, daß ich ihm nach drei Monaten die Hand reichen werde, wenn er mich in den Stand setze, für meine Geschwister zu sorgen.

„Sie werden über große Summen verfügen, wie die Gräfin!"

„Nach diesen Worten drückte mich der kleine Mann entzückt an seine Brust. Er versicherte, daß er sich nun mit meiner Mutter und meiner Schwester abfinden werde, um sie zu beruhigen. Später solle ich ihnen selbst die Mittel des Unterhalts spenden. So war nun scheinbar der Frieden hergestellt, und ich beschloß, die mir gewordene Frist klug zu benutzen. Sie sehen, Herr Justizrath, daß mir die Ausführung der Rolle, die ich zu spielen übernommen, erleichtert ward, da die in dem Drama Mitwirkenden mir wacker zur Seite standen. Das Ende war freilich nicht abzusehen; aber ich zählte auf Felix, daß er die Katastrophe beschleunigen werde. Eine Zeit lang ging nun Alles gut. Der Winter verfloß und der Frühling kam heran. In dem Zustande meines Vaters änderte sich Nichts. Er lebte wie ein Gefangener in seinem Stübchen, machte Plane zu großen Unternehmungen, sprach von dem Ankaufe des Gutes Elsborn und betrachtete mich als seine wiedererstandene Sabine, die er in ruhigen Augenblicken bemitleidete. Nur der Prozeß machte ihm zu

schaffen; er zitterte, sobald annähernd die Rede davon war."

„Wie benahm er sich in Bezug auf die Amsterdamer Erbschaft?" fragte der Justizrath.

„Er schien die Witwe sammt ihrer Erbschaft vergessen zu haben. Es mußte dies wohl eine Folge seiner geistigen Indisposition sein.

„Das Osterfest war vorüber. Von dem verstorbenen Grafen sprach kein Mensch mehr. Auguste theilte mir im Vertrauen mit, daß sich ihr Bewerber von allen Seiten näherten, daß sie aber einem jungen Manne den Vorzug gäbe, den sie früher geopfert habe, um sich der Pflege des kranken Grafen zu widmen; sie freue sich, den getreuen Seladon nun glücklich machen zu können. Da sie noch im Trauerjahre lebe, dürfe sie sich nicht öffentlich mit ihm zeigen, aber ich, ihre vertraute Freundin, solle ihn kennen lernen.

„Wer ist der Glückliche?" fragte ich.

„Felix von Marhoven, ein ehemaliger Offizier. Ah, er ist ein interessanter Mann! Schweigen Sie über dieses Geständniß, Louise! denn die Liebe ist um so süßer, je geheimer sie gehalten wird. Jetzt genieße ich die Früchte meiner Aufopferung — Louise! merken Sie sich das!"

„Man ließ alle Mienen springen, um mich gefügig zu machen. Mit der platonischen Liebe war es aus; jetzt kam die Spekulation an die Reihe — ein vortreff-

liches Reizmittel! Wie verächtlich erschien mir die Gräfin; nicht ohne Mühe unterdrückte ich meinen Widerwillen und machte gute Miene zum bösen Spiele. Die schlaue Auguste war schwach genug, mich in ihr Vertrauen zu ziehen.

„Felix sagte mir, daß die Gräfin ihn einer Freundin vorstellen wolle.

„Wissen Sie," fragte ich, „wer diese Freundin ist?"

„Nein. Die Witwe rühmte sie mir als eine verschwiegene und treue Person, der sie Freud und Leid mittheile."

„Diese Freundin bin ich! Auch mir hat man die neue Bekanntschaft bereits angekündigt."

„Louise! ich vermuthe, daß die schlaue Witwe uns eine Schlinge legt."

„In der sie uns nicht fangen wird."

„Als ein Werkzeug des Notars ist sie zu Allem fähig. Immerhin, die Dame soll uns gerüstet finden. Ach, Louise!" rief Felix schmerzlich, „gebe Gott, daß ich bald die unerträgliche Maske ablegen kann. Durch Nacht zum Licht!" fügte er emphatisch hinzu. „Die verliebte Witwe soll mir die Mittel zur Ehrenrettung meines Vaters liefern."

„Ehe jedoch die Zusammenkunft bei der Gräfin stattfand, trat ein anderes Ereigniß ein, das von der Thätigkeit unserer Feinde den schlagendsten Beweis lieferte. Seit ich dem Domherrn das Versprechen gege-

ben, seine Frau werden zu wollen, gestattete man mir eine Art Regiment in dem Hause. Auch mein Nadelgeld ward um die Hälfte erhöht. Unter dem Vorwande Einkäufe zu machen, stattete ich Besuche bei meinem Vater ab. Man schien sich über die Freiheit zu freuen, die ich mir nahm. Die Rechnung in dem Modewaarenmagazin wuchs zu einer bedeutenden Summe an. Ich trieb eine fast maßlose Verschwendung, um meiner gräflichen Freundin gleichzukommen. Eines Abends fuhr ich aus einem Laden, in dem ich Einkäufe gemacht, in einem Fiaker zu dem Vater. Die Witwe öffnete.

„Gehen Sie nicht hinauf!“ flüsterte sie.

„Warum?“

„Es ist ein Fremder angekommen, der, wie Herr Felix wünscht, Sie nicht sehen soll. Ich bitte, treten Sie in mein Stübchen.“

„Die Frau ließ eine Lampe zurück, damit die Hausflur erhellt blieb.

„Wir traten in das dunkle Zimmer. Durch ein Fenster in der Thüre konnte ich die Hausflur beobachten. Ueber mir hörte ich Schritte und dumpfe Stimmen, die eifrig ein Gespräch führten, von dem ich indeß kein Wort verstehen konnte. Plötzlich erklangen Schritte auf der Treppe. Felix und ein großer starker Mann erschienen.

„Um neun Uhr werde ich an dem bezeichneten Orte sein,“ sagte Felix

„Ich erwarte Sie! Sollten Sie nicht kommen, so haben Sie sich die Folgen davon selbst zuzuschreiben."

„Ah bah!" rief Felix verachtend. „Ich lasse mich nicht einschüchtern. Aber zählen Sie darauf, daß ich komme. Der Irrthum wird sich bald aufklären."

„Der Fremde ging. Felix verschloß die Thüre. Ich eilte zu ihm.

„Was ist geschehen, mein Freund?"

„Der Oberst muß fort."

„Aber Wohin?"

„Ich habe den Fall vorausgesehen und Maßregeln getroffen. Folgen Sie mir."

„Wir betraten das Zimmer meines Vaters. Der Greis erschrack sichtlich, als Felix ihm die Nothwendigkeit eines Umzuges ankündigte. Zitternd griff er nach den Papieren und verbarg sie in den Taschen seines Rockes. In völliger Muthlosigkeit bat er uns, ihn zu schützen, damit er nicht auf die Bank der Angeklagten käme. Seine Toilette war bald vollendet. Ein großer Mantel und ein Hut machten ihn unkenntlich. Das Haus hatte weiter keinen Ausgang als den auf die Straße. Diesen mußten wir benutzen, obgleich Felix befürchtete, daß man uns beobachten würde. Er ging voran. Nach einigen Minuten folgte ich Arm in Arm mit meinem Vater. Unter dem Schutze der Dunkelheit gelangten wir in die nächste Straße, dann in eine zweite. Felix umkreiste uns und spähete nach allen Seiten.

Die Vorübergehenden waren unverdächtige Personen. Der erste Fiaker, der uns entgegen kam, ward angehalten. Felix bezeichnete dem Kutscher das Ziel der Fahrt, die er, wenn sie rasch geschehe, doppelt und dreifach zu bezahlen versprach.

„In dem Augenblicke, als der Oberst in den Wagen steigen wollte, ward er von einem Manne, der aus der Luft gefallen zu sein schien, an dem Mantel zurückgezogen, daß ich von der Last seines Körpers bei Seite geschleudert wurde. Wie ein Panther sprang Felix auf den Unbekannten, der, als er die Ueberlegenheit seines Gegners spürte, wie ein Schatten in der Dunkelheit verschwand. Ein Theil seines Rockes blieb in der Hand des Siegers zurück. Wir stiegen in den Wagen, der rasch davonfuhr.

„Die Drohung des Doktors geht in Erfüllung," flüsterte mir Felix zu.

„Angst und Schrecken raubten mir die Sprache. In jedem Geräusche glaubte ich Verfolger zu erkennen. Die Pferde, trotzdem sie jagten, liefen mir zu langsam. Der Oberst lag apathisch in dem Polster; er schien keinen Begriff von der Situation zu haben. Nach vielleicht einer halben Stunde hielt der Wagen. Der Kutscher öffnete den Schlag. Felix stieg zuerst aus. Dann forderte er uns auf, ihm zu folgen.

„Louise!" bat er mich, „zahlen Sie dem Kutscher das Fahrgeld."

„Ich gab dem Manne einen Dukaten. Felix deutete ihm eine Kapelle an, bei der er auf uns warten sollte, um, wie ich hinzufügte, einen zweiten Dukaten zu verdienen. Der Kutscher versprach es. Wir gingen weiter. Die Gegend war fast menschenleer. Nachdem wir einen Platz überschritten, kamen wir zwischen die Gitter von Gärten, die sich rechts und links ausbreiteten. Das rege Leben der Stadt war verschwunden, statt seiner war eine ländliche Stille eingetreten.

„Wo sind wir?"

„Bei den Gärtnern von Brüssel."

„Und hier wird mein Vater wohnen?"

„Weil er nirgends so sicher ist. Bald wird er Brüssel verlassen. Halt, wir sind am Ziele. Merken Sie sich diese beiden Kastanien, die dicht neben einander stehen, es sind die einzigen in der Blumengasse."

„Felix stieß ein Gitter auf und wir traten in einen Garten. Alles war still, selbst in der Gasse ließ sich kein Geräusch vernehmen, so daß wir schließen durften, die Verfolger seien von unserer Spur abgekommen. Der Weg führte durch Beete und Baumpflanzungen zu einem Hause, das tief im Garten lag. Einige Fenster des Erdgeschosses dieses Hauses waren erleuchtet. Auf unser Klopfen öffnete ein alter Mann. Felix gab sich als Miethsmann zu erkennen. Der freundliche Alte führte uns in ein hübsches Zimmer des ersten

Stockes, das der Bewohner gewartet zu haben schien, denn es war völlig eingerichtet. Aber sollten wir den leidenden Greis den Händen fremder Leute anvertrauen? Konnte Felix immer bei ihm sein? Ich ward über diesen Punkt beruhigt, als eine bejahrte Frau eintrat, die ihren Miethsmann mit herzlicher Freude begrüßte. Ich erfuhr später, daß Frau Vanné die Amme Felix gewesen. Der Sohn des alten Gärtners wohnte mit seiner Familie in demselben Hause, und dieser konnte den erforderlichen Schutz gewähren.

„Da bemerkte ich plötzlich, das Felix ungewöhnlich bleich war. Er ging hinaus. Ich folgte ihm. Er konnte es nicht länger verhehlen, daß er einen Dolchstich in den Oberarm erhalten hatte, der offenbar meinem Vater gegolten. Auch bei diesem Unfalle kam Vater Vanné zu Hilfe; er wußte das Blut zu stillen und die eben nicht gefährliche Wunde zu verbinden. Dem Obersten verschwiegen wir natürlich den Angriff auf sein Leben. — Ich will die einzelnen Szenen nicht ausmalen, sondern rasch weiter gehen.

„Der Blutverlust hatte den armen Felix, der auch mir die meuchlerisch verübte Verwundung geheim zu halten bemüht gewesen, sehr geschwächt; er konnte nun nicht zu dem Rendezvous gehen, das er dem Fremden versprochen, dessen Absicht keine andere war, als die Bewohner einzuschüchtern und aus dem Hause zu locken. Ich werde Ihnen später das Gespräch mittheilen, das

in dem Stübchen der Witwe zwischen den beiden Männern stattgehabt.

„Felix beschloß, die nächste Nacht bei dem Obersten zu bleiben, und ich sollte nach der Stadt zurückkehren, um keinen Verdacht zu erwecken. Mein Vater verblieb immer noch in seiner Apathie; er fragte nicht einmal nach dem Grunde des Wohnungswechsels. Ernst und schweigend reichte er mir die Hand, als ich Abschied nahm. Der alte Vanné begleitete mich nach der Kapelle, wo ich den Wagen bestieg, um mich nach dem Hotel der Gräfin fahren zu lassen.

„Louise! wo sind Sie gewesen?" fragte Auguste, nachdem sie mich geküßt hatte.

„Ich habe kleine Einkäufe gemacht."

„Bei diesen Worten zeigte ich ihr einige Bijouterien.

„Der arme Vormund!" rief sie.

„Nun?" fragte ich.

„Er ist besorgt um Sie. Vor kaum einer Viertelstunde hat er mich in der Absicht verlassen, Sie aufzusuchen. Er wird zurückkehren, um mit uns zu speisen."

„Gut, so treffen wir uns hier."

„Das war verdächtig. Noch nie hatte der Domherr mich aufgesucht. Vielleicht war er mit seinen Agenten thätig gewesen.

„Morgen," sagte die Witwe vertraulich, „müssen Sie den ganzen Abend bei mir zubringen."

„Warum?"

„Sie werden den jungen Mann kennen lernen, den ich für seine Treue zu belohnen gedenke."

„Ich unterdrückte einen leichten Schrecken.

„Der verwundete Felix konnte ja nicht kommen. Eine doppelte Vermuthung ward in mir wach: die Witwe handelte entweder im Einverständnisse mit dem Domherrn, kannte Felix's Inkognito und wollte ihn durch affektirte Leidenschaft kirren, oder es war jetzt ein Argwohn in ihr erwacht, der sie zu einer neuen Intrigue aufforderte. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß man Felix's Beziehung zu dem Obersten ahnte und zu ergründen suchte. Daß man meines Vaters Aufenthalt in Brüssel kannte, bewies der freche Angriff auf offener Straße. Der nächste Tag konnte vielleicht eine Entscheidung bringen. Ich hielt es für rathsam, mich darauf vorzubereiten.

„Nach einer halben Stunde kam der Domherr. Als er mich erblickte, verklärte sich sein Gesicht.

„Mein schöner Flüchtling!" rief er scherzend.

„Und zugleich bewies er mir die Zärtlichkeit eines Bräutigams.

„Bravo!" rief Auguste.

„Mein Bräutigam zeigte an, daß wir uns in drei Monaten verheirathen würden.

„Die Witwe herzte und küßte mich, sie lobte meinen Entschluß und wünschte Glück. Der Bräutigam,

dessen Zärtlichkeiten mir Schauder verursachten, sprach von seiner Sehnsucht und fragte, wo ich die ersten Abendstunden verbracht habe. Ich schützte Ueberraschungen vor, die ich beabsichtigte und bat, mir mein kleines Geheimniß nicht zu rauben. Von diesem Augenblicke an betrachtete sich der Domherr als mein Verlobter. Meine Pein kann ich nicht beschreiben — die Aussicht auf eine baldige Erlösung gab mir die Kraft, den widerwärtigen Mann zu ertragen.

„Der folgende Abend kam. Ich machte eine gewählte Toilette und legte meine Schmucksachen an, um nicht ganz von der reizenden Witwe verdunkelt zu werden, im Falle Felix erscheinen sollte. Babet brach in laute Verwunderung aus, als ich fertig vor dem Spiegel stand. Dann wandte sie sich in schmerzlicher Bewegung ab und flüsterte:

„Das Opfer ist geschmückt!"

„Was sagen Sie, Babet?"

„Ich erinnere mich Ihrer armen Schwester — sie hat viel gelitten. Und auch Sie leiden, Sie müssen leiden, denn die Zukunft, der Sie entgegengehen, kann Ihnen wahrlich kein Glück bringen."

„Babet! wenn er hörte, daß Sie so über seine Heirath sprechen."

„Er wird nicht hören, und Sie werden mich nicht verrathen. Ich meine es eben so gut mit Ihnen, als mit Ihrer Schwester, die ich wie mein eigenes Kind liebe."

„Ich sah die Alte zweifelnd an.

„Sie trauen mir nicht," fuhr sie fort; „o, ich habe meine triftigen Gründe, so zu sprechen. Das Herz blutet mir, wenn ich diesen Schacher mit Personen und Eigenthum sehe."

„Babet, Babet! was ist das?"

„Sie trauen mir nicht, trotzdem ich Ihnen manchen Wink gegeben habe. Und das schmerzt mich. Glauben Sie nur ich habe Sie beobachtet. Da kam mir Ihre Schwester anders entgegen. Wir beide wußten bald woran wir waren. Die Flucht der armen Louise, die man wie eine Gefangene behandelte, wäre ohne meine Hilfe unmöglich gewesen. In Ihrer Behandlung befolgt man ein anderes System. Louise! hüten Sie sich vor der Gräfin, sie ist eine Verwandte des Domherrn und zieht mit ihm an einem Strange. Jetzt gehen Sie und verrathen Sie mich, wenn Sie wollen und können."

„Die Alte wollte sich entfernen; ich hielt sie zurück.

„Soll ich Ihnen Beweise geben, daß ich Ihr Vertrauen verdiene?" fragte sie.

„Ja, Babet!"

„Hier ist der Schlüssel zu Ihrem Sekretär, den Sie gestern im Schlosse gelassen haben."

„Der Sekretär enthielt nämlich meine Papiere. Ich eilte nun, um nachzusehen — es war Alles in Ordnung.

„Weiter, Babet! weiter."

„Gestern hat man einen Angriff auf Ihren Vater beabsichtigt — ich weiß nicht, ob er zur Ausführung gekommen. Wären Sie zu Hause gewesen, ich würde Sie gewarnt haben. So aber mußte ich die Freveltat dulden."

„Wissen Sie, wer dazu gedungen war?"

„Ja."

„Nun?"

„Ein Bedienter der Gräfin, ein hübscher junger Mann, aber ein schlechter Mensch. Dieser François soll früher französischer Galeerensklave gewesen sein. Jetzt ist er das Factotum in dem gräflichen Hotel, auch wohl noch ein wenig mehr."

„Großer Gott! Babet! wenn Sie die Wahrheit sagten!"

„Ich sage Ihnen, was ich gehört habe. Nun aber kommt die Hauptsache. Ihre Schwester wird wie eine Verbrecherin verfolgt; sie ist mit Ihrem Manne landesflüchtig geworden. Ergreift man sie, so macht man dem armen Menschen den Prozeß, und wie dieser ausfällt läßt sich denken."

„Aber woher wissen Sie das Alles?"

„Aus einem Briefe, den mir Ihre Schwester geschrieben hat; er ist glücklicherweise ohne Anfechtung in meine Hände gekommen."

„Geben Sie mir den Brief."

„Die Alte holte ihn aus der Tasche ihres Kleides hervor. Ich verglich die Handschrift mit den Notizen,

die in dem von Felix gefundenen Portefeuille standen. Es waren genau dieselben Züge.

„Himmel," rief Babet plötzlich, „Sie besitzen das Taschenbuch, das ich als Andenken an Ihre Schwester aufbewahrt habe — und ich weiß nicht, wie es mir abhanden gekommen —"

„Ich erzählte ihr, daß ich es neben dem zerbrochenen Wagen gefunden und es als eine Reliquie meiner Zwillingsschwester werth gehalten habe.

„O, dann müssen Sie ihr auch helfen!"

„Zu diesem Zwecke will ich ja den Domherrn heirathen."

„Louise! wer ein Kapital besitzt, wie Sie ... erschrecken Sie nicht; ich kenne Ihr Geheimniß seit Monaten und habe es nicht verrathen. Hätte ich nicht über Sie gewacht, man würde Ihnen längst die Papiere genommen haben. Der Domherr ist gegen Jedermann argwöhnisch; nur mir traut er. Meinen Berichten schenkt er unbedingten Glauben. Daß diese zu Ihrem Vortheile ausfielen, werden Sie gemerkt haben. Würde es Ihnen möglich gewesen sein, so oft auszugehen? Ich habe stets versichert, daß Sie in der Kirche gewesen. Nun seien auch Sie offen ..."

„Thränen erstickten meine Stimme. Mir ward klar, daß Babet aus Anhänglichkeit an meine Schwester so handelte und daß meine Lage ihr Mitleid rege gemacht hatte.

„Wir konnten unser Gespräch nicht weiter fortsetzen denn, der Domherr erschien um mich abzuholen Der entsetzliche Mann war geschmückt wie ein junger Elegant.

„Der Wagen brachte uns in das gräfliche Hotel.

„Sie erlassen mir die Beschreibung des Empfangs der in ihrer Trauertoilette strahlenden Auguste. Jetzt da ich schärfer sah, konnte es mir nicht entgehen, daß das Benehmen dieser Frau nur Affektation war. Wie früher dem Grafen, so schmeichelte sie jetzt mir.

„François hatte den Dienst.

„Ich muß gestehen, er war ein schöner Mann von neunundzwanzig bis dreißig Jahren. Er trug, weil er seinen verstorbenen Herrn betrauerte, schwarze Kleidung, die ihm das Ansehen eines Haushofmeisters gab. Seine Manieren waren leicht und graziös. Niemand hätte ihn für einen früheren Galeerensklaven gehalten. Wie war der Mensch nach Brüssel in die Dienste des Grafen gekommen? Und wie hatte Babet die schmähliche Vergangenheit desselben erfahren? Die Antwort auf diese Fragen hoffte ich von meiner Kammerfrau zu erhalten.

„Sie können wohl ermessen, wie ungeduldig ich den nächsten Stunden entgegensah. Der verwundete Felix konnte ja unmöglich kommen — und doch erwartete die Gräfin ihren Gast, der durch einen Freund des verstorbenen Grafen empfohlen sein sollte, mit völliger Gewißheit.

„Vielleicht war François der, der ihm den Dolchstoß versetzt.

„Es schlug neun Uhr.

„Ich bemerkte, daß Auguste meinen Vormund ansah. Warum, fragte ich mich, empfängt sie ihren Liebhaber nicht allein? Warum erfindet sie die Lüge, daß ihr der Gast empfohlen sei? Vielleicht kommt ein Anderer.

„Wir befanden uns in einem Kabinette, das an den Salon grenzte. In dem Salon war die Tafel für vier Personen gedeckt. Die ersten Frühlingsblumen verbreiteten einen lieblichen Duft. Wie glücklich müßten die Bewohner dieser Räume gewesen sein, wenn ihre Existenz nicht auf Verbrechen geruht hätte. Ich begriff, daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben konnten, daß sie das Ziel ganz erreichen mußten, wenn sie nicht untergehen wollten.

„Und Auguste, diese von der Schöpfung mit allen Reizen des Körpers und Geistes ausgestattete Frau, gehörte zu der Zahl der Verbrecher!

„Plötzlich trat François ein.

„Herr von Marhoven!" meldete er.

„Die Gräfin fuhr empor. Der Domherr sah sie mit einem schlauen Lächeln an.

„Also kam er doch! Vielleicht war die Verwundung so unbedeutend, daß sie ihn nicht belästigte. Wie es mir gelang, ein unbefangenes Gesicht zu zeigen,

weiß ich nicht; aber ich bemerkte, daß die beiden andern Personen mich nicht beobachteten, sie mußten also meine Beziehung zu Felix nicht argwöhnen.

„Der junge Mann trat ein. Zu meinem Entsetzen trug er den linken Arm in der Binde. Sein schönes Gesicht war bleich, aber freundlich und ruhig. Er grüßte mit dem Anstande eines Kavaliers. Ich beobachtete die Gräfin. Der Anblick der Binde machte sie bestürzt. Auch der Domherr zuckte leicht zusammen. Demnach durfte ich nicht zweifeln, daß der Einladung mehr zum Grunde lag, als eine gewöhnliche Höflichkeit.

„Aber warum war Felix in diesem Zustande gekommen? Er mußte wohl triftige Gründe haben. Demnach bereitete sich für diesen Abend eine Katastrophe vor, die von ernsten Folgen sein konnte. Die gegenseitige Vorstellung fand in der üblichen Form statt. Mir klopfte das Herz gewaltig, als ich mich vor Felix verbeugte. Himmel, wer in den Herzen der sich gegenüberstehenden Personen hätte lesen können!

„Die erste Unterhaltung berührte gleichgiltige Gegenstände. Die Witwe riß mich nicht zur Bewunderung, sondern zum Erstaunen hin. War sie sonst geistreich und kokett, so war sie heute wehmüthig und zu Augenblicken naiv. Es mußte dies wohl der Ton sein, den sie dem Geliebten gegenüber zu beobachten pflegte. Wahrlich, sie zeigte einen ganz anderen Charakter.

„Meine Ruhe ward schwankend, als die Gräfin wie beiläufig erwähnte, ich sei die verlobte Braut des Domherrn. Felix verneigte sich und wünschte Glück.

„Der Domherr, der bisher ruhig an meiner Seite gesessen, ward nach und nach gesprächig. Keines seiner Worte verrieth, daß er den wahren Namen und Stand des Gastes wisse. Mit feinem Takte wußte er den Uebergang zu der Frage zu vermitteln:

„Warum tragen Sie, Herr von Marhoven! den Arm in der Binde?"

„Diese Frage eröffnete das Gefecht.

„Auguste saß neben mir und hielt meinen Arm in dem ihrigen; sie wollte, indem sie sich den Anstrich der zärtlichen Freundin gab, ohne Zweifel meine Ruhe oder Unruhe sondiren. Mein Verdacht hielt diese verschlagene Frau zu Allem fähig.

„Felix schien auf die an ihn gerichtete Frage gewartet zu haben.

„Man hat mich verwundet."

„In einem Duelle?"

„Nein."

„Ist die Wunde gefährlich?" fragte theilnehmend die Gräfin.

„Sie wäre ohne Bedeutung, wenn man sie mir nicht meuchlings beigebracht hätte."

„Himmel!" rief die Gräfin. „Meuchlings?"

„Und in den Straßen Brüssels."

„Jetzt fühlte ich, daß der Arm meiner Freundin zitterte. Sie wußte also um das Attentat.

„Die Polizei von Brüssel ist schlecht," meinte der Domherr.

„Ah," rief Felix, „das hat der Gauner gewußt."

„Um meine Unbefangenheit zu zeigen, fragte ich:

„So hat man Sie berauben wollen, mein Herr?"

„Nein. Der Stoß galt meinen Begleiter, einem Manne, der gewissen Leuten lästig sein muß. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man ihn aus dem Leben schaffen wollte."

„Die Pendule über dem Kamine schlug halb Zehn.

„Kaum waren die Schläge verklungen, als François eintrat und mit lauter Stimme meldete:

„Die Tafel ist servirt!"

„Zu Tische denn!" rief Auguste.

„Der Domherr reichte mir, Felix der Witwe den Arm. So traten wir in den Salon und nahmen unsere Plätze an der glänzenden Tafel ein.

„François blieb zur Bedienung zurück. Mir schien, man hatte ihn heute absichtlich gewählt, da sonst ein alter Lakei servirte. Denken Sie sich die Mischung der Tafelgesellschaft: einen verliebten alten Vormund, der seine Mündel heirathen wollte; eine junge Witwe, die froh war über den Tod ihres alten Mannes; den armen Felix, der sich lieben ließ, um Geheimnisse zu

erspähen; mich, die zwei Liebhaber hatte, und endlich den ehemaligen Galeerensklaven, der Kammerdiener und Bravo zugleich war. Und Alle beargwöhnten sich gegenseitig, Alle täuschten sich und zitterten vor den Entdeckungen, die sie machen würden. Es handelte sich um Vermögen und Ehre.

„Zu meiner Verwunderung bediente sich Felix seines kranken Armes beim Essen ziemlich geschickt. Der aufmerksame François richtete seine Bedienung darnach ein. Wie fein, wie gewandt und liebenswürdig benahm er sich. Und dieser Mann sollte Jahre in dem Bagno von Toulon verbracht haben! Wie war es möglich gewesen, daß die Gräfin ihn kennen gelernt und in ihre Dienste genommen hatte? Aus welcher Quelle hatte die alte Babet ihre Nachrichten über ihn geschöpft?

„Ich beobachtete die Gräfin. Sie sprach nicht viel mit ihrem Gaste; aber es entging mir nicht, daß seine Nähe sie in einen Aufruhr versetzte, den sie zu verbergen suchte. Felix blieb ruhig; die blendenden Reize der Witwe schien er nicht zu bemerken. Niemand hätte das Einverständniß zwischen Beiden geahnt. Der Domherr leitete mit seinem Takte das Gespräch.

„Sie haben den verstorbenen Gemahl unserer liebenswürdigen Wirthin gekannt?" fragte er.

„Ich habe die Ehre gehabt, mein Herr!" antwortete Felix.

„Der arme Mann hat viel gelitten."

„So habe ich zu meinem innigen Bedauern gehört. Man sagt, der Graf sei vergiftet worden."

„Ah," rief der Domherr, „Sie haben davon gehört!"

„Der Prozeß gegen den Vergifter, den Herrn von Eberstein, ist aller Welt bekannt."

„Für den Juristen ein interessanter Prozeß!" rief der Domherr, der fleißig den feinen Speisen zusprach. „Schade, daß der Tod des Angeklagten die Verhandlungen unterbrach."

„Halten Sie ihn für schuldig?" fragte Felix.

„Ohne Frage! Die vollständige Beweisführung würde eine sehr schwierige Aufgabe gewesen sein und vielleicht hätte der Gerichtshof ein „Nichtschuldig" aussprechen müssen — aber die Welt hätte ihren Verdacht nicht fahren lassen. Kennen Sie die Einzelnheiten, mein Herr?"

„Nein!"

„Urtheilen Sie: Der Graf Ripon besaß vom Hause aus ein nur bescheidenes Vermögen wie seine einzige Schwester, die Gattin des Herrn von Eberstein. Der Graf war glücklich in der Anlage seines Kapitals, er verband sich mit einem Freunde, dem Obersten von Melin, zu großen Spekulationen, und wenn auch eine derselben fehlschlug, so glückten zwei, drei andere. Ueber das Verhältniß der beiden Freunde ist mir nur so viel bekannt, daß sie sich trennten, als eine Meinungsverschieden-

heit bezüglich neuer Unternehmungen eintrat. Von dem Obersten, einem exzentrischen Manne, erfuhr Eberstein daß der Graf Ripon große Kapitalien zusammengescharrt habe. Eberstein, der in ungünstigen Verhältnissen lebte, suchte die Unterstützung seines Schwagers nach; dieser aber, nämlich der Graf Ripon, wies ihn mit dem Bemerken ab, daß er, da seine Schwester, Frau von Eberstein, gestorben sei, die verwandtschaftlichen Verhältnisse als aufgelöst betrachte. Der Grund dieser Abweisung mag wohl darin zu suchen sein, daß der Edelmann seine Gattin schlecht behandelt hatte. Graf Ripon war ohne Familie; es mußte demnach sein Vermögen dem Sohne seiner Schwester anheimfallen — und dies lag auch in der Absicht des Grafen, der seinen Schwager für einen Verschwender hielt. Ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Mir ist nur so viel bekannt, daß der Graf auf den Gedanken kam, sich zu vermählen. Kaum war die Verlobung bekannt geworden, als der Schwager sich freundlich dem Schwager näherte; er sprach seine Freude aus über den Entschluß und wünschte ihm Glück zum heiligen Ehestande, der für einen Mann von Herz und Geist unerläßlich sei. Der gutherzige Graf wies seinen Schwager nicht zurück, gestattete ihm Zutritt in sein Haus und unterstützte seinen Neffen, der in einem Husarenregimente diente. Die Vermählung stand in naher Aussicht; in dem gräflichen Hotel traf man die Vorbereitungen dazu. Da saßen eines

Abends der Graf, die liebenswürdige Braut und der Schwager beim Thee. Man hatte viel und freundschaftlich gesprochen. Der Herr vom Hause war gesund und guter Dinge und theilte seine Plane für die Zukunft mit, die auch dem Schwager Glück verhießen — plötzlich fühlte sich der Graf unwohl, klagte über heftige Schmerzen und mußte zu Bett gebracht werden. Der schnell herbeigerufene Arzt, Doktor Laurent erkannte die Symptome einer Vergiftung und wandte unverweilt die entsprechenden Mittel an, die für den Augenblick Linderung brachten. Woher war das Gift gekommen? Man untersuchte den Thee. Er war rein und gut. Der Arzt verlangte die Tasse des Grafen — sie lag in Scherben am Boden, man hatte sie bei dem Tumulte vom Tische geworfen. Das war verdächtig. Die Scherben wurden untersucht und man fand einen Bodensatz von Arsenik — nur in der Tasse des Grafen. Wer hatte das Gift gemischt? Von der Braut, die sehnlichst auf den Vermählungstag hoffte, ließ sich dies nicht annehmen — wohl aber von dem Schwager, der, so mußte man schließen, die Heirath, die seinem Sohne das Vermögen theilweise oder ganz entzog, zu verhindern suchte. Wenn man außerdem bedenkt, daß der Graf, wenn er plötzlich ohne Testament gestorben, sein Vermögen dem einzigen Erben hinterließ, so erhielt der Verdacht neue Stärke. Und der Kranke hatte wirklich an ein Testament noch nicht gedacht. Eberstein äußerte die lebhafteste

Theilnahme und entfernte sich als der Arzt erklärt, er hoffte, den Grafen zu retten.

„In der Nacht aber verschlimmerte sich der Zustand des Grafen. Die Braut, die an seinem Bette saß, war trostlos. Der Arzt fand die Lage bedenklich. Der Graf selbst verlangte einen Priester, der geholt ward. Er sprach dem Geistlichen seinen Verdacht gegen Herrn von Eberstein aus und fügte hinzu, daß auch der Oberst von Melin aus Gründen, die ich nicht weiter erörtern mag, seinen Tod wünschen müsse. Man rieth zu einem Testamente. Der Graf forderte die Trauung mit seiner Braut, die der Geistliche in Gegenwart des Arztes und eines Notars vollzog. Zugleich diktirte er seinen letzten Willen dahin, daß seine Frau die Universalerbin sein solle. Als der Morgen dämmerte, erhielt der Kranke die Sterbesakramente. Die fortgesetzten Bemühungen des Arztes hatten indeß einen glücklichen Erfolg, — der Graf genas, behielt aber einen siechen Körper, er schwankte langsam dem Grabe zu.

„Daß ein solcher Fall nicht verschwiegen bleiben konnte, ist wohl erklärlich. Der Staatsanwalt erhielt Kunde und erhob Klage. Herr von Eberstein war flüchtig geworden; man bemächtigte sich seiner in dem Augenblicke, als er zu Ostende ein Schiff zu besteigen im Begriffe war, das nach England abfuhr. Das böse Gewissen hatte ihn fortgetrieben. Während der Voruntersuchung starb der Mörder im Gefängnisse. Der Graf

lebte noch einige Tage und erlag dann den Folgen der Vergiftung."

„Felix hatte ruhig zugehört. Indeß fragte er:

„Hat man den Oberst von Melin nicht zur Rechenschaft gezogen?"

„Nein."

„Nach der Aussage des Grafen war dies nöthig."

„Aber nicht möglich."

„Warum?"

„Weil der Oberst im Irrenhause wohnte."

„Ah, er hatte seinen Verstand verloren."

„Vielleicht aus Furcht vor der Untersuchung."

„Ein verwickelter Kriminalfall!" rief der junge Mann.

„Die Juristen haben bedauert, daß er nicht zu Ende geführt werden konnte."

„Aber welche Gründe kann der Oberst gehabt haben, den Freund in das Jenseits zu befördern?"

„Der Domherr zuckte mit den Achseln.

„Vielleicht hat sich der verstorbene Graf gegen seine Gattin darüber ausgesprochen," meinte er.

„O mein Gott!" rief die Gräfin, „warum führen wir ein so unnützes Gespräch! Brechen wir ab. François, Champagner!"

„François verschwand.

„O, wie bedaure ich, gnädige Gräfin!" sagte Felix, „daß Sie so schmerzliche Erfahrungen machen mußten."

„Ich habe viel gelitten," flüsterte sie schmerzlich zurück.

„Zumal, da Sie mit Liebe an dem kranken Gatten hingen und seine Leiden nicht hindern konnten."

„Ich sah, daß ein leichtes Roth die weißen Wangen der jungen Frau überzog.

„Meine Ehe war nicht beneidenswerth; ich hatte vom Anfang bis zum Ende derselben einen Patienten zu verpflegen."

„Demnach darf ich wohl voraussetzen, daß die Aufschlüsse, die mir der Freund des Verstorbenen, durch dessen Güte ich hier eingeführt bin, gegeben, Sie interessiren?" fragte Felix.

„Ueber meinen verstorbenen Gemahl?"

„Ueber ihn."

„Sie werden mich verbinden, Herr von Marhoven!"

„François brachte den Champagner. Der Kork sprang knallend an die Decke — die Gläser wurden mit dem schäumenden Nektar gefüllt. François besorgte dieses Geschäft mit einer bewunderungswürdigen Virtuosität. Die Geschicklichkeit dieses Mannes kam mir grauenhaft vor.

„Wir stießen an und tranken. Auguste sandte ihrem vermeintlichen Liebhaber einen vielsagenden Blick zu. Vor einem solchen Blicke mußte das Herz eines Mannes erzittern. Felix blieb ruhig; er begann:

„Der Graf von Ripon war ein gutmüthiger Sonderling."

„Wissen Sie das genau?“ fragte der Domher.

„Ich theile Ihnen die Ansichten des Freundes mit, mein Herr! Ich selbst erlaube mir kein Urtheil. Es ist wahr, Eberstein hat lange von der Unterstützung seines Schwagers gelebt, und auch der Oberst von Melin hat dem armen Edelmanne beigestanden. Waren doch alle drei innige Freunde, wie man sie selten trifft. Schon als Jünglinge hatten sie sich eine für das ganze Leben dauernde Freundschaft geschworen. Zu diesem Bunde gehörte auch Andreas von Sydow, ein eben so armer Edelmann als Eberstein. Aber was sind die Plane der Jugend? Phantastische Träume, die vor dem Ernste des Lebens in Nichts zerfließen. Eberstein trat zu dem Grafen in verwandtschaftliche Verhältnisse, er ward der Schwager desselben. Die Taufe des ersten Sohnes, den Frau von Eberstein ihrem Gatten schenkte, war ein Fest für drei Freunde, die sich einfanden und Pathenstelle vertraten. Bruder, sagte der Oberst von Melin zu dem glücklichen Vater, wenn ich mich einmal verheirathe und eine Tochter haben werde, so gebe ich sie Deinem Sohne zur Gattin. Mit Ripon bist Du verwandt — auch wir müssen Verwandte werden. Andreas von Sydow meinte, er würde von der Verwandtschaft wohl ausgeschlossen bleiben, da er keine Neigung verspüre, sich eine Frau zu nehmen. Daher ist es gekommen, daß der Oberst den bedrängten Freund unterstützte, und zugleich den Sohn, der die militärische Laufbahn

wählte. Der Oberst vermählte sich wirklich, aber unter seltsamen Umständen, die ich nicht kenne. Der Himmel schenkte ihm auch eine Tochter, und diese sollte, dem Versprechen gemäß, die Gattin des jungen Eberstein werden. Alles ging gut. Louise von Melin ward der Obhut eines Notars anvertraut, der zugleich ihr ausgesetztes Vermögen verwaltete, und der Oberst, der leider in einer sehr unglücklichen Ehe lebte, ließ sich von dem Strudel der epidemisch gewordenen Spekulation hinreißen wie sein Freund, der Graf von Ripon. Beide geriethen in Streit wegen des Rittergutes Elsborn, das ihnen ein vortreffliches Spekulationsobjekt zu sein schien. Der seltsamste Zufall von der Welt fügte es, daß, während der Oberst und der Graf ihre Agenten aussandten, Andreas von Sydow Elsborn an sich brachte, der nun dort in stiller Abgeschiedenheit lebte und seine Felder bebauete. Um die Jugendfreundschaft der drei Männer war es geschehen — der leidige Mammon hatte sie zerstört. Eberstein suchte vergebens eine Aussöhnung zu bewirken.

„Dies sei genug über die Vergangenheit. Man hat Eberstein als den Giftmischer angeklagt und vor Gericht gestellt. Zu derselben Zeit wanderte der Oberst in das Irrenhaus. Wohlgemerkt, zu derselben Zeit! Der arme Mann litt an einer unbesiegbaren Schwermuth. Es war leicht, den gedrückten Geist vollständig einzuschüchtern und ihm zu sagen: Du hast falsche Bank-

noten ausgegeben, lebst in einer Doppelehe mit einer Abenteuerin und selbst in dem Verdachte, die Vergiftung des Grafen von Ripon mit veranlaßt zu haben, der Dich laut seinen ärgsten Feind nennt — man wird Dich einkerkern, wie man den armen Eberstein eingekerkert — Du wirst auf der Anklagebank erscheinen! Es gibt nur ein Mittel Dich zu retten: stelle Dich irrsinnig. Das war ein schlau ersonnener Streich. Der schwermüthige Oberst, der vor nichtexistirenden Gefahren zitterte, ließ sich willig in die Anstalt eines schurkischen Arztes führen, und hier erkrankte sein Geist wirklich. Man hatte ihn bei Seite geschafft, um über seine Tochter, die durch ein früher verfaßtes Testament zur Erbin eingesetzt war, um über sein Vermögen disponiren zu können."

„Mein Herr!" sagte der Domherr verlegen lächelnd, „das geht mich an."

„Verzeihung, ich berichte, was ich von dem Freunde des Herrn Grafen gehört."

„Hat er Ihnen noch mehr gesagt?"

„Ja, mein Herr!"

„Sie erregen meine Neugierde."

„Ich werde diese Neugierde befriedigen, um mich für die Gastfreundschaft, die ich hier genieße, dankbar zu zeigen."

„Die Gräfin suchte ihr Zittern zu verbergen; von Zeit zu Zeit warf sie einen flehenden Blick auf den Erzähler, der ruhig, fast gleichgiltig fortfuhr:

„Während der Oberst verschwunden war, machte die Vergiftungsgeschichte gerechtes Aufsehen. Die Welt erzählte sie, wie Sie sie mir erzählt haben. Aber der Freund des Herrn Grafen kennt sie anders. Der Hausarzt, Doktor Laurent, hat eine Dosis Arsenik für fünfundzwanzigtausend Franks an den Kammerdiener des Grafen verkauft. Auf diese Weise ist das Gift in das Hotel gekommen."

„François!" sagte kalt der Notar, „vertheidigen Sie sich."

„Die Freundlichkeit des eleganten Kammerdieners war längst verschwunden; er hatte die rechte Hand in die Brustöffnung seiner weißen Weste gesteckt und sah den Erzähler mit Blicken an, die mich erschreckten.

„Diese Beschuldigung," sagte er, „von Ihnen ausgesprochen, befremdet mich nicht. Der Sohn wird den Verdacht von seinem Vater abzuwälzen suchen."

„Was sagen Sie, François?" rief der Domherr.

„Herr von Marhoven hat meine gnädige Gräfin betrogen."

„Wie?" fuhr die Witwe auf.

„Felix von Eberstein führt einen falschen Namen."

„Und Sie sind Edelmann?" fragte ironisch der Notar.

„Jetzt verließ der junge Mann seinen Platz. Erschreckt flüchtete ich in eine Fenstervertiefung. Die Witwe stellte sich mir zur Seite. Der Kammerdiener trat hinter den Stuhl des Domherrn.

„Felix rief dem Franzosen zu:

„Er, mein Freund! muß den Begleiter des Obersten wohl kennen, Er, der Bandit, dessen Dolch vollenden sollte, was der Irrsinn begonnen. Dem Grafen soll er Gift gemischt, dem Obersten wollte er die Brust durchstoßen. Aber der Dolch hat meinen Arm getroffen."

„Der arme Herr spricht im Fieber!" rief François.

„So muß es wohl scheinen, da ich mit zu großer Offenherzigkeit verfahre und sorglos in diese Gesellschaft komme. Aber ich habe meine Maßregeln getroffen, wenn ich bis Mitternacht dieses Hotel nicht verlassen, so wird mich die Polizei abholen."

„Eine peinliche Pause trat ein. Mir fehlte die Kraft, die Gesichter der Personen zu beobachten.

„Genug!" sagte kalt der Notar. „Zu welchem Zwecke, mein Herr! spielen Sie diese Komödie? Sie brauchen wohl Geld?"

„Nur das, was der Sohn der Schwester des Grafen zu fordern hat. Es ist ein Kodizill vorhanden, nach welchem Felix von Eberstein die Hälfte des gräflichen Vermögens zufällt."

„Schaffen Sie dieses Kodizill zur Stelle!" rief der Notar.

„Die Gräfin schwankte und sank todtenbleich in einen Sessel. Ich begriff die Ursache ihres Schreckens.

„Bin ich nicht gut unterrichtet?" fragte Felix.

„Wo ist das Kodizill?"

„Niemand kann es besser wissen, als die Frau Gräfin."

„Ich?" fragte diese in einer grenzenlosen Verwirrung.

„So muß ich wohl Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen!" sagte Felix in unerschütterlicher Ruhe.

„Aber nicht hier, nicht jetzt."

„Warum nicht?"

„Diese Mißverständnisse sind aufzuhellen — mein Herr! eine kurze Unteredung..."

„Die Witwe schwankte zu Felix und wollte ihn mit sich fortziehen. Schreck und Leidenschaft hatten sie dergestalt erregt, daß alles Blut aus ihrem Gesichte gewichen war.

„Der Domherr betrachtete erschreckt die Witwe, die sich bemühte, Felix zu einer geheimen Unterredung zu bewegen. Er mußte wohl jetzt erst entdecken, daß sie sich vergessen hatte.

„Felix!" stammelte sie wie im Delirium, „Du hast mich betrogen! Ist das der Lohn für meine Liebe? Bin ich eine Verbrecherin, so hast Du mich dazu gemacht. Du hast mir die Geheimnisse meines Herzens entlockt!" fügte sie, fast wimmernd hinzu.

„Felix entzog sich ihr, indem er zurücktrat.

„Die Gräfin sank mit einem unterdrückten Schrei wie leblos zu Boden. Die Entdeckung, daß der Mann,

den sie über Alles liebte, sie getäuscht, hatte ihr stolzes Herz tief verwundet. Ich erhielt die Gewißheit, daß sie nicht ein böswilliges Spiel getrieben, um Entdeckungen zu machen; sie hatte vielmehr leidenschaftlich geliebt und sah sich nun, die stolze Schönheit, schmählich betrogen.

„Ich rief durch eine Glocke das Kammermädchen herbei. Fanchette erschien; sie sank bestürzt neben ihrer Herrin nieder. Man brachte die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein. Fanchette führte ihre Herrin in das angrenzende Zimmer. Die Sorge um Felix hielt mich ab, sie zu begleiten. Der Domherr gab dem Kammerdiener einen Wink; dieser entfernte sich, einen furchtbaren Blick auf den Gast werfend, der sich ruhig auf die Lehne eines Sessels stützte.

„Louise!" sagte der Domherr, „leisten Sie Ihrer kranken Freundin Gesellschaft; die arme Frau ist sehr krank," fügte er betonend hinzu.

„Mein Herr!" sagte Felix, „die Tochter des Obersten von Melin hat das Recht, unseren Verhandlungen beizuwohnen. Ihr Mandat als Rechtsanwalt und Vormund ist erloschen. Sie werden mir, dem Bevollmächtigten des Obersten, Rechnung ablegen. Weigern Sie sich, so schreitet die Behörde ein, deren Hilfe ich beanspruchen werde. In diesem Falle würden freilich dann Dinge zur Sprache kommen, die . . ."

„Sie drohen mir?" fragte der Domherr.

„Nehmen Sie es, wie Sie wollen. Hier ist meine Vollmacht, die Sie hoffentlich respektiren werden."

„Er überreichte ihm ein Dokument.

„Die Schriftzüge des Obersten!" murmelte der kleine Mann. „Meine Papiere sind in Ordnung — finden Sie sich morgen in meiner Wohnung ein."

„Der Notar verbeugte sich, als ob er den Gast entlassen wollte.

„Verzeihung," sagte Felix, „ich habe noch über einen Punkt mit dem Notar des verstorbenen Grafen zu reden. Mein armer Vater ist in dem Gefängnisse gestorben, ohne daß er den schändlichen Verdacht hätte von sich abwälzen können. Aus der Untersuchung würde er unzweifelhaft gerechtfertigt hervorgegangen sein — jetzt ist es meine Pflicht, seine Ehre zu retten, und Sie werden mir dabei behilflich sein."

„Ich? Was kümmert mich die Sache?"

„Sträuben Sie sich nicht."

„Ich habe Ihren Vater nur oberflächlich gekannt."

„Aber Sie kennen François, der diesen Brief an Sie geschrieben hat."

„Felix holte ein Papier aus der Brusttasche seines Fracks. Dann las er laut ungefähr folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Es ist Zeit, daß ich für meine treuen und gefährlichen Dienste endlich den Lohn erhalte. Ihre Nichte ist von dem lästigen Grafen befreit und Erbin des Ver-

mögens; wissen Sie denn, daß nicht das Geld mich dienstbereit gemacht hat, sondern die Liebe Augustens. Wir kennen uns seit langer Zeit und unsere Liebe ist nicht etwa von gestern. Mein mehr als hartes Schicksal riß mich von der Heimath fort, ich mußte die Geliebte verlassen. Als ich zurückkehrte, war sie die Gattin des alten reichen Grafen. Ich trat in ihre Dienste — das Uebrige wissen Sie. Mit Geld lasse ich mich nicht abkaufen, nur die Hand Augustens kann mich entschädigen. Wir sind hier nicht mehr sicher, darum ist es gut, wenn wir nach Amerika gehen. Ich zeige Ihnen dies schriftlich an, weil Sie mir keine Gelegenheit geben, Sie zu sprechen. Den letzten Dienst werde ich Ihnen diesen Abend noch erweisen, weil es Auguste will, und für Sie thue ich Alles. Sorgen Sie also, daß ich in vierzehn Tagen mit meiner Braut abreisen kann. François."

„Der Domherr stand wie niedergeschmettert. Ich glaubte er würde zu Boden sinken.

„In diesem Augenblicke trat Fanchette ein. Sie meldete, daß die Gräfin mich dringend bitten lasse, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen. Als ich unschlüssig blieb, sagte Felix:

„Gehen Sie ohne Furcht, Louise! ich erwarte Sie hier, meine Maßregeln sind so getroffen, daß nichts geschehen kann."

„Ohne meinen Vormund eines Blickes zu würdigen, entfernte ich mich.

„Auguste lag in ihrem Zimmer auf der Ottomane. Ihr schönes Haar, aufgelöst, floß auf die Schultern herab. Sie schien die Koiffure in einer Art Raserei zerstört zu haben. Ihr Halsschmuck lag in Trümmern am Boden. Als ich eintrat, flog sie mir entgegen, sie schien mich umarmen zu wollen; aber plötzlich wich sie zurück und brach in lautes Weinen aus.

„Sie müssen mich verabscheuen, Louise!" rief sie schluchzend. „Aber stoßen sie mich nicht zurück, mir bleibt ja kein befreundetes Wesen, dem ich meinen Schmerz mittheilen und meine tiefe Reue eingestehen kann. Ich bin in der Verblendung auf die gewagte Spekulation eingegangen — die Liebe straft mich hart dafür. Felix hat seine Pflicht gethan, wenn er mich auch verrathen hat; ach, und ich habe nicht gewußt, daß er der Sohn des armen Eberstein ist! Nehmen Sie, nehmen Sie — sie stürzte zu ihrem Schreibtische und holte ein Papier hervor — hier ist das Kodizill, wornach Felix eine bedeutende Summe bei dem Bankhause Leroux erheben kann. Sie sind ihm als Kind schon verlobt — seien Sie glücklich mit ihm, Louise! Und nun verzeihen Sie mir Alles, was ich gegen Sie gethan, ich werde grausam büssen, denn ich muß die Gattin eines Verbrechers werden, der mein und meines Onkels Geschick in seiner Hand hält. Bitten Sie Gott, daß er mein qualvolles Leben abkürze.

„Sie sank auf den Teppich nieder, legte das schöne Haupt in die Kissen der Ottomane und begann laut

zu weinen. Ihr Schmerz und ihre Reue mußten wohl aufrichtig sein. Ich suchte sie zu beruhigen.

„Plötzlich erhob sie sich und trocknete ihre Thränen. Ihr reizendes Gesicht war geisterhaft bleich. Wie wunderbar schön war sie in dieser Verfassung! ich empfand ein inniges Mitleid mit der reuigen Sünderin. Sie zog mich auf die Ottomane und ließ sich zu meinen Füßen nieder.

„Louise!“ begann sie in einem schmerzlichen Tone, „mein Herz hat stets mit meinem Kopfe in Zwiespalt gelegen, und deshalb habe ich ein ruheloses, mir selbst unerklärliches Leben geführt. Glanz und Reichthum galten mir Alles in der Welt und darum war ich ein Spielball in der Hand des Mannes, der mir die Befriedigung meiner Wünsche versprach. Ich bin nicht so schuldig, als es den Anschein hat, und doch habe ich viel, entsetzlich viel gelitten. Während ich die Liebkosungen des alten Grafen erwiederte, hing mein Herz in glühender Leidenschaft an Felix. Das Grauenvolle meiner Lage zu erhöhen, trat nun auch François, meine Jugendliebe auf, und erwarb sich durch seine schrecklichen Dienste Ansprüche auf meine Dankbarkeit. Es gibt eine Nemesis, Louise! und diese hat mich furchtbar bestraft. Noch bin ich jung, aber mein Leben ist schon zertreten, vernichtet. Ich bin ein Opfer allzukühner Spekulationen geworden. Der Ernst des Lebens und die Regungen des Herzens haben das Börsenspiel vereitelt,

das so künstlich eingeleitet war. Louise! betrachten Sie mich als eine Sterbende, und erfüllen Sie meinen letzten Wunsch."

„Sie umfaßte krampfhaft meine Knie.

„Was kann ich thun?" fragte ich.

„Sie sind dem Manne, den ich liebe zur Gattin bestimmt. Das Kodizill, dessen Inhalt ich kenne, fordert Ihre Verbindung mit Felix von Eberstein. Ich habe es Ihnen eingehändigt und Ihr Glück ist begründet. Ich nehme nur einen Theil des Vermögens mit mir, um dem Elende und dem Mangel nicht anheimzufallen. Louise! wir trennen uns heute, um uns nie wiederzusehen; in diesem feierlichen Augenblicke beschwöre ich Sie: dringen Sie in Felix, daß er nichts gegen den Domherrn unternimmt, daß er sich auf Grund gewisser Dokumente mit ihm abfinde und die traurige Familienangelegenheit nicht vor die Oeffentlichkeit bringe. Der kleine Mann ist Ihnen gefährlich; er bewahrt ein Geheimniß, das er zu Ihrem Verderben ausbeuten kann. Vergessen Sie nicht, daß Sie noch eine Schwester und eine Mutter haben. Sie selbst haben die Hand zu einer Täuschung des braven Obersten geboten — man hat Sie fest in die Schlingen der Intriguen verwebt, ohne daß Sie es wissen — diese Warnung glaube ich Ihnen schuldig zu sein — der Fall des Domherrn reißt Sie und Felix mit in den Abgrund — glauben Sie an die Drohungen des gefährlichen Mannes — und nun le-

ben Sie wohl, Louise! — dort in jener Welt, sehen wir uns wieder."

„Laut schluchzend vor Schmerz, umschlang sie mich, küßte meine Wangen und Mund und eilte in das angrenzende Gemach, dessen Thüre sie eilig hinter sich verschloß.

„In diesem Augenblicke erschien François.

„Der Mann flößte mir ein tiefes Entsetzen ein.

„Wo ist Auguste?" fragte er in kecker Vertraulichkeit.

„Ich deutete auf die Thüre des Zimmers.

„Gut, so werde ich sie finden."

„Er hielt mich zurück, als ich mich entfernen wollte. Eine tödtliche Angst befiel mich.

„Was wollen Sie?" fragte ich bebend.

„Ich bin Ihnen nicht gefährlich, mein Fräulein! ich meine es sogar gut mit Ihnen. Zittern Sie nicht, hören Sie mich ruhig an. Der heutige Besuch des Herrn von Eberstein findet auf meine Veranlassung statt; ich habe längst seinen wahren Namen gekannt und auch gewußt, daß Auguste, ihn, daß er aber Augusten nicht liebt, die er täuschte. Die Erklärung, die stattfand, lag in meinem Interesse; sie mußte früher oder später doch erfolgen, und ich habe sie nur beschleunigt. Der Domherr, ein schlauer Fuchs, hat Ihren Geliebten ebenfalls für einen Herrn von Marhoven gehalten und die Liebe seiner Nichte zu ihm begünstigt. Was er mit mir anfan-

gen wollte, weiß ich nicht. Der Brief, der sich in Herrn Felix' Händen befindet, hat dem Alten Furcht eingejagt. Darum hat er seinen Plan geändert. In diesem Augenblicke verhandelt er Ihre Abtretung. Der junge Mann weiß bereits, daß Sie nicht die rechte Louise sind."

„Er verneigte sich in kalter Ironie und trat zu der Thüre, um anzuklopfen.

„Ich eilte in den Salon zurück. Die beiden Männer saßen im ernsten Gespräche an dem Tische. Als Felix mich sah trat er mir entgegen. Die Blässe seines Gesichtes verrieth, daß die Mittheilungen des Domherrn ihn tief ergriffen hatten. Jetzt begann eine für mich peinliche Szene. Der Entschluß stand fest: ich wollte mit der größten Offenheit verfahren.

„Josefine!" rief Felix vorwurfsvoll.

„In diesem einen Worte lag Alles, was ich wissen mußte.

„Ja, ich bin Josefine!" antwortete ich fest.

„Und das erfahre ich erst heute?"

„Der Herr Notar selbst hat mich durch seine Entdeckung, die er Ihnen gemacht, meines feierlichen Versprechens entbunden, eines Versprechens, das mir lange schwer auf der Seele gelegen hat. Die ihn leitenden Gründe will ich nicht erörtern; es genügt mir, daß die Aufklärung stattgefunden."

„Felix hatte mich lange mit schmerzlichen Blicken betrachtet. Ich sah, daß ihm Thränen in die Augen traten,

„War ich Ihres Vertauens nicht würdig?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Felix!“ rief ich, ihm die Hand reichend, „ich glaube Ihnen Beweise gegeben zu haben, daß ich Ihnen unbedingt vertraue; nur in einem Punkte durfte ich dann erst offen sein, wenn ich wußte, daß ich im Stande wäre, Ihnen meine Schwester zu ersetzen, die für Sie unwiederbringlich verloren ist. Habe ich einen Fehler begangen, so halten Sie ihn meiner Liebe zu Gute, die, ich will es gestehen, Louisen um ihr Glück beneidet hat. Außerdem verzeihen Sie es meiner Eitelkeit. Sie sollten mich erst kennen lernen und dann wählen. Jetzt kennen Sie mich: wollen Sie mich zurückstoßen, weil ich nicht die echte Louise bin? Das Herz meiner Schwester hatte sich einen Andern erkoren — ich liebe Sie aufrichtig und wahr. Dieses Geständniß lege ich im Beisein meines Vormundes ab...“

„Genug! Genug!“ rief Felix überwältigt, als er meine Thränen sah. „Herr Notar!“ fügte er rasch hinzu, „bei allen Ihren Verbrechen haben Sie sich ein Verdienst erworben, das ich Ihnen nicht genug danken kann: Sie haben dem Vater die Tochter, und mir die Geliebte erhalten.“

„Eine Uhr zeigte die Mitternachtsstunde an.

„Der Domherr suchte einen leichten Schreck zu verbergen.

„Denken Sie an Ihr Versprechen!“ rief er mahnend.

„Felix wollte sich entfernen.

„Was wird aus mir?" fragte ich ihn flüsternd.

„Sie begleiten mich."

„Und Ihre Louise?"

„Ist meine Josefine geworden. Der Herr Notar wird dafür sorgen, daß dieser Wechsel noch einige Zeit geheim bleibe."

„Der Domherr hatte sich abgewendet; er schien es vermeiden zu wollen, Abschied von mir zu nehmen — vielleicht aus Scham. Der Mann war mir verhaßt; ich ergriff den Arm meines Bräutigams und verließ mit ihm das Hotel. Niemand hinderte uns. In dem Schatten eines Hauses fanden wir einen Fiaker.

„Felix!" rief eine Stimme aus dem Innern.

„Ich bin es, Freund!"

„Soeben wollte ich Deinen Auftrag vollziehen."

„Es bedarf dessen nicht. Hier ist meine Braut!"

„Ein junger Mann stieg aus und begrüßte mich. Wie ich erfuhr, war er ein Freund meines Felix, der ihm seinen Beistand für die Nacht zugesagt hatte.

„Wohin?" fragte der Kutscher.

„Felix bezeichnete ihm die Wohnung meines Vormundes. Dann flüsterte er mir zu:

„Du darfst Deine Papiere nicht dort lassen!"

„Der Freund nahm seinen Platz neben dem Kutscher, wir stiegen in den Wagen, der rasch davonfuhr. Jetzt erst machte sich die Empfindung meines Bräuti-

gams Luft; er überschüttete mich mit Zärtlichkeiten und nannte mich bei den süßesten Namen. Wir wiederholten den Schwur treuer, ewiger Liebe.

„Als ich ihn fragte, ob er mir die Täuschung verzeihen könne, antwortete er:

„Du bist mir ja mehr als Louise, denn Du liebst mich!"

„Der Wagen hielt. Wir stiegen aus. Felix zog die Glocke. Babet öffnete die Thüre. Erstaunt betrachtete sie meinen Begleiter. Ich beruhigte sie und bat, uns voranzuleuchten. In meinem Zimmer befand sich Alles in gewohnter Ordnung. Ich erschloß den Sekretär und holte meine Papiere hervor, die ich Felix übergab.

„Wo ist der Domherr?" fragte Babet.

„Bei der Gräfin."

„Und Sie kommen allein?"

„Ich komme mit meinem Bräutigam."

„Die Alte war sprachlos vor Erstaunen. Zitternd führte sie einige Befehle aus, die ich ertheilte.

„Nun wollen auch Sie entfliehen!" rief sie schmerzlich. „Ich kann es Ihnen nicht verdenken, mein liebes Fräulein! und wünsche Ihnen alles mögliche Glück; aber nehmen Sie mich mit sich, es ist mir unmöglich, allein hier zu bleiben. Ich will Ihnen treu und ehrlich dienen. Liebe ich Sie doch wie mein Kind, das ich unter Sorgen und Kummer groß gezogen habe. Wären

Sie nicht gekommen, ich hätte den Domherrn längst verlassen. Wenn ich bei Ihnen bin, sehne ich mich nach Louisen nicht mehr. Aber, Du lieber Himmel, was ist denn das? Den jungen Herrn sollte ich ja kennen!"

„Ja, gute Alte!" sagte Felix, „Sie haben mir manches Briefchen an Louisen bestellt."

„Und nun haben Sie doch Ihre Louise gefunden..."

„Wir erklären uns später, jetzt bleibt uns keine Zeit dazu. Der Domherr selbst wird Sie entlassen, und dann finden Sie bei uns eine Zuflucht."

„Ah, könnte ich doch, bevor ich sterbe, beide Louisen noch einmal sehen!"

„Mit Hilfe Babettens wählte ich aus meiner Garderobe das Nöthigste und nahm es mit mir in den Wagen, der uns zu meinem Vater brachte. Der Aufenthalt in dem Hause des Domherrn schien mir doch zu gefährlich, denn es ließ sich wohl annehmen, daß der Bösewicht auf Rache sann. Am nächsten Morgen erklärte ich dem Obersten, daß ich von nun an bei ihm bleiben würde. Der Greis war so apathisch, daß er diese Nachricht, von der ich mir eine außerordentliche Wirkung versprochen, nur mit einem melancholischen Lächeln aufnahm.

„Um Mittag erschien Felix.

„Sind Sie in dem gräflichen Hotel gewesen?" fragte ich.

„Ja."

„Was für Neuigkeiten haben Sie erfahren?"

„Die Gräfin ist mit ihrem Kammerdiener abgereist, wie ich vorausgesehen habe."

„Die arme Frau ist zu beklagen," meinte ich, „denn auch ich hatte etwas Anderes nicht erwartet."

„Nun beschrieb ich die Szene, die zwischen ihr und mir stattgehabt und überreichte Felix das Kodizill.

„Mag sie fliehen," rief er aus, „ich will sie nicht hindern, obgleich ich die Gewalt dazu in Händen habe. Eine größere Strafe, als die Liebe des François, kann sie nicht treffen."

„Ich belohnte ihn für diesen Entschluß mit einem innigen Kusse. Die Flucht der Gräfin hatte mein Herz erleichtert.

„Wie steht es mit dem Domherrn?"

„Er befand sich noch in dem Hotel. Ausgerüstet mit einer Vollmacht der Gräfin, die schon früher ausgestellt sein muß, wird er das Mobilar verkaufen und das gemiethete Hotel seinem Besitzer übergeben. Dann soll ein Arrangement zwischen uns stattfinden. Bei dieser Gelegenheit werde ich das Schulddokument geltend machen, das sich bei den Papieren Deines Vaters vorgefunden hat."

„Felix war sehr glücklich, und ich kann nicht sagen, daß ich unglücklich war. Unseren Groll auf den Notar mäßigte der Gedanke, daß seine Spekulation uns zusammengeführt hatte. Felix versprach mir, den kleinen

Alten so lange zu schonen, bis das Arrangement der Geschäfte vollendet sei. Wir nahmen dabei Rücksicht auf den Obersten, der in seinem Schwächezustande Handlungen begangen haben konnte, die der Notar zu seinem Vortheile benutzte. Der Mai war für uns ein wirklicher Wonnemonat. Der blühende Garten, die Freundlichkeit der Gärtnerfamilie und die körperliche Kräftigung meines Vaters — Alles vereinigte sich, um uns heiter zu stimmen.

„Nach vierzehn Tagen brachte Felix die alte Babet, die wir dem Leidenden als Pflegerin zutheilten. Der Notar war abgereist, nachdem die gräflichen Angelegenheiten geordnet waren, ein leichtes Geschäft, da die Spekulanten für Kapitalien gesorgt hatten, um nöthigenfalls damit entfliehen zu können. Im Juni reisten wir nach Aachen, um dort den Sommer zu verbringen. Felix konnte nicht bei uns bleiben, da ihn Geschäfte zu dem Notar riefen, der ihm bald hier, bald dort eine Zusammenkunft gab. Er benutzte zugleich die Andeutungen, die ihm Babet gab, um meine Schwester aufzusuchen, denn ich hegte den sehnlichen Wunsch, mit ihr mein Vermögen zu theilen.

„Der Herbst kam, aber Felix blieb aus. Im August hatte er mir zum letzten Male geschrieben. Ich tröstete mich mit der Voraussetzung, daß er uns eine Ueberraschung bereiten wolle. Die Geschäfte mit dem Notar standen gut, wie er in seinen Briefen geschrie-

ben; der Alte habe Furcht und sei zu Allem bereit. Der Zustand meines Vaters hatte sich auffallend gebessert; der Greis war heiter geworden und sprach mit Begeisterung von seinen großen Planen. Es war dies der einzige Punkt, der an seine Monomanie erinnerte. Er gab sich den Genüssen des Lebens wieder hin. Wir machten Spazierritte und besuchten das Theater, um ihn zu zerstreuen rauchte ich sogar Zigarren mit ihm. Er lachte herzlich und nannte mich seine Amazone.

„Nun wäre Alles recht gut gewesen, wenn Felix gekommen wäre. Babet schüttelte ihr greises Haupt und der Oberst fluchte über die Nachlässigkeit. Wir richteten uns für den Winter ein. Der Oberst hatte große Lust, seinen Notar aufzusuchen, denn er las die Zeitungen und beschäftigte sich wieder mit Spekulationen. Einige Tage vor Weihnachten kam Felix an. Er brachte gute und böse Nachrichten. Die Abwickelung der Geschäfte ging von statten; aber meine Schwester! Sie führte ein höchst abenteuerliches Leben mit ihrem jungen Manne. Felix war ihr mehr als einmal auf der Spur gewesen; stets hatte sie sich seinen Nachforschungen zu entziehen gewußt, als ob sie einen gefährlichen Verfolger gefürchtet. In Köln hatte er ihre Spur verloren. Er wollte aus verschiedenen Anzeichen bemerkt haben, daß die Flüchtige in dürftigen Verhältnissen sich befinde. Der Notar, berichtete er, sei ein ganz anderer Mann geworden, er sei rastlos thätig, die widrigen Verhältnisse

seines Mandatars zum Guten zu wenden. Seinen Sitz habe er in dem Landhause aufgeschlagen. Aber wir trauten dem Fuchse nicht, der nur aus Furcht vor einer Untersuchung sich gefügig zeige. Babet enthüllte uns mancherlei Aufschlüsse über die feinen Intriguen des verschmitzten Domherrn.

„Da der Oberst die Existenz meiner Zwillingsschwester nicht kannte, verschwiegen wir sie ihm; wir wollten nicht, daß seine Heiterkeit durch neue Aufschlüsse, von denen wir nicht wußten, wie sie ihn berührten, getrübt werde. Jedenfalls war dies ein Geheimniß meiner Mutter, das zuvor aufgeklärt werden mußte.

„Daß nun auch an meine Verbindung mit Felix gedacht wurde, bedarf wohl der Erwähnung nicht. Mein Vater sah in stiller Freude der Verwirklichung seines Lieblingsgedankens entgegen. „Ich halte dem todten Freunde Wort!" rief er mehr als einmal aus.

„Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt.

„Das Haus Leroux in Brüssel, bei dem Felix seine Kapitalien deponirt hatte, stand auf dem Punkte, die Zahlungen einzustellen. Die allgemeine Krisis hatte den soliden Grund dieses Etablissements erschüttert. Dieser Umstand machte eine Reise nach Brüssel nothwendig, die mein Bräutigam nicht ohne Zögern antrat. Es fiel ihm schwer, sich von mir zu trennen. Er reiste ab. In einem Briefe benachrichtigte er uns, daß Aussicht auf Rettung des Kapitals vorhanden sei, daß

er aber wahrscheinlich nach London gehen müsse, um dort den Stand eines Bankhauses zu erforschen, das mit Leroux in enger Verbindung stehe. Von dem Resultate dieser Forschung hänge das Auftreten gegen Leroux ab. Ein Bevollmächtigter des Hauses Kaiser in Köln habe sich mit ihm zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden. Die Zeit seiner Rückkehr sei demnach unbestimmt. Der Oberst war zufrieden, er lobte seinen künftigen Schwiegersohn als einen tüchtigen Geschäftsmann, der ihm noch wacker zur Seite stehen könne.

„Eines Tages hatte mein Vater die Zeitungen gelesen. Er war so erregt, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug, wie damals im Irrenhause.

„Vater!" rief ich erschreckt. „Was ist Ihnen?"

„Louise! es gibt eine Nemesis!"

„Ich zweifle nicht daran."

„Hier ist der Beweis!"

„Er zeigte mir einen Bericht über die Anlage einer neuen Eisenbahn. Ich begriff die Absicht meines Vaters nicht. Nach Tische ging er aus und kam gegen Abend zurück. Sein Gesicht strahlte vor Freude.

„Morgen werde ich reisen."

„Wohin?"

„Um das Gut Elsborn zu kaufen."

„Sie werden bleiben, lieber Vater!"

„Andreas von Sydow ist bankerott, er muß verkaufen. Ein Agent hat mir genaue Aufschlüsse über ihn

gegeben. Elsborn, Elsborn!" rief er wie im Delirium, und seine Augen glühten, daß ich einen Rückfall seines Irrsinns fürchtete. „Andreas, alter Sünder, das ist die Nemesis, die Dich verfolgt! Du hast einen zu großen Frevel an mir verübt, ich kann Dir nicht verzeihen. Wenn das der Graf von Ripon wüßte!" fügte er mit einem unheimlichen Lächeln hinzu. „Louise! besorge meinen Koffer, morgen reise ich!"

„Im Laufe des Abends gelang es mir, ruhig mit ihm zu sprechen. Ich sollte ihn begleiten. Dieser Vorschlag war mir schon recht; aber wer konnte wissen, was für Szenen mit dem Baron stattfinden würden, den er glühend haßte. Der arme Mann war nicht davon abzubringen, er wollte das Gut kaufen, ehe ihm ein Anderer zuvorkäme. Babet hielt es für sehr bedenklich, den Greis reisen zu lassen, selbst in meiner Begleitung. Der Gedanke wurzelte so fest in ihm, daß er meine Ermahnungen barsch abwies. So erbot ich mich denn, allein zu reisen und seinen Auftrag zu vollziehen. Er brach in lautes Lachen aus.

„Meine Amazone will Güter kaufen! Nicht übel — auch die Frauen spekuliren. Doch, Du hast recht, ich will den Andreas nicht sehen, er würde sonst sagen, ich weide mich an seinem Unglücke. Rachsüchtig bin ich nicht, aber ich will Elsborn haben, das mir damals durch die Ränke Sabinens entgangen ist."

„Am nächsten Morgen instruirte mich mein Vater mit der größten Seelenruhe. Ich empfing Staatspapiere zur ersten Anzahlung und was sonst noch nöthig. Im Grunde meines Herzens hegte ich aber den Plan, die beiden alten Feinde auszusöhnen, und dieser Plan stand um so fester, als ich wußte, daß meine Mutter der Zankapfel war. Andreas von Sydow sollte nicht untergehen. In die Verkaufsangelegenheit mußten wohl noch andere Hände eingreifen, denn am folgenden Morgen erhielt mein Vater einen Brief, der ihm anzeigte, daß die Direktion der Eisenbahnkompagnie die Absicht habe, das Gut zu erstehen. So reiste ich denn denselben Tag ab. Ich kam nach Köln. Mein erster Weg war zu dem Banquier Kaiser, um die Staatspapiere zu verkaufen. Da trat mir auf der Hausflur eine Dame entgegen, die bestürzt vor mir zurückwich. Daß ich nicht gleichgiltig blieb, läßt sich denken.

„Ich bat die Dame, mir das Komptoir zu zeigen.

„Wen suchen Sie?“ fragte sie heftig.

„Den Herrn Banquier Kaiser.“

„Furchtsamkeit ist sonst mein Fehler nicht; aber ich begriff, daß man mich für meine Schwester nahm, die vielleicht ein galantes Abenteuer gehabt, wenn nicht mehr. Ich sah ja die Dame, die trotz ihrer Jahre nicht übel war, zum ersten Male.

„Meine Verlegenheit schien ihr den Muth zu der Frage zu geben:

„Was wollen Sie bei dem Banquier?"

„Madame, ich begreife nicht..."

„Sie werden mich schon begreiflich finden, Madame Seltenau!"

„Diese Worte bestätigten meine Befürchtung.

„Ihr Flitterputz täuscht mich nicht," fuhr die Dame heftig fort.

„Sie nannte eine Gasse und ein Haus und meinte, das Stübchen dort sei mir wohl zu enge geworden. Sie war bleich, ihre Lippen zitterten und ihr Athem ging kurz und rasch. In dieser Verfassung mußte sie zu Allem fähig sein. Es gingen Domestiken über die Hausflur. Um eine mich demüthigende Szene zu vermeiden, trat ich den Rückweg an, ohne mich weiter um die aufgeregte Dame zu kümmern.

„Die Polizei wird Sie schon erreichen!" rief sie mir nach.

„Mein Fiaker stand noch vor der Thüre, mit meinem Reisegepäck belastet. Ich befahl dem Kutscher, rasch nach dem Hause in der Gasse zu fahren. Wir kamen an. Ein Lastwagen hemmte die Fahrt. Da sah ein altes Weib in den Wagen.

„Madame Seltenau!"

„Was gibt's?"

„Betreten Sie Ihre Wohnung nicht."

„Warum?"

„Die Polizei sucht Sie."

„Meine Schwester war also mit der Polizei in Konflikt gerathen. Ich hielt es für das Beste, meine Forschungen aufzugeben und rasch die Sadt zu verlassen. Den Tag auf Elsborn durfte ich nicht versäumen. So ließ ich mich nach dem betreffenden Bahnhofe fahren. Auch hier setzte ich eine Dame in Erstaunen, eine recht liebenswürdige Dame.

Der Justizrath zog sein Taschentuch, um die Verlegenheit zu verbergen, die sich, wie er an dem Brennen fühlte, in seinem Gesichte zeigen mußte.

„Eine zweite Dame!“ rief er lachend. „Madame Seltenau hat ja eine wahre Revolution unter den Frauen erregt.“

„Auch unter den Juden.“

„Levi Markus!“

„Sie kennen ihn. Juden und Christen waren in Bewegung. Madame Seltenau muß eine gefährliche Person sein.“

„Und dann kam Ihr Diener an die Reihe!“

Der Justizrath verneigte sich.

„Verzeihung, ich habe nie vorausgesetzt, daß meine Schwester eine Eroberung an Ihnen gemacht hat; aber daß Sie mehr von ihr wissen, als ich, darf ich wohl mit gutem Grunde annehmen. Ich erinnere Sie an unser Gespräch in dem Wagen.“

„Ganz recht, mein Fräulein! Aber Ihr Benehmen . . .“

„Mein Benehmen während der Reise ward von der Nothwendigkeit bedingt, mit den übrigen Konkurrenten zugleich auf Elsborn einzutreffen. Ich wies jede Verständigung zurück, um Weitläufigkeiten zu vermeiden. Mit bangem Herzen habe ich gescherzt, gelacht und Zigarren geraucht, ich ging ja einem sehr ernsten Ziele entgegen. Die Vorgänge auf dem Gute kennen Sie, und weitere Erklärungen behalte ich mir noch vor. Der Oberst hat Sie mir, als den zuverlässigsten Rechtsanwalt empfohlen, wenn ich der Hilfe eines solchen bedürftig würde."

„Ich werde das Vertrauen zu rechtfertigen wissen. Im Laufe Ihrer Erzählung äußerten Sie, wenn ich nicht irre, daß Sie auch gegen Herrn Felix von Eberstein..."

Es ward an die Thüre geklopft.

Die junge Dame verließ ihren Platz und öffnete. Ein Polizei-Kommissär erschien. Josefine, wir wollen sie jetzt so nennen, wich bestürzt zurück.

„Was wollen Sie?" fragte sie keck.

Der Gefragte sah den Justizrath an. Die Anwesenheit des ersten Rechtsanwaltes der Stadt schien ihm Respekt einzuflößen.

„Ich suche die junge Dame," antwortete er höflich, „die in dem Fremdenbuche als Louise von Melin eingetragen ist."

„Sie steht vor Ihnen."

„So ersuche ich Sie, mir zu folgen."

„Wohin?" fragte sie lebhaft. „Verhandeln wir hier, der Herr Justizrath ist mein Rechtsanwalt."

„Verzeihung, ich habe den Auftrag, Sie zu verhaften."

„Mich? Und warum?"

„Ihr Rechtsanwalt mag mit der Behörde verhandeln. Ich bin nur der Vollstrecker des erlassenen Befehles."

Josefine war sichtlich erschreckt; sie warf ihrem Rechtsanwalt einen flehenden Blick zu. Aber auch dieser befand sich in einer Verlegenheit, die er umsonst zu bekämpfen suchte.

„Das Mißverständniß wird sich aufklären," meinte er.

Auf seine Frage, wer die Verhaftung verfügt habe, antwortete der Kommissär: die Polizeidirektion. Mehr wußte er nicht. Das war nun eine verhängnißvolle Lage — die junge, elegante Dame mit dem pikanten Gesichtchen in den Händen der Polizei mußte Aufsehen erregen. Der Justizrath wandte noch ein letztes Mittel an, um dem Eklat vorzubeugen.

„Kennen Sie mich, mein Herr?" fragte er.

„Ja, Herr Justizrath!" antwortete der Mann des Gesetzes.

„Ich leiste Bürgschaft für diese Dame."

Der Kommissär bedauerte, ohne vorher eingeholte Erlaubniß darauf nicht eingehen zu können, ein Grund, der dem Juristen einleuchtete. Aber die Verhaftung mußte unter allen Umständen vermieden werden.

„Mein Gott," rief Josefine unwillig, „wozu habe ich denn einen Rechtsanwalt? Sie wissen, was Ihnen zu wissen nöthig — so verfahren Sie doch!"

Der Justizrath ergriff Hut und Stock.

„Mein Herr! bleiben Sie bei meiner Klientin und bewachen Sie sie gut; ich eile zu dem Polizeidirektor, um Ihnen einen schriftlichen Entlassungsbefehl zu holen. Die Erfüllung dieser Bitte widerstreitet Ihrer Amtspflicht nicht, und außerdem leisten Sie mir einen Dienst, den ich zu würdigen wissen werde."

Der Kommissär willigte ein und der Rechtsanwalt entfernte sich. Josefine bewirthete indeß ihren Wächter mit Champagner. Eine Stunde verfloß der Harrenden unter banger Erwartung. Da kam endlich der Jurist zurück; er gab dem Beamten ein Papier, und dieser entfernte sich, nachdem er höflich gegrüßt hatte.

„Nicht wahr, die Verfolgung galt meiner Schwester?" fragte Josefine.

„Nein; für dieses Mal dem Fräulein von Melin."

„Himmel, was habe ich denn verbrochen?"

„Sie haben ihren Vormund nicht geheirathet."

„Der Elende!"

„So präsumire ich, mein Fräulein! Ihre Verhaftung hatte zunächst den Zweck, Sie zu einem Verhöre zu führen. Ich werde mein Amt damit beginnen müssen, Sie gegen die Polizei zu vertheidigen. Man will nämlich wissen, daß Sie falsche Banknoten verbreiten. Die der

Polizei zugekommene Insinuation ist ohne Zweifel von dem würdigen Domherrn ausgegangen, der falsche Banknoten schon dem Obersten als Schreckbild aufgestellt hat. Es ist mir gelungen, für Sie Bürgschaft zu leisten. Nun aber dürfen Sie die Stadt nicht verlassen. Demnach rathe ich Ihnen: lassen Sie Ihren Vater und die alte Babet von Aachen kommen, denn Beide sind mir wichtig, wenn ich den Ex-Notar zu einer vollständigen Ablegung seiner Vormundschaftsrechnung zwingen soll. Herr Felix von Eberstein wird sich gern zu der Reise nach Köln entschließen. Das Arrangement mit dem Baron von Sydow steht jetzt in zweiter Reihe. Und nicht wahr, dies gehört zu den Aufträgen, die Sie mir zu ertheilen haben."

„Ja, mein Herr! Der Oberst und der Baron sollen gemeinschaftlich auf Elsborn leben. Verwirklichen Sie diesen meinen Lieblingswunsch, so zahle ich meinem Rechtsanwalte jedes Honorar, das er fordern wird. Noch heute geht ein Brief nach Aachen ab, und in einigen Tagen wird der Oberst hier sein. Sie kennen nun Ihre Aufgabe: es sollen die Familienverhältnisse, die ich Ihnen weitläufig erzählt, geordnet werden, damit mein Vater Ruhe gewinnt und mit der Vergangenheit abschließen kann. Die Aufgabe ist schwer; aber Sie sind ihr, wie Keiner, gewachsen. Vermögen Sie es, so erleichtern Sie mir meine Gefangenschaft, indem Sie mich Ihrer Gattin vorstellen."

„Morgen sehen Sie mich wieder!“

Josefine schrieb einen langen Brief, den sie nach Aachen absandte.

Gegen Abend machte sie, gefolgt von einem Lohndiener, einen Spaziergang an den Rhein. Der Cicerone gab sich Mühe, ihr die Sehenswürdigkeiten der alten Stadt zu erklären. Da gesellte sich Levi Markus zu ihr, der stolz, wie ein Spanier, auf- und abging und die Damen musterte, welche sich zufällig zeigten. Er wußte nicht ob er das junge Mädchen für Madame Seltenau oder für die Amazone von Elsborn nehmen sollte. Josefinen war dieses Begegnen recht; sie redete den überraschten Juden an.

„Haben Sie Nachrichten von Elsborn?“ fragte er.

„Nein, mein Herr!“

„So kann ich Ihnen eine sehr wichtige mittheilen, die mir vor einer Stunde zugekommen ist.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Der Baron Andreas von Sydow hat sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.“

Josefine erschrack heftig.

„Die kleine Lisette hat er zur Erbin eingesetzt,“ fuhr Markus fort. „Und Baron Emil ist Vormund geworden. Wir werden also mit ihm zu verhandeln haben. Sie erfreuen sich der besonderen Vorliebe dieses Herrn — machen Sie dem Justizrathe einen Strich durch die Rechnung.“

Josefine kürzte ihren Spaziergang ab; erschüttert ging sie in das Hotel zurück.

„Das ist nun das dritte Opfer der Börsenspekulationen," dachte sie weinend. „Gebe Gott, daß mein Vater ein friedliches Alter erlebt!"

Ende des dritten Bandes.

Druck von A. Dorfmeister.

In Franz Leo's Verlags-Expedition in Wien,
Laimgrube Nr. 142,
ist erschienen und daselbst zu haben, wie auch durch alle Buchhandlungen zum selben Preise zu beziehen,

als angenehme und billige

Unterhaltungs-Lectüre

für alle Stände

angelegentlichst zu empfehlen:

Blumen und Knospen. Gesammelt zur Würze trüber Stunden. In gefälligem Umschlag 40 Nkr.

Bowitsch Ludw., **Lebensbilder** und **Novellen.** Elegant broschirt 40 Nkr.

„ „ **Romantische Dichtungen.** In gefälligem Umschlag 50 Nkr.

„ „ **Oesterreichisches Balladenbuch.** 2 Bände. (80 Bogen stark.) In farbigem Umschlag 2 fl.

Donaublumen. Eine Sammlung interessanter Novellen, Erzählungen und Gedichte. Herausgegeben von Carl Löffl. In gefälligem Umschlag broschirt 60 Nkr.

Horn, Uffo, Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in einem Akt. Elegant broschirt 30 Nkr.

Juwelenkästchen der Erheiterung. Eine Gallerie auserlesener Novellen, Erzählungen, Biographien und merkwürdiger Ereignisse aus allen Theilen der Erde. Broschirt 40 Nkr.

Kartsch Joh., **Feldblumeln.** Gedichte in österreichischer Mundart. Zwei Busch'n (Theile). Elegant broschirt 80 Nkr.

Schön F., Beatrice Cenci. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit schönem Stahlstich. Broschirt 40 Nkr.

Winter-Lectüre. Eine Sammlung Original-Erzählungen, Novellen und Mährchen. 2 Bände. Gebunden 1 fl. 40 Nkr.

☞ P. T. Abnehmer der ganzen vorstehenden Sammlung **von zehn vollständigen Werken,** in 13 Bänden, erhalten dieselbe statt 7 fl. 20 kr. für

!!! nur fünf Gulden Ö. W. !!!

wofür sie auch gegen Einsendung des Betrages oder Post-Nachnahme von obiger Verlags-Expedition überallhin versendet wird.

Druck von L. C. Zamarski und C. Dittmarsch.

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

IV. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

Börse und Leben.

Roman

von

August Schrader.

Börse und Leben.

Original-Roman in vier Bänden

von

August Schrader.

IV. Band.

Wien 1861.

Franz Leo's Verlags-Expedition.

RBR
Jantz
#203
bd.4

Erstes Kapitel.

Spekulationen.

Es war gegen neun Uhr Morgens, als der Banquier Kaiser in sein Arbeitskabinet trat. Die Post hatte eine Anzahl Briefe gebracht, die der Chef zu eröffnen begann. Der eine derselben erregte vorzüglich seine Aufmerksamkeit; er las ihn zweimal.

„Doktor Laurent!“ murmelte er. „Der Mann begeht eine große Unvorsichtigkeit, indem er solche Dinge einem Briefe anvertraut. Die Zeilen sind glücklich in meine Hände gelangt, wir werden unsere Maßregeln darnach ergreifen. Der Oberst von Melin befindet sich in Köln, er wird seine Reise nach Amsterdam nicht ausführen. Aber der Jude, der Jude! Nun, er ist eben ein Jude, und wird mit sich handeln lassen.“

Komptoiristen kamen und gingen. Herr Kaiser antwortete ruhig, wenn man ihn um Etwas befragte. Der Geschäftsverkehr begann und nahm seinen gewöhnlichen

Verlauf. Ein Sensal erschien, ein Mann in dem Alter des Banquiers. Die beiden Männer nannten sich „Du," sie mußten lange und intim befreundet sein.

Der Sensal, Reineck, schloß vorsichtig die Thüre hinter sich. Dann zog er den Banquier zu sich auf den kleinen Sopha, der so gestellt war, daß die Sitzenden durch die Glasthüre das angrenzende Comptoir beobachten konnten. Reineck war sehr sauber gekleidet; der schwarze Frack und die weiße Halsbinde gaben ihm das Ansehen eines protestantischen Dorfgeistlichen. Wer ihn nicht kannte, würde kaum geglaubt haben, daß dieser würdevolle Mann in Papieren machte. Und doch war er einer der Sensale, die an der Börse den Ton angaben.

Herr Kaiser wußte den Mann zu schätzen.

„Freund!" fragte der Sensal, „wie steht es mit der B. D. Eisenbahn?"

„Ich glaube nicht schlecht."

„Die ministerielle Genehmigung zum Baue der Zweigbahn ist demnach erfolgt?"

„Sie steht in Aussicht. Aber die Acquisition des Grund und Bodens stößt auf Schwierigkeiten."

„Sie werden doch zu überwinden sein ..."

„Hoffentlich. Es ist mir lieb, daß Du gekommen bist, Reineck!"

„Warum, Freund?"

„Wir können noch vor dem Eintreffen der ministeriellen Verfügung einen Coup ausführen."

„Laß hören, Kaiser!“

„Die Hauptbahn, deren Kassier ich bin, rentirt schlecht; trotzdem zahlen wir vom ersten Juni fünfzehn Prozent Dividende. So ist in der Sitzung des Direktoriums beschlossen.“

„Gut; aber woher kommt das Geld?“

„Aus dem Betriebskapitale. Wir können es für die kurze Zeit entbehren.“

„Das will mir nicht einleuchten.“

„Du wirst mich bald verstehen, Freund Reineck! Wir wissen, daß das Ministerium die Genehmigung an Bedingungen knüpfen wird, deren Erfüllung von uns abhängig ist. Wir behalten also freie Hand.“

„Gut, das ist ein Vortheil!“ meinte der Sensal.

„Ein enormer.“

„Ihr könnt bauen und könnt es unterlassen, ohne Euch zu kompromittiren.“

„Ganz recht. Und auf diese Chance ist meine Spekulation basirt.“

„Laß hören, Freund Kaiser!“

Die beiden Männer rückten näher zusammen.

„Die öffentliche Meinung,“ fuhr Kaiser fort, „hofft ein bedeutendes Steigen der Aktien, sobald die Ausführung der Zweigbahn feststeht. Diese Hoffnung ist gegründet, denn unsere Bahn wird den ganzen Güterverkehr nach dem Westen an sich reißen. Nun müssen

wir die öffentliche Meinung bestärken. Du wirst von heute an Deine Agenten dahin instruiren, daß sie soviel nur möglich die Aktien unserer Bahn aufkaufen. Wenn Du kaufst, mein Freund! weiß man, was die Glocke geschlagen hat. Nun wird sich von allen Seiten Nachfrage erheben, man wird mit Dir konkurriren wollen und unsere Aktien steigen im Preise. Jetzt werfen wir unsern ganzen Vorrath auf den Markt — die Leute werden kaufen in Erwartung eines rentabeln Geschäfts, und sie werden rasch kaufen, damit die Preise nicht noch höher steigen. Die Agenten der Frankfurter und Hamburger Börsenmänner werden irre geleitet, da sie den Bau der Zweigbahn als gesichert präsumiren, und wir verkaufen alle unsere Papiere zu guten Preisen. Du weißt, daß wir deren eine beträchtliche Anzahl bei dem schlechten Stande zurückgekauft haben. Nach vier Wochen kommt wirklich die Genehmigung — aber wir bauen nicht, da wir auf unübersteigliche Hindernisse stoßen. Die Aktien werden wieder auf vierzig fallen, man wird sie uns bieten, und wir werden kaufen. Das ist ein einfaches und sicheres Geschäft."

Der Sensal lächelte und drückte dem Freunde die Hand.

„Ist das Geschäft nun zu Ende?" fragte er.

Auch der Banquier lächelte.

„Mann! Du erräthst meine Gedanken," rief er leise aus.

„Später werden die Hindernisse beseitigt, der Bau beginnt, und die Aktien kommen zum zweiten Male auf den Markt. Nicht wahr? das ist ein doppeltes Geschäft."

„Begnügen wir uns zunächst mit dem einfachen."

Man stellte nun die Einzelnheiten fest und die Angelegenheit war geordnet.

„Jetzt, Freund!" sagte der Sensal, „erlaube mir, daß ich auf den Punkt komme, der mich eigentlich zu Dir führt. Wie steht es mit dem Wechsel des Barons Andreas von Sydow? Du hast ihn zum Inkasso übernommen, um den Alten zu zwingen, sein Gut zu verkaufen ..."

„Ganz recht. Freund!" fragte ernst der Banquier, „hast Du den Wechsel angekauft?"

„Nein."

„Desto besser."

„Der Domherr P. hat ihn mir zum Verkaufe übergeben. Aber warum — desto besser?"

„Andreas von Sydow hat sich erschossen."

Der Sensal erstaunte.

„Erschossen?" wiederholte er gedehnt.

„Man fand ihn Morgens mit zerschmettertem Schädel in seinem Bette. Seine Vermögensverhältnisse waren vollständig derangirt wie sein Geist."

„Mein armer Freund!" seufzte Reineck.

„Du bist also nicht in Mitleidenschaft gezogen?"

„Ich habe fünftausend Thaler darauf gezahlt.“

„So beruhige Dich; der Justizrath Ernst ordnet den Nachlaß, ich sorge dafür, daß er Deiner gedenkt. Du hast mein Wort. Das Gut fällt sicher in unsere Hände.“

Die beiden Spekulanten trennten sich, nachdem der Sensal versprochen hatte, sofort seine Thätigkeit zu beginnen. Der Banquier nahm ruhig seine Geschäfte wieder auf. Er ging durch die Komptoirs und besuchte die Kasse. Ueberall herrschte Ordnung und rege Thätigkeit. Befriedigt kehrte er in sein Kabinet zurück. Nach einiger Zeit trat ein junger Kommis ein.

„Was gibt's?“ fragte der Chef.

„Eine Dame wünscht Herrn Kaiser zu sprechen.“

„Eine Dame?“

„Ja.“

„Wer ist sie?“

„Sie nannte ihren Namen nicht.“

„Fragen Sie nach dem Namen.“

Der Kommis ging. Nach zwei Minuten erschien er wieder.

„Nun?“

„Sie bittet um die Erlaubniß, sich Ihnen selbst nennen zu dürfen.“

„So!“

„Ihr Besuch beträfe eine Geschäftsangelegenheit.“

„Sie mag kommen.“

Eine bejahrte Dame trat ein. Ihre Toilette war dadurch auffallend, daß die einzelnen Stücke derselben elegant und aus kostbaren Stoffen gefertigt, aber größtentheils schon abgenutzt waren. Der schwarze Florhut war reich mit verschossenen Blumen geziert, der feine weiße Kaschmirshawl hatte seine erste Farbe verloren und das grüne Seidenkleid mit großen Falten zeigte verschiedene defekte Stellen. Der Schleier, der offenbar einmal blau gewesen, hing lang über den Rücken herab. Die Dame, mit dem feinen, aber abgelebten Gesichte, trat keck ein, ihren zusammengeschlagenen Sonnenschirm als Stock benutzend. Sie grüßte durch eine Verbeugung, die einer Fanny Elßler oder einer Taglioni Ehre gemacht haben würde.

Der Banquier dankte stolz. Dann sah er den Besuch erwartungsvoll an.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" fragte sie lächelnd.

Bei dieser Gelegenheit zeigte sie ihre Zähne, die nicht nur vollständig, sondern auch noch blendend weiß waren. Die Fremde war eine jener besonderen Schönheiten, welche selbst das Alter nicht so leicht zu zerstören vermag.

Herr Kaiser verneinte es mit vornehmer Miene.

„Ich bitte, Madame! nennen Sie mir Ihren Namen."

„Sabine von Hoyer."

„Mein Gott!“ rief der Banquier erstaunt.

„Ich bin alt und häßlich geworden ...“

„Fräulein von Hoyer — Sie, Sie?“

Herr Kaiser war eben so bewegt, als erstaunt. Er reichte der Dame die Hand und führte sie zur Sopha. Sabine beobachtete den Anstand der feinen vornehmen Dame. Ihre auffallende Toilette bildete einen fast lächerlicher Kontrast zu diesem Benehmen. Der Banquier hatte Sabinen in ihrer Blüthezeit gekannt, und damals war sie ein Meteor unter den Frauen, eine berühmte Schönheit gewesen. Mehr als ein Duell war ihretwegen geschlagen, gestoßen und geschossen. Das unfruchtbare Bemühen, ihre Armuth durch Flitter zu verdecken, ließ sie in den Augen des Banquiers rührend erscheinen. Ihr sonst schneeweißer Teint war ein wenig gelb geworden und hier und da zeigten sich Furchen. In dem schwarzen Haare glänzten einige feine Silberstreifen. Das große blaue Auge war immer noch klar und hell. Wer diese Züge einmal gesehen, konnte sie nie wieder vergessen.

Der Banquier hatte bald seine Geschäftsruhe wieder angenommen.

„Wie soll ich Sie nennen?“ fragte er.

„Ich bin die Gattin des Obersten von Melin.“

Herr Kaiser verfiel in neues Erstaunen.

„Des Obersten!“ rief er aus. „Aber soviel ich erfahren, hat Herr von Elsborn ...“

„Herr von Elsborn hat schlecht an mir gehandelt, trotzdem ich mich ihm habe antrauen lassen. Doch übergehen wir diesen traurigen Abschnitt meines Lebens..."

„Sie führt ein Geschäft zu mir."

„Ein Geldgeschäft, mein Herr! zunächst."

„Lassen Sie hören."

„Der Domherr P. hat dem Sensal Reineck einen Wechsel des Barons Andreas von Sydow übergeben lassen, wonach der Baron dem Obersten von Melin dreißigtausend Thaler schuldet. Ich war die Ueberbringerin des Wechsels und erhielt eine vorläufige Abschlagszahlung von fünftausend Thalern. Den Rest sollte ich erhalten, sobald das Papier eingelöst sei. Dem Sensal hatte ich ein Proxeneticum von dreitausend Thalern versprochen. Mithin habe ich an das Papier noch eine Forderung von zweiundzwanzigtausend Thalern. Das Papier ist gut — Sie müssen es ja wissen, da es sich in Ihren Händen befindet."

Herr Kaiser nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Wer hat Ihnen das gesagt?" murmelte er dann.

„Mir ist es bekannt," unterbrach ihn lächelnd Sabine, „und dies mag für den Augenblick genügen."

„Ihr Wechsel, Madame! hat keinen Werth mehr."

„Warum?" fragte ich lebhaft.

„Weil der Aussteller todt ist."

Sabine sprang auf.

„Andreas von Sydow?" rief sie aus.

„Hat sich vor einigen Tagen eine Kugel durch den Kopf geschossen. Zweifeln Sie nicht, ich habe zuverlässige Nachrichten von Elsborn."

Sabine starrte den Banquier an. Aber schon im nächsten Augenblicke nahm sie den gewöhnlichen Konversationston wieder an.

„Der Baron ist von jeher ein Hypochonder gewesen — Gott habe ihn selig!"

Bei diesen Worten setzte sie sich auf ihren Platz zurück.

„Sie sehen, Madame! daß sich mit diesem Papiere Nichts anfangen läßt. Der arme Sensal hat seine fünftausend Thaler verloren."

„Verzeihung, mein Herr! das Papier bleibt dennoch gut."

„Der Aussteller kann seine Unterschrift nicht rekognosziren."

„Dessen bedarf es auch nicht."

„Bedenken Sie nur, es können falsche Wechsel vorgezeigt werden."

„Der Sensal ist ein Mann der Sicherheit; er kauft schlechte Papiere wahrlich nicht. Der Betrag dieses Wechsels steht zugleich als Hypothekenschuld auf dem Rittergute. Der Oberst von Melin, mein Herr! sieht sich vor. Ich hatte triftige Gründe, mich eines Vermittlers zu bedienen, sonst würde ich mich an den Baron selbst gewendet haben. Hier ist die Quittung des Sensals."

Kaiser prüfte das Papier und erkannte es als richtig an.

„Nun wollen Sie, daß ich den Wechsel kaufe?“ fragte er dann.

„Und sich mit dem Sensal arrangiren, der, wie ich weiß, Ihr Geschäftsfreund ist.“

„Geben Sie mir einige Tage Zeit zu überlegen, und ich glaube, daß ich Ihnen werde eine günstige Antwort ertheilen können.“

Sabine zuckte lächelnd mit den Achseln.

„Einige Tage — das könnte für mich zu spät werden! Es liegt in meinem Interesse, daß ich das Geschäft heute abschließe. Hören Sie meine Bedingungen: Sie ziehen das übliche Diskonto ab, zahlen mir fünfzehntausend Thaler in B. D. Eisenbahn-Aktien und den Rest in Banknoten. Die Aktien nehme ich natürlich zum Tageskurse.“

„Wie, wollen Sie spekuliren?“

„Man kann sein Geld nicht besser anlegen, und die Wechselsumme ist das ganze Vermögen, das mir von meinem Manne zu Theil geworden. Ich stehe allein in der Welt und muß auf meinen Vortheil bedacht sein. Bei den günstigen Aussichten, welche die genannte Bahn eröffnet, werde ich morgen theuerer kaufen müssen als heute. Sie als Banquier wissen, wie viel auf einen Tag ankommt. So habe ich mich denn an Sie gewendet, im Vertrauen auf unsere Bekanntschaft aus jüngeren Jahren.“

„O, Madame! ich erinnere mich des Fräuleins von Hoyer noch mit großem Interesse, denn sie feierte Triumphe, wo sie erschien. Zweifeln Sie nicht an meiner Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen; aber bedenken Sie auch, daß ich Geschäftsmann bin."

„So weisen Sie mich ab?" fragte Sabine pikirt.

„Nein!"

„Aber Sie wollen eine Zögerung herbeiführen, damit ich meine Aktien erst in einigen Tagen kaufen kann, wenn sie um fünfzehn bis zwanzig Prozent gestiegen sind. Ah, das ist der Geschäftsmann," rief sie schelmisch mit dem Finger drohend. „Sie sind Kassier der Eisenbahn-Kompagnie und müssen auf den Vortheil derselben bedacht sein — ich setze nämlich nicht voraus, daß Sie selbst so viel als möglich kaufen wollen. Wenn dies wäre, spräche der Banquier aus Ihnen."

„Sie sprechen wie ein gewiegter Börsenmann!" rief Kaiser.

„Wollen die Herren in der Schöpfung allein das Recht haben, an der Börse zu spielen? Wir arme Frauen werden von so Manchem ausgeschlossen, weil wir — Frauen sind. Ist es denn ein so großes Kunststück, die Börsenmanöver zu verfolgen und sich ihnen anzuschließen? So viel Muth und Verstand, als dazu gehört, besitzt auch eine Frau. Ich habe gewonnen und verloren, ich bin reich, bin arm gewesen — Nichts schreckt mich ab. Jetzt habe ich Erfahrungen gesammelt,

und wenn mir das Glück nicht ganz ungünstig ist, werde ich bald so viel gewinnen, um den Rest meiner Tage sorglos verbringen zu können. Von den Menschen erwarte ich nichts mehr, sie sind alle Egoisten und haben nur Sinne für den Mammon."

„Diese Ansichten haben Sie, Sie, Sabine von Hoyer?"

„Gerade ich, mein Herr! Und Sabine von Hoyer hat wohl Gelegenheit gehabt, die Menschen kennen zu lernen. Und ich habe sie kennen gelernt!" fügte sie bestimmt und mit Bitterkeit hinzu. „Ist das ein Drängen und Treiben — man kann es Rasen nennen! Jeder will gewinnen, ohne zu arbeiten. Es gibt nur noch einen Stand in der Welt, den der Börsenspekulanten. Die Männer vernachlässigen ihre Frauen, weil sie nur Sinn für ihre Papiere haben. Steigen die Kurse, so sieht die Frau ein freundliches Gesicht; sinken sie, so hat sie einen düstern, grämlichen Mann. Die wahre Liebe ist verschwunden. Wer schließt jetzt die Ehen? Die Börse. Wer löst oft glückliche Ehen? Die Börse! Sie trennt den Vater von den Kindern und raubt der Braut den Bräutigam. In alle Verhältnisse greift sie ein, selten zum Glücke, am häufigsten aber zum Verderben. Sie führt selbst in den Kerker und auf das Blutgerüst. Der Beispiele liegen genug vor."

„Und doch haben Sie sich diesem gefährlichen Institute zugewendet!" sagte der Banquier.

„Die Frau, mein Herr! ist vorsichtiger, als der Mann, auch trägt sie den Verlust ruhiger. Der spezielle Fall, meine Person anbetreffend, ist übrigens eine Ausnahme, denn seltsamere Verhältnisse, als die meinigen, finden Sie wohl nicht leicht in der Welt. Ich bin, so zu sagen, von dem Glücke des Lebens verlassen und auf die Börse angewiesen. Doch genug; wann also werde ich die Entscheidung von Ihnen erhalten?"

Der Banquier sann einige Augenblicke nach und lud dann die Dame zu Nachmittags fünf Uhr zu sich ein.

„Ueber das Geldgeschäft hätten wir also für jetzt Nichts weiter zu sprechen. Ich gehe zu einer Familienangelegenheit über."

Herr Kaiser sah nach seiner goldenen Uhr.

„Die Zeit drängt," murmelte er. „Die Komptoirstunden sind mir kostbar ..."

„Verzeihung, ich muß Sie trotzdem bitten, mich anzuhören, denn auch der Geschäftsmann ist bei dieser Familienangelegenheit betheiligt. Sie sind der Banquier des russischen Fürsten Borutschoff ..."

„Wie können Sie das wissen?"

„Ah, mein Herr! das ist ein Börsengeheimniß!" rief Sabine, schlau lächelnd. „Sie sind also der Banquier des Fürsten?"

„Ja,"

„Der Fürst lebt gegenwärtig in Berlin."

„Soviel ich weiß."

„Staunen Sie nicht, ich werde Ihnen noch mehr sagen, um Ihr Vertrauen zu gewinnen, dessen ich bedarf."

„Sie erregen meine Neugierde."

„Von dem Fürsten ist Ihnen — ich glaube im März — ein Brief zugegangen."

„Madame!"

„In diesem Briefe wurden Sie aufgefordert, sich einer jungen Frau anzunehmen, die auf ihrer Reise nach Köln kommen würde. Madame Seltenau muß angekommen sein."

„Ich glaube!" sagte unbestimmt Herr Kaiser.

Sabine sah ihn forschend an.

„Sie glauben es?" wiederholte sie.

„Nun ja, es melden sich so viele Fremde in meinem Komptoir — es gehen so viel Empfehlungen ein, daß ich über einzelne Personen augenblicklich nicht Auskunft ertheilen kann."

„So erlauben Sie mir, daß ich Ihrem Gedächtnisse einige Anhaltspunkte gebe. Madame Seltenau ward Ihnen in dem Briefe als eine auffallende Schönheit, aber auch zugleich als eine leichtsinnige Person geschildert, die einer Ueberwachung bedürfe. Und dieser Ueberwachung sollten Sie sich unterziehen. Der Fürst, den diplomatische Geschäfte an Berlin fesseln, wollte im Frühlinge hier eintreffen, um die junge Frau kennen zu

lernen. Sie sehen, daß ich den Inhalt des Briefes, den Ihnen der Diplomat geschrieben, genau kenne. Man hat Ihnen auch eine nicht unbedeutende Summe zur Verpflegung der jungen Frau ausgesetzt, die der Welt ein Kind geschenkt haben muß. Ah, ich lese es in Ihren Mienen, daß ich Recht habe! Das Kind liegt dem Fürsten mehr am Herzen, als die Mutter. Man hat Ihnen dies deutlich zu erkennen gegeben. Mir aber liegen Mutter und Kind am Herzen, und darum möchte ich von Ihnen erfahren, wo sich Beide befinden."

Herr Kaiser hatte lächelnd die Ringe an seinen fleischigen Fingern betrachtet.

„Madame!" entgegnete er nach einer Pause, „Sie haben mir allerdings Eröffnungen gemacht, deren Richtigkeit ich als ehrlicher Mann nicht ableugnen kann; Sie begreifen aber, daß ich das Geheimniß fremder Personen nicht preisgeben darf. Der Fürst hat mir Verschwiegenheit anempfohlen, selbst der jungen Frau gegenüber, die sich in einer doppelt mißlichen Lage befindet, wenn ich ihren Aufenthalt nicht geheim halte. Der Fürst muß bald eintreffen; will er Ihnen gestatten ..."

„Ich muß weiter gehen," sagte ungeduldig Sabine. „Es könnte leicht möglich sein, daß der Fürst nicht so bald eintrifft, und ich muß Madame Seltenau sprechen, die auf meine Annäherung wartet. Sie wollen Ihr Geheimniß nicht preisgeben — gut, so behalte ich das meinige für mich."

„Von welchem Geheimnisse sprechen Sie, Madame?“

„Der Fürst sucht den Gatten der jungen Frau.“

„Ganz recht. Es liegt ihm viel daran, den jungen Mann aufzufinden, der sich seltsamerweise von seiner Gattin, die er zärtlich liebt, getrennt hat.“

„Nun, mein Herr! ich kann Auskunft über Albert Lisinsky geben.“

Das Erstaunen des Banquiers erreichte den höchsten Grad, als er diesen Namen hörte.

Sabine sah ihn triumphirend an.

„Sie?“ fragte Herr Kaiser.

„Ich, Sabine von Hoyer, die Börsenspekulantin. Machen wir, statt in Papieren, in Geheimnissen ein Geschäft. Es ist dies ebenso gut eine Spekulation wie jede andere, und wir werden Beide dabei gewinnen. Heute stehen die Kurse noch gut; morgen oder übermorgen könnten sie den Austausch erschweren. Uebersehen Sie dieses Avertissement nicht, das ich Ihnen wohlmeinend ertheilt. Sie wissen aus Erfahrung, daß man zu Zeiten an dem festhält, was man früher ausgeboten hat.“

Der Banquier stand rasch auf.

„Sie schenken mir diesen Nachmittag fünf Uhr einen zweiten Besuch, und wir werden uns, so hoffe ich, verständigen.“

„Ueber beide Punkte?“

„Ueber beide Punkte!“

Er reichte der Dame freundschaftlich die Hand. Sabine grüßte durch eine ceremonielle Verneigung und entfernte sich, vornehm kalt vor sich hin lächelnd.

Herr Kaiser rieb mit beiden Händen seine Stirn, als ob er die so jäh einstürmenden Ereignisse nicht fassen könne. Dann holte er den Brief des Fürsten hervor, den er unter seinen Privatpapieren sorgfältig aufbewahrte, und las ihn mit großer Aufmerksamkeit.

„Das Weib hat Recht!“ rief er unwillkürlich aus. „Albert Lisinsky! Mir war der Name entfallen. Doch, das ist Sache des Justizraths; er mag das Arrangement mit dieser verschmitzten Person übernehmen.“

Er schrieb einen Brief und siegelte ihn. Dann rief er Just, den Komptoirdiener.

„Zu dem Justizrath Ernst! Es hat Eile!“

Zweites Kapitel.

Der Ex-Notar.

Zugleich mit Sabine verließ Sidonie, die Gattin des Banquiers, das Haus. Beide Frauen begegneten sich auf dem Perron. Sidonie sah verwundert der auffallend geputzten Dame nach.

„Das ist wahrscheinlich eine Schauspielerin!“ dachte sie. „Geldgeschäfte können sie wohl nicht in das Komp-

toir führen — vielleicht hat sie Herrn Kaiser einen Privatbesuch abgestattet. Mein Mann ist ein Ungeheuer? O, wer mir das gesagt hätte, als er um meine Hand warb! Aus dem blöden Jünglinge, der zaghaft seine Carrière begann, ist ein kecker Geschäftsmann und ein tyrannischer Gatte geworden. Aber ich beuge mich nicht, mein Herr! Sie werden bald in mir die Meisterin erkennen. Sie haben den Kampf begonnen, messen Sie sich nun auch die Niederlage bei, die nicht ausbleiben wird. Das Geld verleiht Macht, und ich besitze Geld!"

Sie bestieg den Wagen, der sie nach dem Dome brachte. Vor einer der Seitenthüren mußte der Kutscher halten. Friedrich, der Bediente, öffnete den Schlag. Madame Kaiser, in strahlender Toilette stieg aus.

„Friedrich! ich werde die Messe und die Predigt hören. Fahre zurück — um zwölf Uhr bist Du wieder hier!"

„Zu Befehl, Madame Kaiser!"

Der Wagen rollte davon. Die Dame betrat das Gotteshaus, aber nicht in der dem Bedienten angegebenen Absicht; sie durcheilte das Schiff der großen gewaltigen Kirche, in der eine kleine Anzahl Andächtiger die heilige Messe hörte, und suchte einen Ausgang auf der entgegengesetzten Seite zu gewinnen. In der geräumigen Vorhalle dieses Ausganges trat ihr eine junge Dame höchst elegant gekleidet, entgegen. Sidonie müßte nicht Sidonie gewesen sein, wenn sie hätte

ruhig vorübergehen wollen, nachdem sie Madame Seltenau erkannt, die Schöne, die ihr jetzt so gefährlich geworden war, denn ihr schrieb sie das veränderte Benehmen ihres Gatten zu.

Madame Seltenau war reizend in der gewählten Frühlings-Toilette; ihre Wangen blüheten, ihre Augen glänzten. Ein freundliches Lächeln umspielte ihren feinen Mund. Sie kannte die Gattin des Banquiers nicht. In Sidonie erwachten alle Furien der Leidenschaft.

„Ah, Madame Seltenau!" rief sie aus.

Die Angeredete stutzte; aber sie verlor ihre Freundlichkeit nicht. Der Leser erräth wohl, daß der Zufall Josefinen der Gattin des Banquiers entgegengeführt hatte.

Josefine war nicht überrascht, sie wußte ja, daß sie eine Doppelgängerin hatte. Heute beschloß sie, Louisens Rolle zu spielen, denn sie hielt dies für das beste Mittel, endlich Näheres über die Schwester zu erfahren. Man sieht, daß es der Justizrath für gut befunden, den Aufenthalt Louisens zu verschweigen.

Josefine verneigte sich, um sich als die angeredete Person erkennen zu geben. Hätte Sie nur eine Ahnung gehabt, wer die Dame sein könne. Die Leidenschaft Sidoniens kam ihr zu Hilfe. Wir müssen hinzufügen, daß Sidonie von der Existenz der Doppelgängerin nichts wußte. Bei dem Anblicke der Schönheit der jungen Dame erreichte ihre Entrüstung den höchsten Grad; sie vergaß den heiligen Ort, vergaß sich selbst.

„Erröthen Sie nicht, indem Sie mich ansehen, Madame Seltenau?"

„Verzeihung, ich wüßte keinen Grund!" antwortete Josefine mit erkünstelter Verlegenheit.

„Keinen Grund!"

„Der Schein mag gegen mich sein ..."

„So rechtfertigen Sie sich!"

„Fragen Sie, Madame!"

„O, Sie spielen eine traurige Rolle!" flüsterte Sidonie in einem Tone, der Verachtung und Haß zugleich ausdrückte.

„Ich wiederhole Ihnen, Madame ..."

„Diese Ruhe mir gegenüber! Es ist empörend!"

„Meine Ruhe werde ich überall bewahren."

„Auch der Gattin des Banquiers Kaiser gegenüber?" fragte Sidonie mit Stolz.

Josefine kannte jetzt die Dame. Nun galt es Louisens Verhältniß zu dem Banquier zu erforschen.

„Man hat mich bei Madame Kaiser verleumdet."

„Auch das noch!" rief Sidonie. „Die Umstände sprechen so laut gegen Sie, daß ich Sie verurtheilen muß."

„Ort und Zeit sind so wenig zu meiner Rechtfertigung geeignet, daß ich Madame Kaiser bitte, mir später eine Unterredung zu gewähren, die wohl dazu beitragen dürfte, meine Person in ein anderes Licht zu stellen."

Sidonie konnte ihren Argwohn nicht verbannen; sie glaubte an eine List ihres Mannes. Kannte der Banquier nicht ein wichtiges Geheimniß aus ihrem Leben? Hatte er nicht Emil von Sydow gesprochen, der treulos ihre Ehre zerfleischt? Die schöne Frau, die jetzt beschämt vor ihr stand, konnte ihr ja eine Waffe liefern, die gegen den tyrannischen Mann wirksam zu gebrauchen war. Tag und Nacht hatte sie darauf gesonnen, sich für die Demüthigung, die sie von ihrem Günstlinge erlitten, zu rächen. Wenn sie jetzt einen dunkeln Fleck in seinem Leben entdeckte! Diese Gedanken durchkreuzten wie Blitze ihren Kopf. Sie ward ruhiger und sagte:

„Madame Seltenau kennt meine Wohnung!"

Josefine erinnerte sich, daß sie auf der Reise nach Elsborn die Dame schon gesehen und gesprochen hatte.

„Ja, Madame!" flüsterte sie.

„Ich werde Sie nicht wieder abweisen, wenn Sie Nachmittags zwischen vier und sechs Uhr kommen. Wenden Sie sich an mein Kammermädchen, und Sie sind vorgelassen. Drei Tage gebe ich Ihnen Frist, Ihren Vorsatz auszuführen."

Sie grüßte stolz und rauschte davon.

„Wo hatte ich denn meine Augen?" fragte sich Josefine lächelnd. „Eine alte Bekannte! Der Zorn hatte ihre Züge entstellt, der Zorn über die arme Louise, die ihr gefährlich sein muß. Ich verfolge muthig die Spur,

die doch endlich einmal zum Ziele führen wird. Der Justizrath schweigt — die Gattin des Banquiers soll reden."

Josefine betrat den Dom. Sie war eine gute Christin und versäumte nicht, von Zeit zu Zeit die Messe zu hören, und den Himmel um Genesung des Vaters anzuflehen.

Wir begleiten Sidonie, die in das Freie trat, über den Platz ging, nnd eine von den alten, schmalen Straßen aufsuchte, an denen Köln so reich ist. Die Bemerkung, daß sie den Wagen von dem Dome aus zurücksandte, um die Dienerschaft über den Zweck ihres Ganges zu täuschen, ist wohl überflüssig. Und wahrlich, sie hatte allen Grund, ihren gegenwärtigen Besuch geheim zu halten. Die Straße war keine von den armen, oder wohl gar von den verrufenen; in den alten, hohen Häusern derselben wohnten betriebsame Bürger, vielbeschäftigte Aerzte und gesuchte Advokaten. Es bewiesen dies die Firmen über und an den Thüren. Daß eine geputzte Dame auf dem schmalen Trottoir ging, fiel also nicht auf.

An der braunen Thüre eines schmalen Hauses zeigte sich ein Messingschild mit der Aufschrift: „Rechtsanwalt Adolf P." diese Thüre öffnete Sidonie. Das Innere des Hauses zeigte einen zwar kleinen, aber reinlichen und netten Raum. An der Thüre links stand auf einem angeklebten Papiere mit Kanzleischrift das Wort „Ex-

pedition." Sidonie ging vorüber in den Hintergrund; sie war nicht zum ersten Male hier.

Eine Magd trat ihr entgegen.

„Ich suche den Bruder des Herrn Advokaten."

„Er ist zu Hause."

„Führen Sie mich zu ihm."

Die Magd stieg eine kleine Treppe hinan. Hier zeigte sie auf eine kleine Thüre, dessen Glasfenster mit grünen Gardinen verhüllt war. Sidonie klopfte an und trat auf den Ruf „Herein!" in das Zimmer.

Sie stand vor dem Ex-Notar, dem Domherrn und dem Vormunde der Zwillingsschwestern. Der Leser kennt den kleinen Herrn bereits aus der Erzählung Josefinens. Der Verfasser hat über die Person desselben Nichts weiter hinzuzufügen, als daß der Domherr schneeweißes Haar bekommen hatte und daß seine unzähligen, feinen Gesichtsfalten sich tiefer ausprägten. Im Uebrigen war er, wie ihn Josefine geschildert. Seine Kleidung war höchst sauber, und sein Benehmen fein und freundlich.

Er mußte die Dame erwartet haben.

„Endlich!" rief er aus, ihr beide Hände entgegenstreckend.

Madame Kaiser, die über den kleinen Mann hinwegsah, war so erschöpft, daß sie ihn um einen Platz bat.

Der Domherr führte sie zu dem Sopha, auf dem sie seufzend niedersank.

„Ich bin zu Fuß gekommen, Herr Notar!"

„Eine Vorsicht, die ich billige."

„Der Weg ist weit, das Wetter warm ..."

„Ruhen Sie, Madame! ruhen Sie."

„Ich bitte um ein Glas Wasser!"

Der Notar füllte das Glas aus der Karaffe und präsentirte es der Dame. Diese reichte ihm dankbar die Hand, nachdem sie getrunken. Er küßte zart die Fingerspitzen der weißbehandschuhten Hand.

„Immer noch der Galanthomme!" flüsterte Sidonie mit Genugthuung.

„Man wird älter, Madame ..."

„Ihr Geist bleibt jung ..."

„Auch mein Herz und mein Verstand!" versicherte der Notar.

„Ich glaube Ihnen, ohne daß Sie es mir versichern. Ach, die schöne Zeit ist vorbei, in der wir mit dem Herzen sprachen — heute dürfen wir nur Verstandesmenschen sein."

Der Notar setzte sich zu ihr, indem er sagte:

„Also trockene Philosophen."

„Mir bleibt nur eine Stunde Zeit — ich bitte erstatten Sie Bericht."

Der Notar holte ein zierliches Portefeuille aus der Tasche; nachdem er einige Notizen gelesen hatte, begann er:

„Madame! ich habe in früheren Jahren, ehe ich meinem Bruder meine Praxis übergab, Ihnen manchen

Dienst leisten können; es ist mir lieb, daß ich Ihnen auch jetzt nützlich sein kann. Mein Bruder war mit den Verhältnissen nicht vertraut; er theilte mir Ihren Auftrag mit, und ich selbst habe nun Forschungen angestellt, die ein günstiges Resultat geliefert. Meine Verbindungen kamen mir natürlich dabei zu statten. Die Dinge waren so verwickelt, daß ein Anderer sie nicht hätte entwirren können. Ich war Ihr Rechtsanwalt, als Sie sich mit Ihrer Schwester Cornelia auseinandersetzten, der, weil sie nur Ihre Halbschwester, ein geringer Theil zufiel. Sie heirathete den leichtsinnigen Kapitän Dyck, der die Mitgift seiner Frau bald verschwendete."

„Ist es nöthig," fragte Sidonie, „daß Sie diese Dinge erörtern?"

„Ja. Es ist der leichtern Verständigung wegen."

„Fahren Sie fort."

„Dem Kapitän, Ihrem Schwager, ging es lange Zeit sehr schlecht; er trieb sich in Holland und Belgien herum und lebte als ein echter Industrieritter vom Spiel. Seine Frau, so hörte man, starb vor Elend, Gram und Kummer. Den Sohn, Anton Dyck, brachte man in das Waisenhaus zu Amsterdam; Herr Kaiser nahm ihn später zu sich."

„Weil ich es wollte."

„Vielleicht auch aus einem andern Grunde."

„Wie?" fragte Sidonie auffahrend.

„Sie werden Alles erfahren, Madame! zu diesem Zwecke haben wir ja eine Konferenz. Der Kapitän lernte in Amsterdam den Juden Levi Markus kennen, einen Menschen, der mit der berüchtigten Firma Ascher in überseeischen Erbschaften Geschäfte macht. Ich kenne die Natur des Unternehmens nicht, und dies thut auch Nichts zur Sache, zu dessen Ausführung man den Kapitän, einen waghalsigen und geschickten Mann, verwenden wollte. Markus Levi gab zehntausend Gulden zur Ausrüstung des Kapitäns her, und Herr Kaiser verpflichtete sich, um seinem Schwager zu dienen, diese Summe an den Juden zurückzuzahlen, wenn der Kapitän Unglück haben sollte. Der Kapitän reiste ab, und kam nicht wieder. Man meldete seinen Tod. Der Jude forderte und erhielt sein Geld. Gleich darauf aber lief die Nachricht ein, daß der Kapitän zwei Millionen Gulden hinterlassen habe ..."

„Zwei Millionen ...!"

Der erstaunten Sidonie erstarb das Wort „Gulden" auf der Zunge. Kaiser hatte ihr diese Geschichte ganz anders erzählt.

„Ihr Herr Gemahl," fuhr der Ex-Notar ruhig fort, „den der Kapitän in seinem Testamente zum Vormunde seines Sohnes ernannt, schickte den Justizrath Ernst nach Amsterdam, um das bei der Regierung deponirte Vermögen erheben zu lassen. Man zahlte ihm nur zwei Drittheile aus, da der Jude ein Dokument

produzirte, wonach ihm der Kapitän ein Drittheil von dem Gewinne versprochen. Um dieses Drittheil entstand ein Prozeß, der heute noch obschwebt, weil Herr Kaiser die Echtheit des Dokumentes anficht. Der Jude ist nun hier, um einen Vergleich anzubieten."

„Mir geht ein Licht auf!" flüsterte Sidonie.

„Ich will nicht sagen, Madame! daß Herr Kaiser seine Pflichten als Vormund vernachlässigt, denn er hat das Vermögen Antons in seinem Bankhause angelegt und läßt es Zinsen tragen; aber Anton kennt sein Glück noch nicht, obgleich er jetzt mündig geworden."

„Das ist eine für mich wichtige Eröffnung!"

„Die wichtigste kommt noch."

„Das Testament enthält einen Punkt, den ich nicht ganz aufzuklären vermochte."

„Was ist das?"

„Der Erblasser verordnet, daß, wenn seine Frau noch lebte, diese eine Rente von fünftausend Gulden jährlich erhalten solle; stürbe Anton und die Mutter sei nicht mehr am Leben, so sollten Sie, Madame! als Erbin eintreten."

„Ich! Ich!"

„Hat Ihnen Herr Kaiser Nichts gesagt?"

„Kein Wort!"

Der Notar wiegte lächelnd sein weißes Haupt und sah dabei bedeutungsvoll die erstaunte Dame an.

„Unbegreiflich!" murmelte er.

„O, das Alles hat seine guten Gründe!“ fuhr Sidonie auf. „Ich lebe mit meinem Manne seit einiger Zeit auf einem seltsamen Fuße — doch lassen wir das, wir sprechen später darüber — Sie werden mir Rath ertheilen. Vor der Hand schweigen Sie . . .“

„Ich bin noch nicht fertig, Madame Kaiser!“

„Mein Gott!“

„Das Glück ist mir besonders günstig gewesen.“

„Sie spannen mich auf die Folter!“

„Ihre Schwester Cornelia lebt noch!“

„Wo?“

„In einem belgischen Irrenhause. Der Justizrath Ernst zahlt jährlich tausend Gulden als Unterhaltungskosten. Das Bankhaus Kaiser macht jährlich also ein a Reingewinn von viertausend Gulden.“

„Bezeichnen Sie mir die Anstalt.“

„Hier ist die Adresse des Doktor Laurent, des Besitzers des Irrenhauses.“

Josefine empfing eine Karte, ein glänzendes Blatt, wie es die Geschäftsfirmen auszugeben pflegen, um sich bekannt machen. Auch die Irrenhäuser haben ihre Firmen und Agenten. Die Wahnsinnigen werden als Waare behandelt und nach Befinden in die andere Welt expedirt.

„Aber, mein Herr!“ fragte Sidonie, die sich von ihrem Erstaunen kaum zu erholen vermochte, „sind diese Angaben auch genau?“

„Ich verbürge sie mit meinem grauen Kopf. Nun aber, Madame! rathe ich Ihnen als Jurist, seien Sie vorsichtig und klagen Sie Ihren Mann nicht zu früh an. Geben Sie mir überhaupt Kunde, wenn Sie etwas unternehmen wollen. Ich bleibe in Köln, und um diese Zeit finden Sie mich stets zu Hause."

Eine Uhr schlug zwölf. Madame Kaiser erhob sich rasch. Sie drückte dem kleinen Mann die Hand und entfernte sich. In großer Aufregung erreichte Sie den Dom, den sie wieder durchschreiten wollte. Der Zufall führte ihr zum zweiten Male Josefinen entgegen, die aus dem Innern der Kirche in die Vorhalle trat. Das junge Mädchen grüßte lächelnd.

„Ah, Madame Seltenau!"

„Der Gottesdienst ist soeben zu Ende."

„Ich freue mich, Sie noch einmal zu sehen!" flüsterte die aufgeregte Sidonie.

Josefine verneigte sich.

„Haben Sie mir noch eine Mittheilung zu machen, Madame Kaiser?"

„Wir müssen eine feste Verabredung treffen."

„Worüber?"

„Sie haben mir einen Besuch versprochen."

„Ganz recht."

„Um welche Zeit pflegen Sie meinen Mann zu empfangen?"

„Madame!“ rief Josefine, deren Gesicht plötzlich wie Feuer flammte.

„Legen Sie sich keinen Zwang an. Der Banquier ist Ihr Beschützer und ich bin durchaus nicht eifersüchtig.“

Eine moderne Ehe, wie sie reiche Leute führen, unterliegt keiner Kritik.

Das war ein neuer Aufschluß über Louisens Leben. Josefine durfte nur ausweichend antworten, wenn sie sich nicht verrathen wollte. Die Maske, die sie zu tragen gewohnt, machte ihr keine Schwierigkeiten mehr.

„Sie wollen mir gestatten, mich zu rechtfertigen, Madame!“

„Ihretwegen wäre es mir lieb, wenn Ihnen die Rechtfertigung gelänge.“

„Bieten Sie mir Gelegenheit.“

„Das Landhaus meines Mannes ist zu weit...“

„Ah, das Landhaus!“

„Sie bewohnen es doch noch?“

„Ja, ja!“

„Es ist besser, wenn Sie mich in meinem Zimmer besuchen. Ich lade Sie morgen Abend acht Uhr ein. Mein Wagen wird Sie nach dem Landhause zurückbringen. Sagen Sie zu?“

„Mit Vergnügen, Madame!“

„Auf Wiedersehen!“

Sidonie eilte durch das Schiff der Kirche, trat auf der entgegengesetzten Seite in das Freie und bestieg ihre

Equipage, die sie rasch nach Hause brachte. Sie war zufrieden mit dem Erfolge ihres Ausgangs, denn er überstieg ihre kühnsten Erwartungen. Wirksamere Mittel, sich an dem treulosen, tyrannischen Ehemanne zu rächen, konnten sich ihr nicht bieten; sie hatte ihn jetzt vollständig in ihrer Gewalt.

Josefine konnte sich von ihrer Ueberraschung kaum erholen.

„So steht es mit meiner armen Schwester!" flüsterte sie traurig vor sich hin. „Darum hat sie auch nicht wieder an Babet geschrieben, sie bedarf der Unterstützung nicht mehr. Endlich habe ich sie gefunden, der Wagen des Banquiers wird mich zu ihr bringen. Madame Kaiser, ich stelle mich pünktlich bei ihnen ein."

Sie erreichte bald die freundliche und elegante Privatwohnung, die sie mit ihrem Vater bewohnte, seit er von Aachen angekommen. Als sie das Zimmer betrat, saß der Greis und schrieb. Er stellte immer noch Plane und Berechnungen zu neuen Unternehmungen auf. Börsenberichte und Referate über Generalversammlungen von Eisenbahn-Aktionären bildeten seine Lieblings-Lektüre. Seinen Umgang beschränkte er auf einen Agenten, den er in den Zeiten seiner vollen Börsenthätigkeit kennen gelernt hatte. Sonst war er ruhig, ließ es bei den Projekten bewenden und freute sich der Liebe seiner Tochter, die er stets sein theuerstes Kleinod auf dieser Welt nannte. Um die Verwaltung seines Ver-

mögens, die er Felix' Händen anvertraut, kümmerte er sich nicht; er zeigte sich in dieser Beziehung vollkommen sorglos.

Josefine küßte dem Schreibenden zärtlich die Stirn. Er ließ sich gern unterbrechen.

„Es ist gut, daß Du Elsborn gekauft hast, mein Kind!" sagte er freundlich.

Man erräth wohl, daß die Tochter sich einer Täuschung schuldig gemacht, um den kranken Geist des Vaters zu beruhigen.

„Warum?"

„Die Nachfrage nach gewissen Eisenbahnaktien ist groß — ja, die Börse ist ein sicherer Maßstab! An der Genehmigung der Regierung zum Bau der Zweigbahn ist nicht mehr zu zweifeln..."

„Haben Sie Nachrichten erhalten, Vater?"

„Die besten."

„Das freut mich."

„Und nun mache ich mit Elsborn ein anderes Geschäft. Dein Vermögen, mein Kind! wird zu einer Million anwachsen. Siehst Du, jetzt weiß ich doch, für wen ich erwerbe, jetzt hat meine Thätigkeit einen guten Zweck. Du sollst wie eine Fürstin leben, Louise!"

„Von welchem Geschäfte sprechen Sie, Vater?"

„Die Eisenbahn-Kompagnie muß Elsborn von mir kaufen!" flüsterte er geheimnißvoll. „Begreifst Du mich wohl mein Kind?"

„Vollkommen! Vollkommen!"

„Und ich bestimme den Kaufpreis!" fügte er hinzu, während seine großen Augen glänzten.

„Wollen Sie nicht auf Elsborn wohnen?"

„Nein, ich habe meinen Plan geändert. Das Geschäft geht vor. Wir werden in dem freundlichen Landhause wohnen, das ich Deinetwegen habe bauen lassen. Und nun, liebes Kind! laß mich in Ruhe, ich will meinen Kalkul vollenden."

Er ergriff die Feder wieder und schrieb, Josefine beobachtete ihn eine Minute mit schmerzlichen Blicken, dann suchte sie die alte Babet auf, die in der Küche beschäftigt war. Hier erzählte sie, was sie über Louise erfahren hatte. Die gute Frau schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; sie weinte vor Entrüstung und Schmerz.

„Gott möge Ihrer Mutter verzeihen!" rief sie aus. „Sie handelt nicht gut an ihren Kindern."

„Wie kommen Sie zu diesem harten Ausspruche, Babet?"

„Wie ich dazu komme?" fragte die Alte entrüstet. „Mein Verstand sagt mir, daß die arme Louise, die Ehrgefühl und ein gutes Herz besitzt, in die Hände der Mutter gefallen ist. Für sie hat sie eine hübsche Summe bekommen — diese Summe wird wohl durchgebracht sein. Dem Domherrn darf sie nicht wieder kommen, denn dieser hält sie in Schach — Sie sind ihr also

verloren. Nun hat sich ihre Spekulation Louisen zugewendet — es ist ein schrecklicher Gedanke! Sie hat die arme Frau an den reichen Banquier verkauft! So hängt die Geschichte zusammen, verlassen Sie sich darauf! Und Sie, mein liebes Kind! müssen darunter leiden. Wenn Niemand sich regt, diesem Schacher ein Ende zu machen, so müssen wir uns regen. Louise muß der Mutter entzogen werden, und wenn die böse Frau mir kommt — o, ich will schon mit ihr fertig werden. Sehen Sie, liebes Fräulein! ich bin, ohne es recht zu wissen und zu wollen, so nach und nach die Genossin des Domherrn geworden. Es ist wahr, mein Diensteifer war nicht am rechten Orte — aber was thut man nicht, um sich ein gutes Unterkommen zu erhalten, denn ich stehe mutterseelen allein in der Welt. Manches konnte mir ja nicht verschwiegen bleiben — aber ich habe es immer zum Besten benutzt. Sie wissen es ja. Wenn ich warnen mußte, so habe ich gewarnt — mehr konnte ich nicht thun. Als mir endlich das Gewissen keine Ruhe ließ, habe ich mich Ihnen ganz angeschlossen."

„Liebe Babet! Sie sind eine brave Frau."

„Ach, ich habe auch großes Leid erlebt. Mein Mann starb, nachdem ich ihn zwei Jahre gehabt, am Nervenfieber, und meine Tochter ging, als ich sie leidlich groß gezogen, mit einer vornehmen Herrschaft auf Reisen, und ist nicht wiedergekommen. Doch, das ist

jetzt Alles Nichts — wir müssen an die arme Louise denken."

„Was ist zu thun?"

„Wir nehmen Sie zu uns in das Haus."

„Aber der Vater weiß ja nicht, daß ich eine Zwillingsschwester habe."

„So wird er es erfahren."

„Sie vergessen, daß sein kranker Geist..."

„Lassen Sie mich nur machen, liebes Kind! Mit dem Herrn Obersten ist es zwar noch nicht ganz richtig, die Spekulationssucht hat ihm ein wenig den Verstand verdreht, aber er wird sein Zwillingskind schon aufnehmen, wenn wir es nur gescheidt anfangen. Der alte Herr ist gut und lenksam. Also morgen Abend?"

„Ja."

„Ich setze ein Zimmer in Bereitschaft."

„Soll ich denn Louisen gleich mitbringen?"

„Versteht sich!" rief Babet eifrig.

„Aber bedenken Sie, Babet..."

„Da ist Nichts zu bedenken. Der Banquier braucht nicht zu wissen, wohin das arme Weib gekommen ist. O, das elende Geld! Es richtet Unheil über Unheil an! Selbst die brave Louise ist ihm zum Opfer gefallen."

„Babet! Ihr Plan ist gut gemeint, aber unausführbar. Louise kann noch nicht bei uns wohnen."

„Warum denn nicht?"

„Sie hat ein kleines Kind. Mein Gott, Sie wissen es ja."

Die Alte stutzte.

„Freilich," murmelte sie, „daran habe ich nicht gedacht. Wenn der Herr Oberst das Geschrei hört — man kann doch nicht wissen, wie er das aufnimmt."

Man brach das Gespräch ab, denn der Mittagstisch mußte vorbereitet werden. Gegen Abend suchte Babet, die den ganzen Tag unruhig gewesen war, Josefinen auf.

„Ich weiß ein Mittel!" flüsterte sie, und ihr altes Gesicht legte sich in freundliche Falten.

„Sprechen Sie, Babet!"

„Die Leute in der Etage über uns wollen mir ein Zimmer vermiethen."

„Das läßt sich hören."

„Soll ich es miethen?"

„Auf der Stelle. Hier ist Geld."

Eine Viertelstunde später war das Geschäft abgeschlossen. Nun galt es aber einen zweiten, sehr wichtigen Punkt in Berathung zu ziehen. Wie sollte Louise mit ihrem Kinde nach der Stadt gebracht werden? Man begriff, daß die größte Heimlichkeit vonnöthen sei, um alle Nachforschungen erfolglos zu machen. Josefine, die sich das Auffinden der Schwester zur höchsten Aufgabe gestellt, besaß neben einem fast männlichen Muthe eine seltsame Erfindungsgabe. Wie sie diese schwierige Frage

löste, werden wir erfahren, wenn wir ihre Schritte beobachten.

Der folgende Tag brachte trübes Wetter. Gegen Mittag zog ein Gewitter heran, das sich mit großer Heftigkeit entlud und einen ruhigen Landregen zurückließ, der den ganzen Tag anhielt. Josefine machte eine einfache, aber reizende Toilette. Dem Vater sagte sie, daß sie das Theater besuchen wolle. Babet versprach, den Greis zeitig zur Ruhe zu bringen, damit er die späte Heimkehr seiner Tochter nicht bemerke. Drei Viertel vor acht Uhr fuhr ein Fiaker vor.

„Mir bebt das Herz vor freudiger Erwartung!" sagte Babet. „Sorgen Sie ja dafür, daß Louise mitkommt."

„Ich werde Nichts versäumen."

„Wie das wohl aussieht, wenn Sie Beide nebeneinander stehen!"

„Adieu, Babet! Oeffne Sie das Haus, wenn ich die Glocke ziehe."

„Meine Vorbereitungen sind getroffen. Viel Glück auf den Weg!"

Babet küßte Josefinen mit mütterlicher Zärtlichkeit. Die junge Dame eilte die Treppe hinab und ließ den Kutscher, einen schon bejahrten Mann mit treuherzigen Mienen, in das Haus treten.

„Hören Sie mich an, lieber Freund!"

„Gern, meine verehrte Dame!" antwortete der Kutscher, indem er seinen Hut zog.

„Sie wissen das Haus des Banquiers Herrn Kaiser?"

„So genau wie den Stall meiner Pferde."

„Gut. Dorthin fahren Sie mich jetzt."

„In zehn Minuten werden Sie dort sein. Ich bitte, steigen Sie ein."

„Halt, ich bin noch nicht fertig, lieber Mann! Hier ist ein Friedrichsd'or."

Sie legte dem erstaunten Kutscher das Goldstück in die Hand.

„Einen zweiten erhalten Sie, wenn Sie meiner Vorschrift pünktlich nachkommen. Merken Sie auf: Sie halten, wenn ich ausgestiegen bin, in der Nähe des Hauses des Banquiers. Es wird vielleicht ein wenig lange dauern . . ."

„Sie werden mich morgen Früh noch dort finden!" rief der erfreute Kutscher.

„Nun behalten Sie die Thüre des Hauses scharf im Auge. Dann werden Sie um neun oder zehn Uhr eine Equipage abfahren sehen, und dieser Equipage folgen Sie zu einem Landhause vor den Thoren der Stadt. An dem Landhause halten Sie wieder, bis ich komme, und dann fahren Sie nach der Stadt zurück. Es gilt einen Scherz — richten Sie es so ein, daß Niemand ihre Absicht bemerkt, und geht Alles gut, so gebe ich Ihnen einen dritten Friedrichsd'or."

Der Kutscher versprach Pünktlichkeit. Josefine stieg ein und fuhr ab. Mit dem Schlage acht Uhr hielt der Wagen vor dem Hause des Banquiers.

Drittes Kapitel.
Sidonie. Die Zwillingsschwestern.

Josefinen klopfte das Herz, als sie die Glocke zog; Die Szene, die sie einer erbitterten Gattin gegenüber zu spielen hatte, war wahrlich nicht leicht, und daß die Gattin des Banquiers sehr heftig werden konnte, wußte sie aus Erfahrung. Wenn Louise wirklich so schuldig war, als es den Anschein hatte, mußte sich ihre Stellvertreterin auf einen harten Kampf gefaßt machen.

Der Portier öffnete; Josefine trat auf die Hausflur und verlangte, durch die Kammerfrau der Madame Kaiser angemeldet zu werden. Der bärtige Mann zog eine Glocke und gleich darauf schlüpfte eine Zofe die Treppe herab.

Josefine gab dem schmucken Zöfchen ihren Wunsch zu erkennen.

„Ah," sagte Marie mit einem seltsamen Lächeln, das ihre Mitwissenschaft um das Geheimniß verrieth, „meine Herrin erwartet Madame Seltenau."

„In diesem Falle hat sich Madame Kaiser nicht getäuscht. Führen Sie mich zu der Dame."

Man kam auf den Korridor des ersten Stockes an und betrat ein Vorzimmer. Marie ließ den Gast einige Augenblicke warten. Dann erschien sie wieder mit den Worten:

„Madame erwartet Sie!"

„Josefine stand der Herrin vom Hause gegenüber. Sidonie, weiß gekleidet, lag nachlässig auf einem blauen Sofa. Sie duftete nach einem wohlriechenden Bade, das sie kurz zuvor genommen hatte. Ein reizendes Spitzenhäubchen mit Rosen bedeckte das nachlässig zusammengelegte Haar der üppigen Frau, die mit erzwungener Freundlichkeit den Besuch empfing.

„Sie sind pünktlich, Madame!" begann sie in einem melancholischen Tone. „Es ist dies ein Beweis, daß Sie an ein günstiges Resultat Ihrer Rechtfertigung glauben."

Josefine verneigte sich mit der ihr natürlichen Anmuth und Grazie.

„Ich bringe kein böses Gewissen mit," sagte sie ein wenig verschämt. „Auch setze ich in Ihre Gerechtigkeitsliebe ein so großes Vertrauen, daß mir eine Verständigung mit Ihnen nur erwünscht sein kann."

In diesem Augenblicke trat Marie mit einem silbernen Armleuchter ein, auf dem drei Kerzen brannten. Die Dämmerung, die in dem eleganten Boudoir geherrscht, verwandelte sich in Tag.

Jetzt erst sah Sidonie ihre Nebenbuhlerin deutlich. Josefine war in schwarze Seide gekleidet. Ein feiner

Kaschmirshawl von weißer Farbe lag nachlässig auf ihren schönen, runden Schultern. Nur eine gewandte und geschmackvolle Dame konnte den Shawl so tragen, wie ihn Josefine trug. Der leichte gelbe Strohhut mit einfachen Kornblumen ließ das schwarze, wie Ebenholz glänzende Haar deutlicher hervortreten. Und nun das leicht geröthete, feine, überaus zarte Gesicht mit den großen dunklen Augen, deren Blicke durch die langen seidigen Wimpern wie verschleiert erschienen, die blühenden Lippen, die edel gebogene Nase, die reine weiße Stirne — Sidonie konnte ihr Erstaunen nicht verbergen, sie gab unwillkürlich ihre nachlässige Stellung auf. War das die arme kranke Frau, der sie Wohlthaten gespendet hatte? Damals, als sie der Wohlthaten bedürftig, hatte sie die Mienen einer resignirten Dulderin gezeigt, das Leid einer bekümmerten jungen Mutter — jetzt stand sie in strahlender Schönheit vor ihr, in glänzender Toilette, ein unbeschreibliches, nicht zu deutendes Lächeln auf den Lippen. Diese Veränderung konnte nur das Glück hervorgebracht haben, und das Glück verdankte die Schöne keinem Andern, als dem reichen Banquier.

Sidonie erröthete bei diesen Gedanken, die rasch in ihr emporstiegen. Sie kämpfte mit Mühe die Aufwallung eines sehr bittern Gefühls nieder.

„Ich bitte, nehmen Sie Platz!“ sagte sie, indem sie auf einen Sessel deutete.

Josefine kam der Einladung nach.

„Unsere Verhältnisse sind eigenthümlicher Art," begann sie schüchtern; „der Schein ist gegen mich und ich werde keine anderen Mittel haben, mich zu rechtfertigen, als offene Antworten auf Ihre Fragen, Madame!"

„Gut, so werde ich fragen, weil Sie es wünschen."

Josefine verneigte sich. Sidonie stützte ihr Kinn auf die blendend weiße Hand, sah forschend die junge Dame an und fragte:

„Wie erkläre ich mir das ungewöhnliche Interesse, das mein Mann an Ihnen nimmt?"

„Madame! diese Frage..."

„Erpreßt mir nicht etwa die Eifersucht!" rief Sidonie stolz.

„Sie haben auch wahrlich keinen Grund dazu. Eine Dame, die so viel Geist und Schönheit vereint..."

„O schmeicheln Sie mir nicht," unterbrach sie rasch Sidonie, obgleich sie von diesem Komplimente angenehm berührt ward, denn die verletzte Eitelkeit war ein Haupthebel ihrer Handlungen. „Mich leitet nur die Neugierde und der Wunsch, meinem Manne die Achtung bewahren zu können, die er von seiner Frau zu fordern hat."

„Madame! vielleicht ist das Interesse des Herrn Kaiser geschäftlicher Natur."

„Vielleicht? Sie wissen es nicht genau?"

„Verzeihung, nein!"

„Aber Herr Kaiser wollte Ihr Kind adoptiren!“ sagte sie mit Nachdruck.

Auf Josefinens Wangen erschien eine hohe Purpurröthe.

„Davon weiß ich Nichts!“ flüsterte sie, die Blicke senkend. „Ich habe nie mit Herrn Kaiser gesprochen.“

„Das ist seltsam. Und doch wohnen Sie in seinem Landhause.“

Josefine dachte, ich sage die Wahrheit und vertheidige meine Schwester.

„Wohl mag es seltsam klingen,“ flüsterte sie; „aber glauben Sie mir, ich habe Herrn Kaiser weder gesehen, noch gesprochen. Vielleicht würde Beides der Fall gewesen sein, wenn sie mich bei meinem ersten Besuche auf der Hausflur nicht empfangen hätten.“

„Und was führte Sie damals in unser Haus?“

„Ich wollte ein Papier wechseln, ein Geschäft, das ich auch eben so gut bei einem anderen Banquier hätte besorgen können. Man hatte mir die Firma Kaiser empfohlen.“

„Um des Himmels willen, wie verwickeln Sie sich, meine Beste!“ rief Sidonie. „Damals wohnten Sie in dem elenden Dachstübchen, empfingen Unterstützung von dem Frauenvereine und sprechen vom Geldwechseln.“

Die Zwillingsschwester fühlte, daß sie jetzt auftreten mußte.

„Meine Lage, Madame! hat sich schnell geändert — in einer Stunde, in einer Minute kann ich sagen. Daß das Landhaus Herrn Kaiser gehört, habe ich erst von Ihnen erfahren. Und nun vergessen Sie nicht, daß die Bewohnerin des Landhauses verheirathet ist, verheirathet mit einem Manne, den sie zärtlich liebt. Nach dem, was ich jetzt weiß, ist es meine Pflicht, mir eine andere Wohnung zu suchen — die Noth zwingt mich nicht zu bleiben — morgen reise ich ab. Dies Ihnen mitzutheilen, Madame! lag mir seit gestern eben so sehr am Herzen, als die Rechtfertigung, die ich mir und Herrn Kaiser schuldig bin. Morgen Früh werden Sie die arme Madame Seltenau nicht mehr in dem Landhause treffen."

Josefine hatte sich erhoben.

„Was ist das?" fragte sich Sidonie, indem Sie die vor Eifer glühende junge Dame ansah.

„Ich bitte, Madame! halten Sie Ihr Versprechen und lassen Sie mich zurückfahren."

Madame Kaiser zog die Glocke.

Die Zofe trat ein.

„Marie! der Wagen soll sogleich vorfahren. Melde mir, wenn es geschehen."

„Zu dienen, Madame!"

Marie verschwand.

„Ich halte mein Versprechen, halten Sie auch das Ihrige," sagte Sidonie, in einem milden Tone. „Es

ist dies das beste Mittel, uns peinliche Auftritte zu ersparen."

„Sie allein wissen, daß ich reise —"

„Und von mir soll es Niemand erfahren."

„Auch mag unsere Unterredung ein Geheimniß bleiben."

„Das verspreche ich Ihnen."

„Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Alles, was Sie an der armen Seltenau gethan und verzeihen Sie ihr, daß sie, ohne es zu wissen und zu wollen, Ihre häusliche Ruhe gestört hat."

Marie trat ein und meldete, daß der Wagen vor der Thüre warte.

Josefine grüßte durch eine tiefe Verneigung, die Sidonie ceremoniell erwiederte.

„Leuchte voran, Marie!"

Die Zofe ging, Josefine folgte.

„Und habe ich Nichts weiter erreicht," rief Sidonie aus, „als die Entfernung dieser Madame Seltenau, über die ich mein Urtheil nicht feststellen kann, so habe ich genug erreicht."

Josefine fand die Equipage vor. Ehe sie einstieg, sah sie sich nach dem Fiaker um — er hielt an seinem Platze.

„Wissen Sie wohin?" fragte sie den Kutscher.

„Nach dem Landhause. Madame hat mir Alles gesagt."

Sie stieg ein, der Portier schloß den Schlag und die leichte Equipage, von zwei muthigen Rossen gezogen, rollte durch die Straßen. Sie lehnte sich aus dem geöffneten Fenster — der Fiaker folgte rasselnd nach. Bald hatte man die Stadt im Rücken und der Wagen fuhr auf einer ebenen Chaussée. Josefine war zufrieden mit der Gattin des Banquiers, denn diese selbst ließ sie an das Ziel ihrer heißen Wünsche befördern. Sie sollte bald die Schwester sehen, die Zwillingsschwester, von deren Dasein sie erst seit einigen Jahren gehört! Ein wunderliches, süßes Gefühl bemächtigte sich ihrer, sie hätte weinen mögen. Und als sie bedachte, daß Louise die Liebe in Felix erregt, die Liebe, durch die sie so glücklich geworden, da weinte sie wirklich.

Die Fahrt ging rasch von statten. Von Zeit zu Zeit sah Josefine aus dem Fenster des Wagens — der Fiaker folgte in so kurzer Entfernung, daß er deutlich zu erkennen war. Die Equipage Sidoniens erreichte bald das Landhaus. Der Kutscher knallte mit der Peitsche, und Eberhard, der Gärtner, erschien. Als er den Kutscher seiner Herrschaft erkannte, öffnete er das Gitterthor und der Wagen fuhr in den Hof. Der Gärtner wollte den Schlag öffnen.

„He, Eberhard!“ rief der Kutscher vom Bocke. „Madame läßt Dir sagen,“ fügte er leise hinzu, „daß Du Madame Seltenau in allen Stücken behilflich sein

sollst. Wenn sie reisen will, sollst Du keine Einwendungen machen."

„Ist Madame Kaiser nicht im Wagen?" fragte der Gärtner.

„Nein."

„Wer denn?"

„Die Dame, die hier wohnt."

„Tolles Zeug! Madame Seltenau ist zu Hause. Sie war mit ihrem Kinde bei uns — so eben hat sie meine Frau in das Wohnzimmer gebracht."

„Du bist ein Narr, Eberhard!"

„Laß die Späße, Freund! ich habe meine gesunden fünf Sinne und weiß, was ich thue und spreche."

„Oeffne den Schlag und hilf der Dame aussteigen."

Josefine hatte mit bangem Herzen dieses Gespräch gehört. Auf einen sochen Zwischenfall war sie nicht vorbereitet gewesen. Sie zog rasch den weißen Schleier über das Gesicht. Da ward der Schlag geöffnet. Eberhard erschien. Da er ihr Gesicht nicht sehen konnte, verrichtete er zuvorkommend seinen Dienst. Kaum war sie ausgestiegen, so verließ die Equipage den Hof.

„Führen Sie mich zu Madame Seltenau," bat die junge Dame.

„Es ist doch eine Andere!" dachte Eberhard. „Der alberne Kutscher!"

Er ging voran über die Terrasse in den Vorsaal. Der Vorsaal ward durch das Lämpchen matt erhellt,

das die Frau des Gärtners hier zurückgelaſſen hatte. Der alte Eberhard konnte dennoch ſeine durch die Aeußerung des Kutſchers angeregte Neugierde nicht unterdrücken. Er umkreiste Joſefinen, ſprach von der Wärme in dem Landhauſe und wollte ihr Hut und Shawl abnehmen. Der Beſuch kam ihm verdächtig vor, als er bemerkte, daß die Geſtalt der Dame der ſeiner Schutzbefohlenen genau glich. Auch hatte er durch den Schleier die Aehnlichkeit der Geſichtszüge bemerkt.

„Warten Sie einen Augenblick, Madame!"

Nach dieſen Worten klopfte er an eine Thüre, die leiſe geöffnet ward.

„Das Kind ſchläft!" flüſterte eine Stimme.

„Elsbeth!"

„Was willſt Du denn, Alter?"

Der Alte drängte ſich in das Zimmer. Nach zwei Minuten kam er mit ſeiner Frau zurück, er hatte ihr den Befehl mitgetheilt, den Madame Kaiſer durch den Kutſcher überſandt. Sie ſprach die Bemerkung laut aus, daß Madame Seltenau ſich bereits in ihrem Schlafzimmer befinde.

„So melden Sie der Dame," ſagte Joſefine laut, „daß ich ſie durchaus in Familien-Angelegenheiten ſprechen müſſe."

„In Familien-Angelegenheiten?"

„Ja, liebe Frau!"

„Geh', sieh' nach der Thüre!" raunte sie ihrem Manne zu, der sich besorgt entfernte.

Elsbeth ging in das Zimmer zurück. Eine Uhr schlug Zehn.

„Herr Kaiser hat nicht übel für meine Schwester gesorgt," dachte Josefine. „Wenn die Unglückliche sich nur bewegen läßt, mich zu begleiten!"

Elsbeth erschien wieder.

„Sie bringen doch nicht etwa unangenehme Nachrichten?" fragte sie.

„Im Gegentheil, die besten."

„So treten Sie ein, Madame Seltenau wird gleich kommen."

Josefine befand sich in einem Zimmer, das mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet war. Auf dem Tische brannten zwei Kerzen auf silbernen Leuchtern. Faltenreiche Vorhänge verhüllten die Fenster und unter den eleganten Möbeln zeigte sich auch ein Flügel mit seiner glänzenden Tastatur.

„Freilich," dachte Josefine, „wenn man so situirt ist, bedarf man der Unterstützung Babets nicht."

Es bemächtigte sich ihrer eine Art Bitterkeit gegen die leichtsinnige Louise und die spekulirende Mutter, die, wie sie wähnte, jedenfalls die Hand im Spiele hatte. Auch des Justizraths gedachte sie, der, wie es keinem Zweifel unterlag, in naher Beziehung zu Louisen stehen mußte. Nach Allem, was sie über Louisen erfahren,

glaubte sie das Recht zu haben, ihr Vorwürfe zu machen, zumal da bei der täuschenden Aehnlichkeit Manches auf ihre Rechnung gesetzt wurde.

In dem Nebenzimmer ließ sich Geräusch vernehmen. Josefine warf den Schleier zurück, sie wollte der Schwester offen und frei entgegentreten. Jetzt konnte sie zum ersten Male das sein, was sie wirklich war. Trotzdem war sie so befangen, daß sie heftig zitterte.

Die Thüre ward geöffnet, Louise trat ein.

Bestürzt blieb sie auf der Schwelle stehen, als sie ihr eigenes Gesicht, wie es ihr so oft der Spiegel wiedergegeben, erblickte. Auch Josefine war ihrer Sprache nicht mächtig — zwar vorbereitet auf das Erscheinen ihrer Doppelgängerin, hatte sie dennoch eine so täuschende Aehnlichkeit nicht erwartet. Und wie rührend schön war Louise! Aber noch mehr erstaunt als die beiden Schwestern würde der gewesen sein, der unbefangen das wunderbare Spiel der Natur hätte beobachten können. In diesem Augenblicke glichen die Zwillingsschwestern zwei Statuen, die aus einer Form hervorgegangen; Beide trugen schwarze Kleider. Hätte Josefine Hut und Shawl abgelegt, so würde auch die Toilette dieselbe gewesen sein. Louise war nicht mehr bleich, sie hatte sich völlig erholt. In den Zügen der jungen Mutter lag immer noch eine reizende Jungfräulichkeit; man hätte auch sagen können, der schwermüthige Ernst einer trauernden Braut. Josefinens vorgefaßte Meinung schwankte; sie

hielt es für unmöglich, daß diese Louise eine leichtfertige Abenteuerin sein könne. Nach den Erzählungen Babets war sie ein sanftes und gutes Geschöpf.

Louise, die von der Existenz einer Zwillingsschwester keine Ahnung hatte, gewann zuerst ihre Fassung wieder; sie schloß leise die Thüre hinter sich und trat in das Zimmer.

„Verzeihung, ich war auf einen so späten Besuch nicht vorbereitet," begann sie. „Wer gibt mir die Ehre?"

Josefine verneigte sich.

„Ich werde mich Ihnen nur nennen, wenn ich weiß, daß Madame Seltenau, ehe sie Frau von Lisinsky wurde, Fräulein Louise von Melin gewesen."

Die junge Frau sah bestürzt die ihr fremde Person an.

„Was ist das?" hauchte sie kaum hörbar vor sich hin.

Josefine hatte Mitleid mit der erschreckten Frau.

„Madame!" sagte sie bewegt, „verbannen Sie allen Argwohn; ich bin nur in der Absicht gekommen, Ihre gegenwärtige Lage, die Ihnen peinlich sein muß, mit einer besseren, unabhängigen vertauschen zu helfen. Sie haben, vielleicht ohne es zu wissen, sich durch Ihr Hiersein Feinde gemacht ..."

„Das ist wahrscheinlich!" sagte Louise schmerzlich lächelnd.

„Ich kann Ihnen versichern, daß es gewiß ist."

„Sie sind, wie man mir sagte, in dem Wagen der Madame Kaiser gekommen.“

„Ja, ich leugne es nicht; aber lassen Sie sich durch diesen Umstand nicht abhalten, mir Ihr Vertrauen zu schenken. Um Sie aufzufinden, mußte ich mich einer List bedienen, die, wie Sie sehen, gelungen ist.“

„Aber wie erkläre ich mir das Interesse ...“

„Es ist die Antwort auf den Brief, den Sie an Ihre alte Babet geschrieben.“

„Babet!“ rief Louise, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Zunächst wollen wir von der guten Alten sprechen, die mit mütterlicher Liebe Ihrer gedenkt.“

„Aber wer sind Sie denn?“

„Sie werden es bald erfahren!“

„Verzeihung in meiner Lage ... nach dem, was bereits geschehen ...“

„Wollen Sie mich anhören, Madame?“

„Ich bitte, nehmen Sie Platz.“

Louise legte Hut und Shawl ab und setzte sich zu der Schwester auf das Sofa. Jetzt glichen sie sich vollkommen. Dasselbe volle dunkle Haar, dieselbe weiße Stirn, dieselben blauen Augen mit langen seidigen Wimpern, dieselbe Form der Nase, der Lippen und des Kinns, derselbe schlanke Hals, der sich anmuthig und leicht auf zwei glänzenden Schultern bewegte, dieselbe Gestalt, ja dieselbe Art und Weise sich zu bewegen und

zu sprechen, derselbe Klang der Stimme — Alles vereinigte sich, um die Täuschung vollkommen zu machen. Louise war einen Augenblick bestürzt — Josefine lächelte, als wollte sie sagen: ich begreife Dich! Sie nahm sanft ihre Hand und sagte:

„An mir ist es, mir Ihr Vertrauen zu erwerben. Als Legitimation betrachten Sie dieses Portefeuille."

Josefine überreichte ihr das Taschenbuch, das Babet, wie wir wissen, bei dem Umsturze des Wagens verloren und Felix gefunden hatte.

„Mein Gott! Mein Gott!" schluchzte Louise.

Dann drückte sie das Buch an ihre Lippen.

„Wie kommt es in Ihre Hände?"

„Babet hat es mir anvertraut."

„Es erinnert mich an eine schöne Zeit!" rief die junge Frau, deren Brust sich ein schmerzlicher Seufzer entrang.

Josefine zitterte.

„Sollte sie Felix noch lieben?" fragte sie sich. „Sollte er, der sich verschmäht glaubte, den Anlaß zur Trennung gegeben haben? Wie wehmüthig sie die Blätter betrachtet!"

„Nehmen Sie das Büchlein zurück!" sagte sie nach einigen Augenblicken mit einer Art Entschlossenheit.

„Die Zeilen sind von Ihrer Hand geschrieben?"

Louise antwortete nicht; sie lauschte mit Aengstlichkeit nach der Thüre. Das leise Schreien eines Kindes ließ sich vernehmen.

„Gestatten Sie mir eine Minute!"

Sie entfernte sich. Josefine war allein.

„Das also ist meine Schwester!" dachte sie.

Der erste Eindruck, den Louise ausgeübt, war so entschieden vortheilhaft, daß Josefine sich nicht erwehren konnte, ihre Meinung zu ändern. Aber wenn sie der Berichte Felix' gedachte, der die Spur der Flüchtigen verfolgt und mancherlei über sie in Erfahrung gebracht hatte, so erhoben sich wieder Zweifel, die sie aufforderten, vorsichtig zu verfahren. War Louise nicht das, was sie zu sein schien, so mußte sie die Kunst der Verstellung im höchsten Grade besitzen.

Das Kind war beruhigt; Louise trat wieder ein. Josefine bewunderte die Zartheit und Eleganz ihrer Körperformen, nicht minder das reservirte und feine Benehmen der Schwester. Es war bemerkbar, daß die junge Frau einen leisen Schreck unterdrückte, als ihre Blicke denen Josefinens begegneten.

Sie nahm ihren Platz wieder ein.

„Madame!" begann Josefine, „wann haben Sie zum letzten Male Ihre Mutter gesprochen?"

„Leider kenne ich meine Mutter nicht."

„Sie kennen sie nicht?" fragte Josefine überrascht.

„Nein, trotzdem sie, wie man sagt, noch lebt."

„Aber Sie kennen den Domherrn P.?"

Louisens Gesicht, nahm plötzlich einen sehr ernsten Ausdruck an.

„Sie verhören mich wie eine Verbrecherin!“ rief sie aus.

„Zu Ihrem Besten.“

„Ich kann Ihnen nicht mehr antworten.“

„Warum?“

„Weil ich Sie kenne!“

„Und wer bin ich?“

„Sofie Frank!“ sagte Louise mit großer Bestimmtheit.

Josefine erblaßte.

„Und ich kenne auch Ihren Mann,“ fuhr Louise fort.

„Meinen Mann?“

Louise war wieder ruhig geworden.

„Madame!“ sagte sie, „Ihr Besuch erklärt mir eine Szene, die vor Kurzem in diesem Zimmer stattgefunden hat. Ein junger Mann erschien, nannte mich Sofie Frank und hielt mich für seine Frau. Den Mann hatte Madame Kaiser gesendet, wie die Dame jetzt Sie gesendet hat. Ich hielt den armen Menschen für wahnsinnig — jetzt sagt mir Ihre auffallende, wunderbare Aehnlichkeit mit mir, daß ich jenen Mann verkannt habe. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht; aber ich rathe Ihnen, seine irrige Ansicht zu berichtigen, daß ihn seine Frau verrathen und verlassen hat. Diese Ansicht mußte er aus meinem Benehmen gewinnen, das ihm gegenüber zu beobachten mich die Noth zwang Sie müssen Sofie Frank sein — und Sie sind es,

denn Ihre Bewegung spricht dafür. Und somit glaube ich, können wir unsere Unterredung abbrechen, denn Sie haben nun erfahren, was Ihnen zu wissen nöthig."

Sie stand auf und verneigte sich. In Louisens Benehmen lag eine Ruhe und eine Würde, die imponirend wirkte. Auch Josefine verließ ihren Platz.

„Wir sind noch nicht zu Ende," sagte sie mit einem feinen Lächeln. „Der Zweck meines Besuches ist nicht der, den Sie voraussetzen. Ich habe Ihnen sagen lassen. daß ich in Familien-Angelegenheiten gekommen sei."

„In Ihren Familien-Angelegenheiten."

„Und in den Ihrigen."

„Das begreife ich nicht."

„Ich erwähnte des Domherrn P."

„Er war mein Vormund," fügte Louise hinzu.

„Sie entflohen heimlich mit einem jungen Mann."

„Ja. Albert von Lisinsky ist mit mir vermählt!" sagte stolz die junge Frau.

„Und ich ward dazu auserkoren, Ihre Stelle in dem Landhause einzunehmen."

„Sie? Sie?"

„Halten Sie mich deshalb nicht für strafbar, denn ich hatte gewissermaßen ein Recht dazu."

„Und was gab Ihnen dieses Recht? Vielleicht Ihre Aehnlichkeit..."

„Nein, aber der Umstand, das ich Ihre Schwester bin."

„Großer Gott!“ rief Louise.

„Eines Beweises bedarf es wohl nicht, denn die Natur bekundet in zu deutlichen Zügen unsere Verwandtschaft. Ich bin Ihre Zwillingsschwester!“

„Wie seltsam, daß ich heute das erste Wort davon höre...“

„Der Domherr ist ein Betrüger; er hat schlecht an unserem Vater gehandelt.“

„Und wer ist unser Vater?“

„Der Oberst von Melin. Er hat Sie durch den Vormund erziehen lassen; dieser aber wollte Sie heirathen, des großen Vermögens wegen — Sie aber ergriffen die Flucht, angeblich mit einem nicht unbedeutenden Kapitale, und verbanden sich mit dem Manne, den Sie liebten. Da ward ich an Ihre Stelle gesetzt — meine Mutter verkaufte mich dem Notar, der dem geistesschwachen Vater doch eine Tochter bringen mußte: Sie glauben mir immer noch nicht...“

„Aber Sofie Frank?“ fragte die erstaunte Louise.

„Unter diesem Namen gehörte ich dem Theater an. Ueber mein Verhältniß zu Hermann, den Sie hier gesehen, gebe ich Ihnen später Aufschlüsse. Aber warum zögern Sie, mir Ihre Hand zu reichen? Ich komme in der besten Absicht von der Welt. Das Vermögen, das mir geworden, will ich nicht allein besitzen, ich will es mit meiner Schwester theilen. Wenn Sie wüßten, was ich gethan, um Sie aufzufinden. Madame Kaiser glaubt,

sie habe Louise Seltenau hierher fahren lassen. Louise! ich betrachte Sie als meine Schwester — Hermann hat Sie für Sofie Frank gehalten, und Felix von Eberstein hat mich für Louisen gehalten, die er einst mit der Leidenschaftlichkeit der Jugend liebte. Ich habe seine Vorwürfe und die Schilderung seiner Leiden hören müssen. Louise! Babet erwartet Sie, und aus ihrem Munde werden Sie die Bestätigung hören, daß unsere Mutter sie im zartesten Alter einer Spekulation geopfert hat, die durch Ihre Flucht vereitelt ward, durch die Substituirung meiner Person aber vollendet werden sollte. Es ist anders gekommen, und Sie werden das Glück theilen, das mir geworden. Man hat mich oft mit Ihnen verwechselt — auch der Justizrath Ernst .."

„Der Justizrath!" flüsterte Louise verwirrt.

„Er ist mein Rechtsanwalt und weiß, daß ich eine Zwillingsschwester besitze. Louise! mich hat es mit unwiderstehlicher Gewalt zu Dir hingezogen — der Gedanke an meine Schwester hat mich Tag und Nacht nicht verlassen — als der Brief an Babet kam, in dem Du Deine Noth klagtest, konnte ich mich meiner glänzenden Lage nicht mehr erfreuen — ich lebte in Ueberfluß, während Du die Wohlthaten Fremder in Anspruch nehmen mußtest — regt sich kein Gefühl in Deiner Brust, wenn Du meine Züge betrachtest? Hast Du nie Sehnsucht nach einem verwandten Wesen empfunden? Wir sind Beide das Ebenbild der

Mutter, deren abenteuerliches Leben ich lange getheilt habe ..."

Louise hatte längst die Empfindungen kennen gelernt, die Josefine zu beschreiben suchte und der Anblick ihrer Doppelgängerin hatte sie anfangs unheimlich, dann aber in wunderbarer Weise berührt, zumal da sie ein kleines Brandmal genau an derselben Stelle des Halses Josefinens entdeckt, wo sie selbst ein solches hatte.

„Du mußt wohl meine Schwester sein!" flüsterte sie bewegt.

„Ja, wahrlich, ich bin es!"

Josefine umarmte Louisen, und diese drückte weinend die Schwester an sich.

„Wir haben uns nun gefunden," sagte Josefine. „Von diesem Augenblicke an sind wir unzertrennlich. Der Wohlthaten fremder Leute bedürfen wir nicht mehr, unser Vater hat dafür gesorgt, daß wir unabhängig leben können. Louise, Schwester! ich kenne die Gesinnungen der Madame Kaiser, die sich offen gegen mich ausgesprochen, weil sie mich für Madame Seltenau hielt — ich habe ihr in Deinem Namen ein Versprechen gegeben."

„Was hast Du versprochen?"

„Daß Du dieses Landhaus verläßt. Sie klagt Dich an, Du spekulirst auf das Vermögen des Banquiers, und diese Anklage ist der Erguß ihrer Eifersucht. Du

kannst nicht länger hier bleiben, Du mußt mir auf der Stelle folgen. Das erfordert die Ehre unseres Vaters. Babet hat für Alles gesorgt, sie ist auf Deinen Empfang vorbereitet. Und glaube mir," fügte sie hinzu, als Louise zu schwanken schien, „die Frau des Banquiers, ein heftiges Weib, sinnt auf Rache, sie wird Dich auf eine demüthigende Weise zu entfernen suchen."

„Diese Nacht noch?" fragte die junge Frau.

„Draußen hält ein Wagen — o frage nicht weiter, Du kannst, Du darfst nicht bleiben! Komm, komm, Du wirst keine Bequemlichkeit vermissen, wirst Dein Kind pflegen und Dich Deines Erbes freuen können, das ich für Dich aufbewahrt habe."

Louise hatte einige Augenblicke überlegt.

„Wo werde ich wohnen?" fragte sie.

„In Köln."

„So kann ich zu Frau Bielitz schicken. Wohlan, Schwester! ich folge Dir. Der Aufenthalt in diesem Landhause ist mir drückend gewesen, denn ich habe mich nie der Befürchtung erwehren können, daß ich der Familie des Banquiers Unfrieden bringe. Der Justizrath Ernst ist Dein Rechtsanwalt?"

„Ja."

„Auch der meinige."

Josefine half nun der Schwester die wenigen Sachen in einen Koffer packen. Dieses Geschäft war bald

abgethan. Louise öffnete ein Fenster und rief die beiden alten Leute, die noch wach waren, weil sie auf die Entfernung des Besuchs warteten. Als Mutter Elsbeth eintrat, befand sich Josefine allein in dem Zimmer; Louise traf Vorbereitungen in dem Schlafgemache.

„Gut, liebe Frau, daß Sie da sind."

„Was steht zu Diensten?"

„Hier sind fünf Goldstücke."

„Wofür denn? Wozu?" fragte überrascht die Alte. „Du lieber Himmel, da steht ja auch der Koffer gepackt. Was soll das bedeuten, liebe Madame Seltenau? Wollen Sie uns denn verlassen?"

„Diesen Abend noch. Hier, nehmen Sie das Geld für Ihre freundlichen Dienste."

Sie legte die Goldstücke in die Hand der erstaunten Alten.

„Und mit dem zarten Kinde wollen Sie reisen!" rief Elsbeth besorgt. Es ist heute eine kühle, regnichte Nacht. Du lieber Gott, es hat mir fast geahnt, daß wieder Etwas im Werke sei. Sie arme Frau haben ja weder Ruhe noch Rast. Aber das liebe Kind will ich noch einmal sehen, will es selbst in Kissen packen."

In diesem Augenblicke kam Louise aus dem Schlafzimmer.

„Herr mein Heiland!" kreischte die Alte, die an einen Spuk glaubte, als sie die Zwillingsschwestern sah, die sich glichen wie ein Ei dem andern.

Sie stand mit aufgerissenen Augen und geöffnetem Munde und starrte die Erscheinung an. Beide Schwestern wollten sich ihr freundlich nähern.

Elsbeth wich zurück.

„Berühren Sie mich nicht! Berühren Sie mich nicht!“

„Frau Elsbeth!“ rief Louise.

„Beruhigen Sie sich doch!“ fügte Josefine hinzu.

„Gehen Sie getrost zu meinem Kinde.“

„Packen Sie es sorgfältig ein.“

Es schien fast, als ob beide Frauen mit einer Stimme redeten. Das war der guten Alten doch zu viel, die sich jetzt der Worte des Kutschers erinnerte, der behauptete, Madame Seltenau gebracht zu haben. Sie trocknete den Angstschweiß von der durchfurchten Stirn und rief im Tone des Entsetzens:

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Eberhard! Eberhard!“

Sie riß die Thüre auf und schrie in das Vorzimmer hinaus.

„Es ist gut, wenn wir sie nicht aufklären,“ meinte Josefine. „Morgen wird Madame Kaiser kommen, um Nachfrage zu halten ... mag die Alte glauben, was sie will. Wir bewahren vor der Hand unser Geheimniß.“

„Die guten Leute!“ sagte Louise mitleidig.

„Unsere Interessen gehen Allem vor. Nimm Mantel und Hut und verabschiede Dich von der Alten, ich

werde mich des Kindes annehmen, das unruhig wird. Deine Wärterin habe ich schon bezahlt."

Josefine ging rasch in das Schlafzimmer, wo sie das weinende Kind in einem Bette fand. Sie nahm das kleine, zarte Wesen und suchte es zu beruhigen, ein Bemühen, das erst nach einigen Minuten von Erfolg gekrönt ward.

Während dieser Zeit war Elsbeth mit ihrem Manne in das Wohnzimmer getreten. Louise hatte das alte Ehepaar erwartet. Eberhard, der gesetzte Mann, hatte über die Furcht seiner Frau gespottet; er trat lachend ein.

„Du bist im Schlafe, Alte!" rief er. „Kannst nicht mehr so recht sehen, weil Du um diese Zeit in das Bett gehörst. Spuk hin, Spuk her — da ist ja Madame Seltenau, wie sie immer gewesen. Sie haben gerufen — was steht zu Ihren Diensten, liebe Madame?"

Louise reichte Beiden freundlich die Hände. Elsbeth zitterte bei dieser Berührung.

„Lebt wohl, Ihr guten Leute, ich muß fort! Gott lohne Euch, was Ihr an mir und meinem Kinde gethan; ich werde Euer stets dankbar eingedenk sein. Ihr habt mir in einer trüben Zeit meines Lebens beigestanden. Leben Sie wohl, Mutter Elsbeth! Leben Sie wohl, Vater Eberhard!"

Der Gärtner trocknete sich mit dem Aermel seiner grünen Jacke die Augen.

„Ich kann Sie nicht zurückhalten, sonst würde ich es thun," murmelte er mit bebender Stimme. „Madame Kaiser hat befohlen, daß ich Ihrer Abreise Nichts in den Weg legen soll. Gott nehme Sie in seinen Schutz, liebe Madame, und wenn Sie können, besuchen Sie uns bald. Aber bald, denn wir sind alt und haben nicht lange mehr zu leben."

Eberhard küßte die kleine Hand der jungen Frau.

„Und Sie sagen mir kein Lebewohl?" fragte Louise, die bis zu Thränen gerührt war.

„Die Alte ist ganz verwirrt," meinte der Mann. „Sie wird schon wieder zu sich kommen. Der alberne Kutscher ist schuld daran — aber wo ist denn die Dame, die er gebracht hat?"

„Hier," sagte Josefine, die mit dem Kinde eintrat.

Jetzt erschrak auch Eberhard. So hatte er ja hundertmal die junge Frau mit dem Kinde gesehen und bewundert, so war sie oft durch den Garten gegangen und hatte ihn bei der Arbeit aufgesucht. Aber auch allein, wie die Andere dastand, hatte er sie in dem Zimmer gesehen — das mußte doch wohl nicht mit rechten Dingen zugehen. Der Kutscher hatte Madame Seltenau gebracht, wie er sagte, und doch war Madame Seltenau in dem Landhause gewesen. Und da standen nun die beiden Frauen.

Eberhard rieb sich die Stirn.

„Was ist denn das?" murmelte er. „Eine kann doch nur die rechte sein."

Es war unmöglich, einen Unterschied zu entdecken. Vielleicht würde er dennoch eine Verschiedenheit in dem Gesichtsausdrucke bemerkt haben, wenn er Josefinen bei Tageslicht ohne das Kind gesehen hätte. Der halbe Schein der flackernden Kerzen, die Aufregung und die späte Nachtzeit erhöheten die Täuschung.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" betete Frau Elsbeth.

„Elsbeth! Du hast Recht."

„Träume ich denn noch, Mann?"

„Nein. Das ist doch zu arg."

„Wenn nur der Kutscher noch da wäre!" seufzte die Alte.

„Draußen hält ein Wagen — nicht weit vom Gitter — ich habe den Kutscher gefragt — der Mensch antwortet nicht — er sitzt wie ein Klotz auf dem Bocke — er kann auch wohl nicht sprechen — Madame! wenn Sie reisen wollen — Madame Kaiser! — soll ich den Koffer hinaustragen?"

„Ja lieber Mann!" antwortete Josefine.

„Das ist Madame Seltenau, ich erkenne sie an der Stimme!" rief Eberhard.

Louise fühlte sich schmerzlich berührt, sie wollte eine Erklärung geben.

„Laßt's nur gut sein, lieben Leute," sagte sie; „es geht Alles mit rechten Dingen zu."

„Mein Himmel, auch das ist Madame Seltenau!"

„Eberhard trage rasch den Koffer hinaus!"

„Und lassen Sie den Wagen nahe heran fahren!" befahl Josefine.

Mutter Elsbeth schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und eilte hinaus. Eberhard nahm den leichten Koffer und folgte seiner Gattin.

„Louise! Du bist bewegt, ich sehe es Dir an; aber kümmere Dich nicht um diese Nebensachen; es ist gut, wenn die beiden Leute seltsame Dinge über uns berichten."

„Ich finde keinen Grund . . ."

„Du wirst ihn später erfahren."

„Aber die braven Leute . . ."

„Sind abergläubische Narren."

„Sie haben so liebreich für mich gesorgt."

„Dafür habe ich ihnen fünf Goldstücke gegeben."

Louise schüttelte ihr Köpfchen.

„Ich muß mich wohl fügen!" meinte sie

„Das ist auch das Beste."

„Mir ist so seltsam zu Muthe, daß ich kaum noch an die Wirklichkeit glaube."

„Vertraue Deiner Schwester Josefine."

„Josefine? Josefine?"

„Was hast Du, Louise?"

„Ich werde es Dir sagen, wenn wir an Ort und Stelle sind. Mein Gott, ja — Du bist meine Schwester! Du heißt also nicht Sofie?"

„Unter dem Namen Sofie Frank gehörte ich eine Zeit lang der Bühne an. Wisse, daß unsere Mutter Sängerin war, und daß sie aus mir eine große Künstlerin machen wollte. Diese Spekulation ist fehlgeschlagen, und ich danke dem Himmel dafür."

Louise umarmte ihre Schwester; es schien, als ob die Nennung des Namens sie in ihrer Gewißheit erst recht bestärkt habe. Eine half der Andern Hut und Mantel anlegen. Louise nahm ihr Kind und folgte ihrer Schwester, die voranging. Sie erreichten den Wagen, der am Gitter hielt.

„Wo ist der Koffer?" fragte Josefine.

„Hier!" war die Antwort des Kutschers.

„Fort, nach Köln!"

Die Frauen stiegen ein. Der Kutscher, der bereitwillig die Dienste des Bedienten verrichtete, schwang sich auf den Bock und hieb auf die Pferde. Der Wagen verschwand in der trüben Sommernacht.

Der alte Gärtner schloß das Thor.

„Sind sie fort?" fragte Elsbeth, die herangeschlichen kam.

„Ja, Frau!"

„Gott sei Dank!"

„Das sage auch ich jetzt."

„Mir läuft es eiskalt über die Haut, wenn ich an die beiden Frauen denke."

„Zwillinge können es nicht sein," meinte Eberhard, „denn die lassen sich unterscheiden, wenn sie sich auch noch so ähnlich sehen. Du kennst doch Jürgens Job und Just, Frau?"

„Gewiß kenne ich sie."

„Das sind auch Zwillinge; aber man kann sie bei Nacht von einander unterscheiden. Job ist groß und stark und hat eine rauhe Stimme — Just ist ein schwaches Kerlchen und pipt wie eine Amsel. Nein, was zu viel ist, ist zu viel. Hier muß mehr im Spiele sein..."

„Meinst Du, Alter?" fragte zitternd Frau Elsbeth.

In diesem Augenblicke rauschte ein wolkenbruchartiger Regen nieder. Die schweren Tropfen fielen prasselnd auf die breiten Blätter der hohen Kastanienbäume, die das Landhaus umstanden. Die Nacht war schwarz wie ein Leichentuch. Aus dem Fenster der Zimmer, die Louise bewohnt, schimmerte hell das Licht.

Der Mann und die Frau wollten sich zurückziehen.

„Eberhard!" wisperte Elsbeth.

„Was gibt es denn?"

„Sieh' nur."

„Was denn?" fragte der Gärtner, der im Stillen den starken Regen für des Teufels Werk hielt, das die unheimlichen Frauen begleitete.

„In dem Landhause brennt ja noch Licht.“

„Wahrhaftig.“

„Lösche es aus, Mann!“

„Freilich, das muß geschehen. Aber Du begleitest mich.“

„Nicht allein.“

„Wer soll denn noch mitgehen?“

„Filax!“

„Es ist wahr, der Hund hat eine Riesenkraft.“

„Eberhard, ist Dir denn Nichts aufgefallen?“ fragte die Frau, die des Regens nicht achtete.

„Was?“

„Unser Filax hat sich nicht geregt, als die Frauen fortgingen.“

„Es ist wahr.“

„Das wachsame Thier bellt doch sonst, wenn sich in der Nacht etwas regt.“

„Vielleicht hat er Witterung. Ist das ein Regen!“

„Hole den Hund, Mann!“

„Tritt so lange an den Baumstamm, bis ich zurückkomme.“

Frau Elsbeth hatte ihre Schürze über den Kopf gebunden und sah unbeweglich nach dem Fenster; sie stellte dabei Betrachtungen über die Ereignisse an.

„Die junge Frau war mir auch zu schön,“ dachte sie. „Ich habe sie manchmal für einen Engel gehalten, wenn sie mit ihrem Kinde spielte. Aber daß sie so gut

war und fromm, denn gebetet hat sie auch — das will mir nicht in den Kopf. Es ist doch ein entsetzlicher Gedanke: ein Mensch ist zweimal auf der Welt! Den einen muß doch der Teufel erschaffen haben! Wenn nur die Goldstücke in meiner Tasche sich nicht in Stroh verwandeln, wie es mit dem Teufelsgelde zu geschehen pflegt."

Sie griff in die Tasche und ließ die Goldmünzen durch die Finger gleiten. Sie waren kalt und hart. Das tröstete die Alte, die gern ihr kleines Kapital vergrößerte, das sie in dem Bankhause Kaiser's angelegt hatte. Plötzlich schoß etwas wie ein dunkler Gegenstand durch den Hof; es sauste und rauschte. Elsbeth klammerte sich, einen Schrei ausstoßend, an den Baumstamm. Sie sah Nichts mehr; aber sie hörte, daß das Sausen und Rauschen sie umkreiste.

„Filax!" rief die Stimme ihres Mannes.

Das Thier bellte.

„Der Hund!" rief Elsbeth, die sich nun beruhigte. „Mein Gott, ist das eine Nacht! die Fliege an der Wand könnte mich erschrecken."

„Nun komm', Frau! wir wollen die Lichter ausmachen."

Durchnäßt bis auf die Haut betraten sie das Landhaus. Eberhard war durch die Nähe seines getreuen Filax ein wenig ermuthigt, er schritt keck voran, obgleich ihm das Herz klopfte. Er hatte einmal in seiner In-

gend von einem Doppelmenschen erzählen hören, und an diese Geschichte, die ihm in jener Zeit die Haut schaudern und die Haare emporsträubend gemacht, erinnerte er sich jetzt lebhaft. Hatte er nicht eine und dieselbe Person zweimal gesehen? Hatte er nicht gehört, wie sie mit gleicher Stimme gesprochen?

„Wo bist Du, Frau?“

„Hier!“

„Gib mir Deine Hand.“

„Nimm sie.“

So traten sie der Thüre des Vorzimmers näher, die offen stand. Ein schwacher Lichtschein drang durch die Spalte. Sie lauschten. Es war Alles still. Nur der Regen prasselte auf das Dach und schlug an die Fenster. Ein dumpfes Rauschen umtobte das Landhaus. Man hätte glauben mögen, der Rhein stürze sich vom Himmel herab. Und jetzt schlug die Uhr, die rechts an der Wand stand, Mitternacht. Das fehlte noch, um das Grauenvolle der Situation zu erhöhen.

Filax mußte voran. Er huschte in die Zimmer, deren Thüren man offen fand. Polternd durchstöberte er die Ecken und schob die Möbel.

„Sie müssen es sehr eilig haben.“

„Wer weiß, was sie treibt. Vater! ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß mir die Eine fünf Goldstücke gegeben hat.“

„Fünf Goldstücke!“ rief erstaunt der Gärtner. „Da muß die Frau rasch zu Gelde gekommen sein, denn so viel ich weiß, war ihre Kasse immer leer.“

„Hier sind sie.“

Sie zählte die blanken Goldstücke auf den Tisch. Das war ein prächtiger Anblick für die alten Leute, die den Spuk zu vergessen begannen.

„Lauter Preußen!“ sagte Eberhard.

„Sie sind ja fort!“ murmelte Eberhard. „Die Zimmer stehen leer, wir wollen eintreten.“

„Mann! mir kommt es nur sonderbar vor, daß jetzt gerade ein Platzregen losgebrochen, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Höre nur, aus den Dachrinnen rauscht es wie ein Wasserfall.“

„Komm, komm! Wir wollen dann schlafen gehen. Und geschehen muß es doch einmal.“

Sie faßten sich ein Herz und traten in das Wohnzimmer. Auf dem Tische brannten ruhig die Kerzen. Alles lag und stand, wie Elsbeth es zu sehen gewohnt war. Die Thüre des Schlafgemachs war offen, man sah den schwachen Schein der Nachtlampe.

„Dort haben sie gestanden,“ meinte Eberhard.

„Und nun fahren sie mit dem zarten Kinde durch die schreckliche Nacht.“

Plötzlich begann Filax, der in dem Schlafzimmer war, laut zu bellen. Dann ließ er ein dumpfes Knurren hören, als ob er einem Feinde gegenüberstünde.

Das schnarrende Geräusch drang dumpf und hohl aus der breiten Brust des großen Thieres.

Elsbeth klammerte sich erschreckt ihrem Manne an.

„Hätte ich nur mein Gewehr!“ rief Eberhard.

„Filax hat Etwas ausgewittert; ich kenne sein Brummen schon!“ flüsterte Elsbeth, die vor Kälte und Schrecken am ganzen Körper bebte.

Plötzlich kam der Hund in das Zimmer und sah seinen Herrn mit glühenden Augen an.

„Eberhard!“

„Was denn?“

„Sie haben uns am Ende das Kind zurückgelassen.“

„Nein, das glaube ich nicht,“ meinte der Alte. „Madame Seltenau hing mit zu großer Liebe an dem zarten Wesen.“

„Aber es kann noch eins da sein. Diese Doppelmenschen ...“

„Du meinst, sie haben auch Doppelkinder?“ fragte der Gärtner.

„Filax hat auf jeden Fall Etwas gesehen.“

Der Hund hatte sich behaglich auf dem weißen Teppich ausgestreckt. Das alte Ehepaar betrachtete ihn. Filax spitzte plötzlich die Ohren und richtete seine funkelnden Augen auf das Fenster. Dann erhob er sich auf den Vorderfüßen. Man sah nach dem Fenster. Ein menschlicher Kopf bewegte sich hin und her.

„Um Gottes willen, Alter, was ist denn das wieder?“ stammelte Elsbeth.

„Das ist ja ein todtenbleiches Gesicht!“

„Die langen Haare!“

„Und die großen Augen!“

„Ob es ein Dieb ist?“

„Das Gesicht ist verschwunden.“

„Und Filax bellt nicht; auch er scheint sich zu fürchten.“

„Still! Still!“

Draußen ließen sich Schritte vernehmen, die näher kamen. Eberhard erfaßte den Hund beim Halsbande, um ihn in dem Augenblicke der Gefahr loshetzen zu können. Der gut dressirte Hund, der dieses Manöver kannte, ließ es sich gefallen und blieb ruhig; aber die lange rothe Zunge hing ihm lechzend aus dem Halse, er brannte vor Kampfbegier.

Die Schritte kamen langsam näher. Sie tappten im Vorzimmer; es schien, als ob sie ein Mensch verursache, der entweder todtmüde ist oder nicht weiß, wohin er sich wenden soll. Einen Augenblick schwieg das Geräusch. Eberhard mahnte durch eine Handbewegung den Hund zur Ruhe, der auf dem Sprunge stand. Elsbeth war vor Angst auf den nächsten Sessel gesunken. Der Regen fiel immer noch mit derselben Heftigkeit nieder, das dumpfe Brausen um das Landhaus dauerte fort.

In dem Vorzimmer ließ sich ein tiefer Seufzer vernehmen. Dann begannen die Schritte wieder — sie kamen der Thüre näher — die Thüre ward geöffnet — ein junger Mann in durchnäßten Kleidern trat auf die Schwelle. Der Hund empfing ihn mit einem schnarrenden Geheul.

Diese müde und gebrochene Gestalt mit dem hageren und bleichen Gesichte, in dem sich eine völlige Muthlosigkeit aussprach, konnte nicht gefährlich sein.

„Was gibt's?" fragte der Gärtner.

Der Fremde erschrak.

„Verzeihung, ich suche..."

„Wen suchen Sie? Macht man um Mitternacht Besuche? Wie ist man durch die Mauer gekommen? Was will man hier? Fort, oder ich lasse den Hund los, der auf den Mann dressirt ist!"

Der Fremde schien sich vor dem grimmigen Thiere nicht zu fürchten; er blieb auf der Schwelle stehen und spähete mit unruhigen und besorgten Blicken durch das Gemach. An seiner zerrissenen Kleidung war kein Faden trocken, seine langen dunkeln Haare hingen wirr über die bleichen Wangen hinab und alle seine Glieder zitterten. Seinen zerlumpten Hut hielt er in der Hand.

„Weist mich nicht so rauh zurück, lieber Mann!" bat er mit bebender Stimme. „Hier muß es ja wohl sein! Hier muß sie wohnen! Hier habe ich sie vor nicht langer Zeit gesprochen!"

Jetzt erhielt auch Elsbeth wieder Muth.

„Wen haben Sie denn hier gesprochen?“ fragte sie.

„Sofie Frank!“

„Sie irren wohl.“

„Eine junge Frau mit einem Kinde.“

„Ja wohl, die hat hier gewohnt.“

„Wohnt sie nicht mehr hier?“ fragte der junge Mann im Ausdrucke des höchsten Schreckens.

„Sie ist vor einer halben Stunde abgereist.“

„Abgereist? Wohin? Wohin? Um Gottes willen, sagen Sie es mir!“

Der Fremde trat erregt in das Zimmer. Eberhard hatte Mühe, seinen Hund zu beruhigen, der dem Fremden den Eintritt verwehren wollte.

„Laß mich mit dem Manne reden,“ sagte der Gärtner, der froh war, daß noch ein menschliches Wesen gekommen. „Sofie Frank hat hier nicht gewohnt, lieber Freund! wohl aber eine Madame Louise Seltenau mit ihrem Kinde. Verlassen Sie sich darauf, das war ihr Name. Eine vornehme Dame hat sie diesen Abend abgeholt, mehr wissen wir nicht.“

Der junge Mann sank wie bewußtlos auf einen Sessel, sein Gesicht war noch bleicher geworden.

Elsbeth sah ihren Mann an; sie empfand Mitleid mit dem Fremden, der sich nach einigen Augenblicken gewaltsam emporraffte.

„Sie hat mich verleugnet!“ murmelte er vor sich hin. „Dort die Thüre verschloß sie, daß ich nicht zu

meinem Kinde kommen konnte. Freilich, ich bin ja arm, ganz arm, ein Bettler, der durch das Land streicht und keine Familie mehr hat. Die stolze Sofie, die immer glänzen wollte, schämt sich meiner, und doch habe ich ihr Alles geopfert!"

Er versank in tiefes Nachsinnen. Seine Augen starrten düster zu Boden.

„Was machen wir denn mit ihm?" fragte Elsbeth leise ihren Mann.

„Ich weiß es nicht."

„Wir können ihn doch nicht in das Wetter hinausjagen."

„Er scheint krank zu sein."

„Hast Du gehört, Alter, er sprach von seinem Kinde. Vielleicht ist er der Mann..."

Der Fremde erhob sich rasch, sah mit wirren Blicken um sich und stürzte dann in das Schlafzimmer. Eberhard wies den Hund mit einem kräftigen Fußtritte zurück. Dann folgte er ihm.

„Der Vogel ist ausgeflogen," sagte er; „das Nest ist leer. Wären Sie doch eine halbe Stunde früher gekommen."

„Früher! Früher! Ich komme überall zu spät! Aber ein Ziel gibt es noch, das ich nicht zu spät erreiche."

Er ging in das Zimmer zurück. Der Gärtner löschte die Lampe aus.

„Nun kommen Sie, wir wollen das Landhaus schließen."

„Bleiben Sie bis morgen Früh in unserer Wohnung," sagte Elsbeth.

Der Fremde schüttelte schmerzlich sein Haupt.

„Dank, ihr guten Leute!" sagte er. „Meines Bleibens ist nicht hier. Ich habe nur noch eine kurze Wanderschaft, dann finde ich Ruhe."

„Sie haben sich doch wohl geirrt, lieber Freund!" meinte Eberhard.

„Nein, nein!"

„Die Doppelmenschen haben ihn behext!" flüsterte die Alte ihrem Manne zu.

„Erzeigt mir einen Dienst!" rief der Fremde.

„Gern!"

„Hier ist ein Brief an die Dame, die hier gewohnt hat. Es ist wohl möglich, daß von hier aus eine Spur zu ihr leitet oder daß Nachfrage geschieht — sehen Sie zu, daß dieser Brief in ihre Hände gelange. Bietet sich Ihnen keine Gelegenheit, nun so behalten Sie ihn — es kommt ja nicht viel darauf an."

Er zog ein durchnäßtes Papier aus der Tasche und warf es auf den Tisch. Dann verließ er hastig das Landhaus.

„Du hättest ihm doch sagen sollen, Mann! daß zwei Frauen hier gewesen."

„Das hätteſt auch Du ſagen können, Frau! Du haſt doch ſonſt immer den Mund auf dem rechten Flecke.“

„Du haſt ja mit ihm reden wollen!“

„Nun iſt's genug für heute!“ rief unwillig der Gärtner. „Das Weib hat uns Sorgen und Unruhe genug gemacht. Nimm das Geld und den Brief, wir wollen ſchlafen gehen.“

Eberhard nahm den Armleuchter. Seine Gattin nahm das Geld und den Brief.

„Die beiden Geſtalten wollen mir nicht aus dem Sinne!“ flüſterte ſie vor ſich hin. „Und der arme Menſch, der wie beſeſſen dahinter her läuft ...“

„Es iſt gut! Es iſt gut! Verdrehe mir den Kopf nicht weiter.“

Während dieſes Geſpräches hatten die Eheleute die Terraſſe erreicht. Eberhard ſchloß die Thüre und Elsbeth leuchtete. Der Regen löſchte die Kerze aus. Beide erreichten müde und matt ihr Häuschen und gingen zur Ruhe.

Der folgende Morgen war klar und licht. Die Sonne hatte die letzten Regenwolken verjagt und drückte die Nebel nieder. Ein reiner, friſcher Oſtwind ſchüttelte die ſchweren Regentropfen von den Blättern der Bäume. In den Zweigen ſangen munter die Vögel, und die Lerche ſchwang ſich jubelnd zum Firmamente empor. Die erfriſchte Natur prangte in einem wunderbaren Glanze. Nichts erinnerte mehr an die Schrecken des

schweren Gewitters, als die rasch entstandenen und wieder verschwundenen Bäche in den Feldern. Eberhard und Elsbeth machten die Runde durch den Garten, um die losgerissenen Blumen und Stauden zu befestigen und die Kieswege zu säubern.

An dem Ufer des Rheins, der in einer Entfernung von sieben bis acht Minuten von dem Landhause seine grünlichen Fluten fortwälzte, fuhr ein leichter Kahn langsam dem Strome entgegen. Der Wind bauschte lustig das weiße Segel, daß die Stange, die es hielt, sich seufzend neigte. Drei Männer saßen in dem Fahrzeuge — ein alter Rheinfischer mit seinen beiden Söhnen. Unterhalb des Landhauses befand sich eine fischreiche Stelle; diese suchten die Fischer zu erreichen, um hier ihr Tagewerk zu beginnen.

„Werft das große Netz aus!" rief der Greis, der das Steuerruder lenkte. „Dort zwischen den Flußweiden habe ich schon so manchen guten Fang gemacht."

Die beiden Söhne, kräftige junge Leute von achtzehn und zwanzig Jahren, kamen dem Befehle des Vaters nach. Das Netz ward von dem Kahne, der sich dicht an den Flußweiden fortbewegte, durch die leise rauschende Flut gezogen. Ein Dampfboot brauste den Rhein herab. Die Wellen gingen nach und nach höher und drängten sich dem Ufer zu. Der greise Steuermann lenkte seinen Kahn in einen Ausschnitt der Flußweiden, um den Dampfer vorüberfahren zu lassen. Das Wasser

ward ruhiger, je nachdem das große Boot sich entfernte. Der Fischerkahn wollte die kleine Bucht wieder verlassen. Da senkte sich das Netz und erschwerte das Fortkommen.

„Legt das Segel bei!“ befahl der Vater.

Es geschah. Die Söhne sahen sich verwundert an.

„Das Netz ist an einer Wurzel hängen geblieben,“ meinte der Eine.

„Nein,“ rief der Andere, „es muß sich ein schwerer Gegenstand darin gefangen haben, denn es bewegt sich in der Tiefe fort.“

Mühsam zogen es die Fischer empor. Alle waren neugierig, den Fund zu erblicken, den Ihnen ein günstiges Geschick beschieden haben könnte. Man sprach von großen Rheinlachsen und träumte einen köstlichen Gewinn. Die Fischer bedurften eines solchen, denn sie waren arme Leute, die kümmerlich von ihrer sauern Arbeit lebten. Je höher das Netz kam, je schwerer ward es. Der Alte befahl Vorsicht, damit es nicht zerrissen werde.

Das Erstaunen der Fischer ging plötzlich in Schrecken über. Das Netz brachte den Leichnam eines Mannes aus der Tiefe empor, den die Wurzeln der Flußweiden aufgefangen und festgehalten hatten.

„Herr, mein Gott!“ murmelte der Alte.

„Wir haben zehn Thaler verdient!“ rief der älteste Sohn.

„Wer bezahlt das Geld?“ fragte der Jüngere.

„Die Polizei in Köln.“

„So ist unser Tagewerk vollbracht; mehr können wir heute nicht verdienen.“

„Betet ein Vater unser, anstatt an das Geld zu denken!“ ermahnte der Vater, ein frommer Mann. „Es ist unchristlich, mit Leichen Spekulation zu treiben.“

„Die Polizei bezahlt ja nur unsere Mühe.“

„Und die Anatomie in Bonn bezahlt die Polizei,“ sagte der Aeltere. „So habe ich gehört, als ich bei der Fähre angestellt war. Ihr wißt doch, ich habe schon einmal zehn Thaler verdient, als ich das schöne Mädchen aus dem Rheine zog, das sich von der Fähre hinabstürzte. Leider kam ich nicht früh genug, sonst hätte ich sie am Leben erhalten, und dann würde man mir die Rettungsmedaille gegeben haben.“

„Du hast ja doch dieselbe Mühe gehabt, Bruder!“

„Das wohl; aber auf einen todten Menschen gibt man nicht so viel, als auf einen lebendigen.“

Nachdem sie den Leichnam in den Kahn gelegt, entblößten sie die Häupter und beteten. Es ist dies ein frommer Brauch bei den Rheinfischern.

„Was nun beginnen?“ fragten die Söhne.

Der Vater betrachtete den Todten.

„Nach den Kleidern zu urtheilen,“ murmelte er, „ist dieser Mensch sehr arm gewesen. Vielleicht hat ihn die Noth zur Verzweiflung und die Verzweiflung in den Rhein getrieben. Und wie jung er noch ist.“

„Vater," sagte der Jüngere, „unsere Gesetze sind doch sonderbar."

„Warum?"

„Für diese Leiche gibt man zehn Thaler — hätte man das Geld dem armen Menschen gegeben, als er noch lebte, er würde wohl nicht den Tod gesucht haben."

„Und wenn er noch lebte," fügte der Aeltere hinzu, „so würden wir nichts verdient haben."

Börse und Tod! Hier wich die Spekulation von dem Leben ab, weil es keinen Gewinn versprach.

Der Greis hatte überlegt.

„Bis Köln haben wir eine Stunde — hinunter kämen wir, aber nicht so leicht herauf gegen den Strom, der heute ungewöhnlich stark ist. Wenn wir die Leiche zu Lande nach Köln bringen, können wir diesen Mittag wieder zu Hause sein. So ist es besser — fort ans Land!"

Man brachte den Leichnam ans Ufer.

„Nun geht zu Nachbar Eberhard, er wird Euch eine Trage leihen."

Die beiden Söhne legten den unglücklichen jungen Mann auf zwei Ruder, bedeckten ihn mit ihren Jacken, und trugen ihn bis an das Gitter des Parks. Eberhard und Elsbeth, die auf einem Rosenbeete beschäftigt waren, öffneten auf das Rufen eine kleine Pforte und traten heraus. Die Fischer, Bekannte und Nachbarn des alten Gärtners, erzählten, was sie gefunden und baten um eine Trage.

„Ein junger Mann, sagt Ihr?“ fragte Mutter Elsbeth.

„Ja; aber ein armer Teufel.“

„Du lieber Himmel, es ist doch wohl nicht gar...“

„Seht ihn Euch an, Mutter Elsbeth.“

Bei diesen Worten nahm einer der Söhne die Hülle ab. Elsbeth stieß einen lauten Schrei aus.

„Mir hat's geahnt!“ murmelte Eberhard. „Ich habe ihm gleich nichts Gutes zugetraut. Hätte ich nur den verwünschten Brief nicht angenommen.“

„Wir kennen ihn übrigens nicht,“ fuhr Elsbeth, die Weitläufigkeiten fürchtete, mit vor Aufregung bebender Stimme fort. „Wir kennen ihn wahrhaftig nicht, denn er war nur gestern Abend während des Regens hier und sprach seltsame Dinge. Wir wollten ihm ein Obdach geben — aber er ging fort — weiter wissen wir Nichts.“

Eberhard brachte die Bahre, und die traurige Last ward darauf gelegt. Jetzt erst bemerkte man einen Ring an dem Finger des Todten. Mutter Elsbeth meinte, es wird wohl sein Trauring sein.

Die beiden jungen Fischer hoben die Trage empor und schlugen denselben Weg ein, den die Zwillingsschwestern Abends zuvor im bequemen Wagen zurückgelegt hatten.

„Eine von den beiden Doppelmenschen hat den Tod dieses Unglücklichen auf ihrem Gewissen!“ dachte

unwillig die Frau des Gärtners. „Gott ist gerecht, er wird sie wahrlich dafür bestrafen.“

Viertes Kapitel.
Börse und Liebe.

Die Witwe Markus war verdrießlich; sie hatte einen schlechten Tag gehabt. Den Werth des Tages bemaß sie nach den Geschäften, und die Geschäfte waren nicht gut gegangen. Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, so hatte auch die arme Lea heute manches harte Wort hören müssen. Sie ertrug ihr Schicksal mit einer wahren Engelsgeduld, denn die Liebe gab ihr Hoffnung auf bessere Zeiten. Heute zumal hätte die Alte die Schaale ihres Aergers völlig leeren können, Lea würde geschwiegen haben — Anton hatte ihr für heute seine Ankunft gemeldet.

In der Abenddämmerung kam der alte Aron, ein langer, trockener Mann mit triefigen Augen und Ringen in den Ohren. Er strich lächelnd den spitzen, greisen Bart, als er in das Stübchen trat. Die Witwe erzählte, daß sie einen Verlust von fünf Thalern gehabt.

„Ich bringe Gelegenheit,“ murmelte Aron mit einem Anstriche von Heimlichkeit, „Hunderte, vielleicht Tausende zu verdienen, ohne daß Ihr eine Hand rührt. Ihr wißt, Mutter Markus, daß ich nur spreche, wenn

ich ganz sicher bin. Ich sollte es eigentlich nicht: aber wir sind ja gute Bekannte."

Die Witwe kannte Aron als einen zuverlässigen, vorsichtigen Mann; er hatte ihr schon mehr als ein gutes Geschäft zugewiesen. Der verstorbene Pik war sein Freund gewesen.

„Setzt Euch, Aron! dann sprecht."

Der Jude empfahl den Ankauf von Aktien der B. D. Eisenbahn. Er theilte unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, daß der Sensal Reineck kaufe, was irgend zu erlangen sei.

„Ihr wißt," fuhr er fort, „daß ich ein Agent des Sensals bin. Da habe ich denn ein Restchen von dreißig Stück zu siebzig aufgetrieben. Die Leute geben sie mit Freuden hin; aber wenn sie wüßten, daß sie in kurzer Zeit pari stehen. Und das kann nicht ausbleiben."

„Warum?"

„Weil der Sensal Reineck kauft. Nun ist Nachfrage überall — immer muß ich antworten: ich habe keine! Um Euch gefällig zu sein, komme ich zuerst zu Euch. Wollt Ihr meine Aktien nicht, so gehe ich zu dem Banquier Kaiser."

Die Witwe machte noch einige Einwendungen, dann ging sie auf den Handel ein, zahlte baar dreitausend Thaler und empfing die Papiere, die sie in einer eisernen Kasse verschloß. Der Jude ging, still vor sich hinlächelnd. Frau Markus war nicht das einzige

Opfer seiner List. Man sieht wie weit die Manipulationen des Banquiers in das Volk drangen. Frau Markus begriff sechs Wochen später, daß sie dreißig Prozent Verlust erlitten. Für heute hatte sich ihr Zorn ein wenig gelegt und Lea konnte in Ruhe ihr Abendessen verzehren.

„Du mußt diesen Abend noch einen Weg für mich gehen, Lea!"

„Wohin?"

„Zu meinem Sohne."

„Gut!"

„Sage ihm, daß ich ihn morgen Früh sprechen müsse. Warte noch! Auf dem Rückwege gehst Du in die goldene Trompete und sagst der fremden Dame — wie heißt sie doch?"

„Madame Trost."

„Ja, ja!"

„Was soll ich ihr sagen?"

„Daß heute die vierzehn Tage abgelaufen seien, und wenn sie morgen nicht käme, wäre das Pfand verfallen."

Lea ging auf ihr Kämmerchen, das unter dem Dache lag, um rasch Toilette zu machen. Unwillkürlich warf sie einen Blick hinüber nach der Wohnung der Frau Bielitz. Wie gebannt blieb sie stehen; in dem erleuchteten Stübchen gegenüber befand sich — Madame Seltenau, die mit der Witwe ein lebhaftes Gespräch

führte. Das war eine wichtige Entdeckung, denn Lea hatte oft mit Sehnsucht an die junge Frau gedacht, die so plötzlich und spurlos verschwunden war. Jetzt konnte sie sich mit ihr nicht beschäftigen; sie nahm Hut und Mantel und verließ rasch das Haus; sie sollte ja den Geliebten nach langer Abwesenheit wiedersehen. Levi war nicht zu Hause; sie machte die Bestellung an den Wirth desselben.

Die goldene Trompete, ein Wirthshaus niederen Ranges, lag in einer schmalen Straße. Die lange Hausflur war mit Gästen angefüllt, die sich beim Weine gütlich thaten. Lea fragte nach Madame Trost. Man führte sie nach einem Zimmer des ersten Stockes. Madame Trost war keine andere als Sabine Hoyer, die Gattin des Obersten von Melin.

Sabine saß beim Thee. Sie trug einen schwarz und roth karrirten Hausrock und eine weiße Mütze mit gelben Bändern. Ein Mann, der aus seiner Zigarre große Rauchwolken blies, saß ihr zur Seite im eifrigen Gespräche. Pappschachteln und große und kleine Koffer lagen und standen im wilden Chaos durcheinander. Einige Koffer waren geöffnet und zeigten ihren Inhalt. Hier lag das rothe, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Kleid einer Königin; dort der Rock, das Mieder und der Hut einer Tirolerin; Krausen, Strümpfe, Schuhe, Trikots, Barets, Ritterstiefeln, Schwerter, Dolche, Hirschfänger, Ketten und Zinnschmuck aller Art

bedeckten die Möbel und den Fußboden. An den Wänden hing ein Brustharnisch, Helm und Beinschienen, wahrscheinlich die Rüstung der Jungfrau von Orleans.

Lea blieb überrascht an der Thüre stehen.

„Was steht zu Diensten?" fragte Sabine. „Suchen Sie Engagement?"

„Ich suche Madame Trost."

„Hier bin ich."

„Madame Markus schickt mich, meine Mutter. Sie möchten die Güte haben und sich morgen einfinden, damit Ihr Ring nicht verfällt."

„Ah, die Jüdin ist pünktlich! Und wenn ich nun nicht komme?" fragte Sabine erregt.

„Sie werden sich wohl mit meiner Mutter verständigen, die zwar die Ordnung liebt, aber keine unbillige Frau ist."

„Mein Kind! Ihre Mutter könnte zu mir kommen."

„Ich glaube kaum..."

„Sehen Sie sich diese brillante Theatergarderobe an — ich will sie in Bausch und Bogen verkaufen."

„Erlauben Sie, daß ich meiner Mutter Nachricht davon gebe."

Lea grüßte, zog sich zurück und verschwand.

„Eine reizende Jüdin!" rief der Mann, der im Sofa neben Sabinen saß.

„Stefan!“ rief diese im Tone des Vorwurfes, „Du versäumst keine Gelegenheit, mir Aerger zu bereiten. Wenn Dir junge Mädchen besser gefallen, als ich, so gib mich auf.“

„Eifersüchtige Närrin!“ rief Stefan lachend, indem er seinen bunten Schlafrock zusammenzog, dann aufstand und den kleinen Raum des Zimmers zu einem Spaziergange benutzte. „Du hast Dich ja auch schon mehr als einmal über schöne Männer ausgesprochen.“

„Ich kenne Dich, mein Freund!“ antwortete Sabine pikirt.

„Nun, wer bin ich denn?“

„Ein ausgemachter Komödiant!“

„Louise!“ rief Stefan pathetisch, „Deine Limonade ist matt wie Deine Seele! Sieh', ich könnte Dich aus Liebe vergiften, wie Ferdinand seine Louise in „Kabale und Liebe“ — ich könnte Dich erdolchen oder erwürgen wie Othello seine Desdemonna; und Du hältst mich für einen ausgemachten Komödianten? Genug, ich verzeihe Dir großmüthig, denn Deine Seele ist heute wirklich matt, noch matter als dieser kalte Thee. Wir wollen Wein trinken, wollen uns begeistern, damit uns das Leben in einem andern Lichte erscheint.“

Stefan wollte nach dem Klingelzuge greifen.

„Halt!“ rief Sabine.

„Was befiehlt meine Königin?“

„Ich will nur fragen.“

„Fragen Sie?“

„Wer bezahlt den Wein?“

Stefan streckte die rechte Hand aus und rief:

„Nun, der berühmte Handelsmann im Süden!“

Sabine ging auf den von Stefan angeschlagenen Ton ein. Sie entgegnete mit den Worten der Prinzessin Eboli aus „Don Carlos:“

„Ich stehe vor einem zauberisch verschlossenen Schrank, wo alle meine Schlüssel mich betrügen.“

„Wie ich vor Ihnen!“

„Der Handelsmann im Süden, der Notar, ist plötzlich zäh geworden.“

„Wir werden ihn wieder mürbe machen!“ rief Stefan.

Er zog die Glocke und befahl Wein, den ein Aufwärter rasch brachte. Beide stießen mit den Gläsern an und tranken. Stefan deklamirte:

„Poesie! Nichts weiter. Mein Gehirn
Treibt öfters wunderbare Blasen auf,
Die schnell, wie sie entstanden sind, zerspringen.
Das war es Alles. Schweigen wir davon!“

Nachdem Sabine ihm den Mund zum Kusse geboten, sagte sie:

„Kehren wir also zur nüchternen Prosa des Lebens zurück. Den Ring kann ich nicht im Stiche lassen — die Jüdin mag den Plunder nehmen, wir bedürfen seiner nicht mehr.“

„Aber wir bedürfen des Geldes.“

„Auch das wird sich finden, sobald wir meine Tochter gefunden haben, die jetzt in Köln sein muß.“

„Und wie steht es mit dem Banquier?“

„Ihn habe ich vorderhand aufgegeben.“

„Demnach sind wir jetzt ohne Banquier!“

„Und ohne Geld, wie schon hundert Mal.“

„Variatio delectat! Je kälter der Regen, desto wärmer der Sonnenschein. Es lebe die Spekulation!“

„Die Kunst trägt nichts mehr ein,“ sagte Sabine; „werfen wir sie in die Rumpelkammer. Morgen wandert die Garderobe zu der Jüdin.“

Sabine und Stefan tranken mehr als eine Flasche Wein. Als der erwünschte Grad von Begeisterung eingetreten, gingen sie zu Bett.

Lea hatte indeß den Bahnhof erreicht. An der erleuchteten Uhr sah sie, daß noch fünf Minuten an neun fehlen. Der Zug, der den Geliebten bringen sollte, mußte also jeden Augenblick eintreffen. Die junge Jüdin mischte sich unter die Leute, die auf dem Perron hin und hergingen. Die Gaslaternen verbreiteten ein helles Licht. Man konnte jedes Gesicht erkennen. Eine überaus elegant gekleidete Dame erregte Leas Aufmerksamkeit. Diese Dame, deren Gesicht ein weißer Schleier verhüllte, ging, offenbar von Ungeduld getrieben, rasch auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb sie in einem Lichtkreise stehen und sah nach der goldenen Uhr, die

an ihrer Seite hing. Mit allen Zeichen der Unruhe setzte sie dann ihren Gang fort. Es mochte ihr zu warm werden, sie warf den Schleier zurück.

„Madame Seltenau!" rief Lea leise.

Die junge Dame blieb überrascht stehen.

„Kennen Sie Ihre Nachbarin Lea nicht mehr?" fragte die Jüdin, die nur mühsam eine freudige Erregung unterdrückte.

„Ah, Lea!"

„Ich habe Sie diesen Abend auch schon in Ihrer alten Wohnung gesehen. Es geht Ihnen wohl?"

„Ja!"

„Werden Sie nun längere Zeit bei uns bleiben?"

„Ich glaube! Was führt Sie so spät auf den Bahnhof?"

„Ach, Sie können es wohl errathen!" flüsterte Lea ganz leise.

„Den Geliebten? Erröthen Sie nicht, mein liebes Kind! es ist ja natürlich, daß man sich nach dem sehnt, was man liebt."

Die Jüdin hatte in einer traulichen Unterredung der jungen Frau einmal ihr Glück mitgetheilt. Die schlaue Josefine, denn diese stand ihr gegenüber, wußte von Louise, daß die Jüdin sich für Madame Seltenau interessire. Die Frage von dem Geliebten hatte sie scherzweise hingeworfen und zufällig das Rechte getroffen.

Beide gingen im leisen Gespräche weiter. Lea war erstaunt über die jetzige Eleganz der früher so armen Frau. Sie hatte mancherlei Fragen auszusprechen, aber eine Art scheuer Ehrfurcht hielt sie davon ab.

Jetzt hörte man das Pfeifen der Lokomotive. Die dunkelrothen Laternen an der Maschine wurden sichtbar und der Zug kam leise, wie ein riesiges Gespenst, in die Halle, die sich mit Menschen anfüllte. Es war ein Kourierzug, der nur aus wenigen Wagen bestand. Die Schaffner rissen die Thüren auf und die Reisenden erschienen. Zwei junge Männer stiegen aus einem Coupé.

„Lea!" rief der Eine.

„Josefine!" der Andere.

Anton Dyck flog auf die Jüdin zu, Felix von Eberstein auf Josefine. Beide Paare überließen sich dem Entzücken des Wiedersehens nach so langer Trennung. Der junge Kaufmann kümmerte sich um die Nebenstehenden nicht; er schloß die vor Freude weinende Lea in seine Arme und drückte einen innigen Kuß auf ihre schwellenden Lippen.

„Wie habe ich mich nach Dir gesehnt, meine Geliebte!"

„Gott sei Dank, daß ich Dich endlich wiedersehe! Ich wäre vor Unruhe und Angst vergangen, wenn Deine Geschäfte Dich noch länger fern gehalten hätten."

„Sei ohne Sorge, mein liebes Kind! Du wirst nun meine Frau."

„Anton! ist das auch wahr?"

„Und daß ich so rasch an mein heiß ersehntes Ziel gelange, verdanke ich der Reise."

„Demnach sind Deine Geschäfte gut ausgefallen?"

„Das nicht allein, ich habe auch meine Mutter gesprochen . . ."

„Deine Mutter? Du sagtest mir ja, sie sei gestorben."

„Ich erzähle Dir später Alles. Lea! ich werde nun nicht mehr abhängig von fremden Menschen sein, werde, da ich großjährig bin, über mein Vermögen verfügen können."

„Besitzest Du denn Vermögen?"

„So viel, daß ich mich etabliren kann. Mit Hilfe meines Freundes, den ich auf der Reise kennen gelernt, habe ich die wichtigsten Entdeckungen gemacht. Dort steht er, dieser Freund!"

Anton deutete auf Felix, der Arm in Arm mit Josefinen näher kam.

„Hier ist mein Freund!" rief Felix. „Anton Dyck — und hier meine Braut, Josefine von Melin."

„Und hier ist meine Braut!" entgegnete Anton triumphirend.

Der gegenseitigen Vorstellung folgte allgemeines Erstaunen. Die beiden jungen Männer bewunderten die Schönheit ihrer Bräute, und die Bräute bewunderten das seltsame Zusammentreffen, daß Felix und Anton Freunde waren.

„Wir kennen uns!“ flüsterte Lea.

Sie hütete sich, die Worte: „Madame Seltenau,“ auszusprechen. Josefine reichte ihr die Hand indem sie sagte:

„Es wird sich Manches aufklären; wir bleiben Freundinnen.“

Man scherzte über die seltene Fügung des Zufalls und trennte sich. Felix fuhr in einem Fiaker mit seiner Josefine davon, Anton übergab sein Gepäck dem Portier und verließ Arm in Arm mit Lea den Bahnhof.

An dem Gitter stand Levi Markus; er war Josefinen gefolgt und hatte ihre Rückkehr erwarten oder doch sehen wollen, in welcher Absicht die räthselhafte Schöne noch so spät ausgegangen. Jetzt erkannte er in dem Lichtkreise der Gaslaterne die liebliche Lea.

„Das ist nicht übel!“ murmelte er. „Die unschuldige Lea, die kein Wasser trübt, die tief erröthet, wenn ich ihr das runde Kinn berühre, macht am Arme eines jungen Mannes eine Abendpromenade. Und dieser Mann scheint mit dem Kourierzuge angekommen zu sein. Ein köstliches Geheimniß! Wer hätte das in der verwaisten Lea Pik gesucht! Aufgepaßt, Levi, Deine Angelegenheiten verwirren sich immer mehr. Soll mir auch die hübsche Lea entgehen?“

Er folgte in kurzer Entfernung dem Paare, das traulich kosend in die nächste Straße bog. Felix begleitete die Geliebte offenbar nach Hause. Der spekulirende

Levi schlug einen kürzeren Weg durch Nebengäßchen ein und erreichte vor Ankunft des Pärchens das Haus seiner Mutter. Es war völlig dunkel geworden. Levi öffnete leise die Thüre und nahm seinen Platz in einer finstern Ecke. Er brauchte nicht lange zu warten — die jungen Leute erschienen bald darauf an der Schwelle.

„Nun gute Nacht, meine geliebte Lea!" flüsterte Anton.

Sie hing sich an seinen Hals.

„Schlafe wohl und träume von Deiner Lea!"

„Ah," dachte Levi, „wie zärtlich sie sein kann! Der Teufel traue den Mädchen!"

„Mein Onkel wird erstaunt sein, wenn ich in sein Zimmer trete."

„Weiß Herr Kaiser nicht, daß Du kommst?"

„Nein. Ich habe Gründe, ihm eine Ueberraschung zu bereiten."

„Anton! Deine Heimlichkeit erschreckt mich fast."

„Beruhige Dich, ich weiß, was ich unternehme. Aber noch einmal empfehle ich Dir Vorsicht. Ertrage die Launen der Alten, die Dich erzogen hat, und gib keine Veranlassung, daß sie die bevorstehende Veränderung Deiner Lage ahne."

„Ach, ich will ja Alles gern ertragen!" rief Lea leise. „Aber wenn mich meine Pflegemutter nun zwingen will, ihren Sohn zu heirathen, den sie für einen vornehmen Herrn aus Amsterdam ausgibt?"

„Die Mittel zur Abwehr zu erfinden, überlasse ich Dir.“

Sie lagen in stillem Entzücken einander in den Armen.

„Was ist das?“ dachte Levi. „Anton, — Onkel, — Kaiser — sollte dieser schwärmerische Liebhaber Anton Dyck sein, den man auf Reisen geschickt hat, um ihn während meiner Verhandlungen zu entfernen? Und Lea hat ihn von der Eisenbahn abgeholt? Eine köstliche Entdeckung, die mir Vortheil bringen kann?“

Die Liebenden trennten sich. Lea entschlüpfte in das Haus, Anton trat auf die Straße hinaus. Der Jude folgte dem jungen Manne, bis er sich überzeugt hatte, daß der Anbeter Leas in dem Hause des Banquiers verschwunden war. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß er Anton Dyck gesehen hatte.

„Ich werde nun nicht nach Amsterdam reisen!“ dachte er. „Eine Unterredung mit diesem Anton erspart mir Zeit und Geld.“

Zufrieden betrat er seine Wohnung.

Der Zufall fügte es, daß Anton von dem alten Just, dem Komptoirdiener, empfangen wurde. Just war außer sich vor Freude, als er den Reisenden erblickte. Der alte Mann liebte ihn, wie seinen Sohn. Er berichtete, daß Herr Kaiser mit dem Justizrathe ausgefahren sei, und spät zurückkehren werde. Aus diesem Grunde habe er Just, das Bett noch nicht aufge-

sucht, denn er müsse die Rückkehr seines Herrn erwarten.

„Wo ist meine Tante?"

„Madame Kaiser befindet sich in ihrem Zimmer; sie ist soeben von der Frau Justizräthin zurückgekehrt, und wie gewöhnlich sehr übler Laune."

„Wie gewöhnlich?" fragte Anton verwundert.

„Ich weiß nicht, was vorgefallen ist; aber so viel ist mir bekannt, daß Herr und Madame Kaiser ein seltsames Leben führen. Sie speisen zwar zusammen, grüßen sich, wenn sie sich sehen, aber kümmern sich weiter nicht um einander. Jedes geht seinen eigenen Weg. So ist es nun schon seit Ihrer Abreise. Vorhin, als Madame Kaiser ankam hat sie mir befohlen, dem Herrn zu melden, daß sie ihn sogleich sprechen wolle."

„Es ist zehn Uhr vorüber."

„Sie will ihn sprechen, und wenn es um Mitternacht ist. Darum darf ich noch nicht zu Bett gehen."

„Just! unter diesen Umständen ist es wohl besser, daß meine Ankunft noch nicht bekannt werde. Schweigen Sie also, und melden Sie mich morgen Früh meinem Onkel, wenn er sein Kabinet betreten hat."

„Sie bringen wohl keine günstigen Nachrichten?"

„Die Geschäfte sind geordnet, das Kapital ist gerettet. Schweigen Sie, lieber Freund! es ist besser. Nun holen Sie mir den Schlüssel zu meinem Zimmer."

Es geschah. Anton zündete kein Licht an; er entkleidete sich im Dunkeln und suchte sein Bett auf. Nachdem er noch eine Zeit lang an seine Lea gedacht, überließ er sich dem Schlummer, der ihn mit weichen Armen umfing. Anton war glücklich in der Liebe — Geschäftssorgen drückten ihn noch nicht.

Sidonie hatte, ihrer Gewohnheit gemäß, ein Bad genommen. Als sie aus dem Badezimmer in ihr Boudoir trat, machte sie zur Verwunderung des Kammermädchens eine reizende Abendtoilette. Sie hüllte die erfrischten Glieder in ein weißes Mousselinkleid, das ihre üppigen Formen durchschimmern ließ, bedeckte das leicht zusammengelegte Haar mit einem niedlichen Häubchen, dessen breite Bänder auf die glänzenden Schultern herabflatterten, und steckte den kleinen Fuß in rothe, mit weißem Pelze verbrämte Maroquinpantoffeln. Es schien, als ob sie sich zu einer Schäferstunde mit dem liebenden Gatten geschmückt habe. Sidonie war wirklich noch eine üppige Schönheit. Ihr blendend weißer Teint beschämte den feinsten Mousselin. Ihr blaues Auge glänzte vor Erregung, als sie einen Blick in den hohen Spiegel geworfen hatte. Sie zog den Gürtel von weißem Atlas fester, um die runde Taille deutlicher hervortreten zu lassen. Das kleine Diamantkreuz, das an der feinen Halskette befestigt war, wogte flimmernd auf dem vollen Busen. Sidonie liebte den Luxus, weil er sie in den Stand setzte, ihre Reize aufzufrischen und

zu erhalten. Sie wollte als eine pikante Schönheit gelten, die den Mann fesselte. Die Gleichgiltigkeit ihres Gatten hatte sie in tiefster Seele verletzt, nicht etwa weil sie liebte — nein, weil sie stolz darauf war in diesem Lebensstadium noch Reize zu besitzen, um die sie von mancher jüngeren Frau beneidet ward. Und sie wollte beneidet sein. Der Banquier war mit der Zeit unempfindlich geworden, trotz ihrer Bemühungen, ihm reizend zu erscheinen. Welche Opfer hatte sie gebracht um Abwechslung in der Toilette, in dem Boudoir, in der ganzen Lebensweise einer schönen Frau herbeizuführen; alle kosmetischen und hygiastischen Mittel, welche die Modejournale empfahlen, hatte sie angewendet. Nichts war ihr zu theuer und zu mühsam gewesen — und nun sah sie sich dennoch von dem Manne zurückgesetzt, der ihr Alles verdankte. Heute hatte sie sich nicht aus Liebe, sondern aus Haß geschmückt. Sie wollte dem Börsenmanne die ganze Größe des Verlustes zeigen, der ihm bevorstand.

„Marie! hast Du noch Ausstellungen an meiner Toilette zu machen?“ fragte sie wie träumerisch.

„Nein, Madame! Es ist Alles genau so wie auf dem Modebilde. Sie könnten sich, wie Sie sind, in einem Salon zeigen.“

„Mir genügt mein Boudoir.“

Sie warf sich auf die blauseidene Ottomane, die neben dem Kamine stand. Der innere Raum dieses

Kamins war mit frisch duftenden Blumen ausgefüllt, daß er einem großen eingerahmten Bouquet glich. Die Kerzen waren mit rosarothem Flor bedeckt, sie verbreiteten ein Licht, ähnlich dem der Abendröthe. Die Bewohnerin dieses Raumes, der Alles in sich vereinigte, was Kunst und Luxus zu gewähren vermögen, schien wie von einem matten Goldschimmer übergossen zu sein.

„Nun gehe zu Bett, Marie! ich will noch eine Stunde lesen."

„Aber Ihre Nachttoilette, Madame..."

„Werde ich selbst besorgen."

Marie küßte ihrer Herrin die Hände und entfernte sich.

Sidonie war allein; sie begann wirklich zu lesen. Es verfloß eine halbe, eine ganze Stunde — der Banquier kam nicht. Die schöne Frau wechselte oft das Buch; keiner der Schriftsteller, die sie sonst so gern gelesen, gewährte ihr Unterhaltung. Die Pendule über dem Kamine schlug Mitternacht. Sidonie machte leise einige Passagen auf dem Piano. Auch die Musik war der Ungeduldigen langweilig. „Er soll es büssen!" flüsterte sie entrüstet. „Ich lasse alle Minen springen!"

Mit der Ungeduld erhöhete sich auch ihr Zorn; sie warf die Bücher bei Seite und begann wieder zu spielen. Es war wohl nur Zufall, daß sie „Webers letzten Gedanken" gewählt. Anfangs berührten ihre weißen Finger nur leise die Tasten; dann aber wurde

das Spiel immer lebhafter und erregter, die herrliche Komposition, die Sehnsucht und Schwermuth ausdrückt, ward zu einem rasenden Galop. Sidoniens kleiner Fuß stand auf dem Pedal — die Töne erklangen im stärksten Forte. Die Spielerin wollte sich durch das Rauschen der Saiten betäuben, vielleicht auch ihren Groll an dem wehrlosen Instrumente auslassen. Sie gewahrte das Oeffnen der Thüre und den Eintritt ihres Gatten nicht. Herr Kaiser blieb ruhig stehen. In dieser Auffassung hatte er Webers berühmte Komposition noch nicht gehört. Er mußte lächeln über den Eifer seiner Gattin, die nicht müde ward, das feine Pianino zu mißhandeln.

Endlich legte er seine Hand sanft auf die schwellende Schulter Sidoniens.

Die Virtuosin fuhr mit einem lauten Schrei empor.

„Sie, mein Herr?"

„Ich, Madame!"

Der Banquier verneigte sich tief. Der Ausdruck seines Gesichtes war nicht frei von Ironie, als er fortfuhr:

„Der Komptoirdiener hat mir Ihren Wunsch zu erkennen gegeben, mich zu sprechen; ich komme diesem Wunsche gerne nach. Sie haben mein wiederholtes Klopfen an der Thüre nicht gehört..."

„Weil ich spielte!" unterbrach ihn, ihre Gereiztheit verbergend, Sidonie. „Die Zeit, die ich zu unserer Besprechung gewählt, ist zwar eine ungewöhnliche..."

„Ich stehe Ihnen jeden Augenblick zu Diensten.“

Der Banquier führte seine Gattin mit feiner Galanterie zu der Ottomane. Dann ließ er sich ihr gegenüber auf einem Sessel nieder. Sidonie ergriff einen Blumenstrauß, der auf dem Tische lag, und spielte damit, um ihre Ruhe und Gleichgiltigkeit zu zeigen.

„Mein Herr!“ begann sie „betrachten Sie mein Boudoir als eine Börse, und unsere Ehe als ein Aktienunternehmen, dem ein glücklicher Erfolg fehlt. Unsere Papiere sind werthlos geworden — vernichten wir sie!“

Herr Kaiser blieb ruhig; seine Blicke streiften über die üppige Gestalt Sidoniens.

„Sie sprechen den Wunsch nach einer Scheidung aus, Madame?“

„Ja!“

„Wohlan, ordnen wir unsere Angelegenheiten.“

„Das wird nicht schwer sein,“ sagte Sidonie, deren Zorn bei dieser Willfährigkeit ihres Mannes von Neuem erwachte. „Sie zahlen mir die Aussteuer zurück, die ich Ihnen gebracht, und wir sind in der Hauptsache fertig.“

„In der Hauptsache?“ wiederholte der Banquier, der ein leichtes Spiel zu haben wähnte.

Sidonie sah ihn forschend an. Ihre Ruhe kehrte zurück, als sie der Hilfsmitteln gedachte, die ihr zu Gebote standen. Sie nahm sich vor, heute einen entscheidenden Schlag zu führen.

„Ich halte das leidige Geld für die Hauptsache," sagte Sidonie malitiös, „da Sie es dazu gemacht haben."

„Erlauben Sie mir, Madame! daß ich den Banquier bei Seite setze."

„Wie Sie wollen!"

„Nicht wie ich will, sondern wie ich muß!"

„Ah," dachte Sidonie, „er lenkt ein!"

„Bei einer Ehescheidung muß zunächst der Mann sprechen."

„Das leuchtet mir ein. So mag der Mann sprechen."

„Sie zwingen mich, Madame! noch einmal Ihre Vergangenheit heraufzubeschwören."

„Was soll meine Vergangenheit?"

„Sie werden es bald begreifen."

„Ich begreife nur, daß wir es mit der Gegenwart und Zukunft zu thun haben."

„Auch diese kommen an die Reihe. Bei einem Rechnungsabschlusse stellt man eine übersichtliche Rekapitulation auf, und wir rechnen ja in diesem Augenblicke ab. Ich habe bis jetzt aus Delikatesse geschwiegen . . ."

„Aus Delikatesse?" rief Sidonie. „Ei, mein Herr! Sie stellen mir Vorwürfe in Aussicht."

„Ich habe geschwiegen," fuhr Herr Kaiser ruhig fort, „weil ich es nicht bis zum vollen Bruche treiben wollte."

„Aber während Sie geschwiegen, mein Herr! haben Sie sich Dinge zu Schulden kommen lassen, die einem Ehemanne übel anstehen. Auch ich habe geschwiegen, so lange es meine Ehre erlaubte."

„Madame! Sie haben mir das Wort gestattet. Beobachten wir eine parlamentarische Ordnung, wir kommen leichter zum Ziele. Ich werde Sie später ruhig anhören."

„Reden Sie, reden Sie denn, mein Herr!"

Herr Kaiser verneigte sich mit kalter Höflichkeit.

„Sie dringen auf Scheidung, von dem geduldigsten und nachsichtigsten aller Ehemänner — gut, ich gehe darauf ein und werde Ihnen die Gründe angeben, die mich leiten. Es ist dies eine Rücksicht, die ich Ihnen schuldig zu sein glaube. In der letzten vertraulichen Unterredung mit Ihnen habe ich von einem Offizier gesprochen, der ..."

„Mein Herr! wozu das?" fuhr Sidonie auf.

Der Banquier hielt seine Gattin sanft bei der Hand zurück.

„Ich erwähne seiner nur des Zusammenhanges wegen. Die Aeußerungen jenes Offiziers ließ ich unberücksichtigt, weil sie nur kleine Jugendthorheiten berührten. Aber jetzt hat sich ein Schulmeister an mich gewendet, der für seinen Pflegesohn Ansprüche erhebt, denen ich ohne Ihre Einwilligung nicht genügen kann. Der gute Mann, ich glaube er heißt Klär, sendet

einen Ring als Beweismittel ein — hier ist dieser Ring!"

Er hielt seine rechte Hand an das Licht, die mit einem Ringe geschmückt war.

Sidonie war bleich und zitterte.

„Ah, der Ring scheint echt zu sein!" sagte lächelnd der unbarmherzige Gatte.

„Weiter! Weiter!" rief Sidonie. „Was soll das? Wo hinaus wollen Sie?"

„Die Mutter des Knaben, den man Martin Faber nennt, hat sich seit Jahren nicht um ihn bekümmert, und doch ist Martin jetzt ein hoffnungsvoller junger Mann, ein tüchtiger Schulmeister, der auf ein Amt und auf eine Frau hofft, Madame! einer Frau, die ihr Kind vergißt, kann es nicht schwer werden, sich des Mannes zu entäußern, wenn er sich weigert, von jedem Tritte und Schritte Rechnung abzulegen. Geben Sie nun eine Anweisung auf mein Bankhaus, damit der Schulmeister nicht Klage erhebt. Sie sehen, daß ich billig denke."

Sidonie hatte während der letzten Worte ihres Mannes bitter vor sich hin gelächelt. Hätte nicht das Wogen ihres vollen Busens eine heftige Erregung verrathen, man würde sie in diesem Augenblicke für vollkommen ruhig gehalten haben. Spielend zerpflückte sie einige der Blumen in dem Strauße, den sie immer noch zwischen den weißen Fingern hielt. Die abgerissenen Blätter fielen auf ihren Schoos.

„Und dieser Martin Faber," fragte sie nach eine Pause, „ist der Grund, der Ihnen eine Scheidung wünschenswerth erscheinen läßt?"

„Ja, Madame!"

„Ich will ihn gelten lassen."

„Haben Sie keine Rücksichten mehr zu nehmen, wird Ihnen die Erfüllung Ihrer Mutterpflichten leichter werden."

„Erwarten Sie keine Rechtfertigung, Herr Kaiser!"

„Nein; ein Umstand, der mich rechtfertigt, kann Ihnen nicht nützen."

„Nach der parlamentarischen Ordnung gebührt also mir jetzt das Wort."

„Ja!"

„Gut, so werde ich Ihnen die Gründe angeben, die mich zu einer Scheidung veranlassen."

„Ich glaube sie schon zu kennen."

„Vielleicht einige; doch nicht alle. Mein Herr! daß Sie mich aus Spekulation geheirathet haben, verzeihe ich Ihnen, denn es gibt der sogenannten Verstandesheirathen genug — die unsrige steht nicht vereinzelt da. Aber mit der Heirath sollte Ihre Spekulation zu Ende sein — aber Sie sind weiter gegangen, Sie haben auch die unersättliche Hand nach dem Vermögen meiner Schwester ausgestreckt."

„Vergessen Sie nicht, daß ich der Vormund Anton's bin."

„Anton weiß nicht, daß er ein Vermögen von zwei Millionen besitzt.“

„Er wird es zu seiner Zeit erfahren,“ entgegnete ruhig der Börsenmann.

Jetzt erhob Sidonie das Haupt. Ihr Auge flammte, ihr Gesicht glühte, als sie fragte:

„Wird der junge Mann, der sich verwaist glaubt, auch erfahren, daß seine Mutter noch lebt?“

Herr Kaiser sah erschreckt auf.

„Wird er,“ fuhr Sidonie fort, „erfahren daß man ihn und mich belogen hat?“

„Madame! Sie sind eben nicht wählerisch in den Ausdrücken.“

„Wird man ihm sagen, daß seine arme Mutter in einem belgischen Irrenhause schmachtet?“ fragte Sidonie heftiger und lauter. „Mein Herr! das Alles hat man ihm, hat man mir verschwiegen. Der Sohn hat die Mutter, die Schwester hat die Schwester als todt beweint. Und Sie, der Sie die Unterhaltungskosten an den Irrenarzt bezahlen, Sie haben es nicht der Mühe werth gehalten Ihren Pflegling und Ihre Gattin dem traurigen Wahn zu entreißen, Sie haben uns vielmehr darin bestärkt. Ein Mann, der solche Börsengeschäfte treibt, ist mehr als kühn zu nennen, wenn er seiner Frau gegenüber von Ehre spricht!“

Der Banquier erhob sich.

Sidonie hatte sich eine außerordentliche Wirkung von diesem jäh geführten Schlage versprochen; zu ihrem

Erstaunen sah sie, daß Kaiser nicht einen Augenblick seine Fassung verlor.

„Meine Ehre, Madame!“ entgegnete er ruhig, „ist nicht minder rein, als mein Gewissen. Ich bedaure, daß Sie sich so weit vergessen konnten, Geschäftsgeheimnisse zu Angriffen auf Ihren Mann zu verwenden, ehe Sie dieselben richtig zu würdigen wußten. Glauben Sie mir, Anton Dyck wird sich über seinen Vormund nicht zu beklagen haben. Unsere Herzensangelegenheit, in so weit von einer solchen die Rede sein konnte, ist nun abgeschlossen; ich werde morgen das Ordnen der Geldangelegenheiten in Angriff nehmen. Mit derselben Ehrenhaftigkeit, mit der Ihr Gatte von Ihnen scheidet, wird auch der Geschäftsmann scheiden. Unsere Ehe hört auf; aber die Firma Kaiser nicht. Jetzt bitte ich Sie um die letzte Gefälligkeit.“

„Was ist es?“ stammelte Sidonie.

„Senden Sie mir morgen Früh schriftlich die Einwilligung zur Scheidung. Es ist dies das sicherste Mittel, den Prozeß abzukürzen und mit ihm die Pein, die Ihnen ein längeres Zusammenbleiben mit mir verursachen muß. Ein Mann ohne Ehre, Madame! ist ein unwürdiges, lästiges Subjekt. Sie werden sobald als möglich einen Namen nicht mehr tragen müssen, der nach Ihrer Ansicht, zu den gebrandmarkten gehört. Wenn ich es unterlasse, mich Ihnen gegenüber zu rechtfertigen, so leitet mich keine andere Absicht, als Ihnen

die Beschämung über Ihr voreiliges Verfahren zu ersparen."

„Und Ihr Verfahren gegen mich?" fragte Sidonie bebend.

„Sollte nur dazu dienen, Ihnen zu zeigen, daß Eheleute gegen einander nachsichtig sein müssen. Nehmen Sie Ihren Ring zurück — ich fühle keine Veranlassung mehr, die Interessen Martin Fabers zu vertreten."

Er legte den Ring auf den Tisch, verneigte sich und ging.

„Das ist ein Werk des Baron!" flüsterte Sidonie vor sich hin. „Der Elende! Diese Beschämung und Demüthigung hätte er mir wohl ersparen können! O, über die Männer!"

Sie sank weinend auf einen Sessel.

Die Uhr schlug eins. Eine Stunde später befand sich Sidonie noch in derselben Stellung. Trotz ihres Nachsinnens war sie zu keinem Resultate gelangt. Sie schwankte, ob sie die Einwilligung zur Scheidung geben sollte. Nach dem, was Kaiser aus ihrer Vergangenheit erfahren, war sein Benehmen weniger strafbar. Sie bereuete, die Vermögensangelegenheit Antons berührt zu haben.

„Gut," flüsterte sie endlich, „ehe ich Etwas unternehme, werde ich meinen Rechtsanwalt befragen. Die Klugheit allein soll meine Schritte leiten."

Sie begann sich auszukleiden. Der Gedanke, daß sie vergeblich die Kunst der Toilette angewendet, daß

Kaiser für ihre Reize keine Aufmerksamkeit gehabt, trieb ihr das Blut in die Wangen. Die Eitelkeit rieth ihr, die Angelegenheit bis auf die Spitze zu treiben, und die Vorsicht, dem Spekulanten gegenüber nicht allzurasch zu verfahren. Die Erhaltung ihres Vermögens lag ihr nicht minder am Herzen, als die Befriedigung ihrer Rache. In Anton, dem sie stets eine gewisse Vorliebe gezeigt, hoffte sie sich einen Bundesgenossen zu erwerben. Sie hätte allen Männern den Krieg erklären mögen, und dennoch fühlte sie mit Kaiser ein gewisses Mitleiden, weil sie ihn liebte. Der Schlaf machte ihrem Schmerze über die erlittene Niederlage ein Ende.

Fünftes Kapitel.
Braut und Bräutigam.

Felix von Eberstein hatte am Morgen nach seiner Rückkehr von der Reise dem Obersten Bericht erstattet. Wer den Greis beobachtet hätte, würde an einer Zerrüttung seines Geistes nicht geglaubt haben. Er nahm die günstigen Nachrichten mit ruhiger Zufriedenheit auf.

Als Felix von seiner Reise nach London erzälte, verfinsterte sich plötzlich das Gesicht des alten Mannes.

„Auch ich muß reisen!“ murmelte er.

„Wohin?“

„Nach Amsterdam. Mein Gott, bald hätte ich die arme Witwe vergessen, die ihre Hoffnung auf mich gesetzt. Felix! Sie werden mich begleiten."

Heute erinnerte sich der arme Mann zum ersten Male jener Angelegenheit wieder. Man suchte ihn durch die Vorspiegelung zu beruhigen, daß man noch nichts versäumt habe, und daß seine Anwesenheit in Köln nöthig sei, um die eigenen Angelegenheiten zu ordnen. Als Felix von seiner Verheirathung sprach, klärte sich das Gesicht des Greises wieder auf; er drückte dem jungen Manne die Hand und küßte Josefine auf die Stirn.

„Euer Glück soll darunter nicht leiden," sagte er dann. „Trefft die Vorbereitungen zu der Hochzeit!"

Der Oberst ging in das Stübchen, in dem er zu schreiben pflegte.

„Wir sind jetzt allein, Felix!" begann Josefine. „Ich habe Dir viel zu sagen."

„Und ich, mein Kind! habe Dich viel zu fragen."

Arm in Arm sanken die Liebenden auf den Sofa.

„Was willst Du wissen, Felix?"

„Du kennst die Geliebte meines neuen Freundes?"

„Nein!" antwortete Josefine lächelnd. „Ich habe sie gestern Abend zum ersten Male gesehen."

„In diesem Falle begreife ich nicht..."

„Die Erklärung ist sehr einfach. Das Mädchen hat mich für Louisen gehalten."

„Für Louiſen?“

„Nun ja, Du haſt es wohl merken müſſen.“

„Demnach iſt Louiſe in Köln?“

„Als Madame Seltenau. Ah, Freund! wie Du erröthest! Die erſte Liebe erwacht wieder.“

Felix zog die ſchlanke Geſtalt Joſefinens feſter an ſich.

„Nein, Joſefine!“ ſagte er mit bewegter Stimme; „Du biſt meine erſte und meine letzte Liebe. Vereinigſt Du nicht Alles, was mich an Louiſen feſſelte? Ich habe Dir dieſelbe Neigung entgegengebracht, die ich für Deine Schweſter hegte, noch ehe ich wußte, daß Du Joſefine ſeieſt. Dort ward ich verſchmäht, hier fand ich Erhörung — dort mußte ich leiden, hier ward ich glücklich.“

„Und doch bin ich eiferſüchtig!“ flüſterte ſie ſchmeichelnd.

„Auf wen?“

„Auf meine Schweſter.“

„Ohne Grund, Joſefine!“

„Mag auch unſer Aeußeres ſich gleichen, ſo glaube ich doch, daß Geiſt und Gemüth verſchieden ſind.“

„Ich liebe Dich, wie Du eben biſt.“

„Felix! Felix!“ rief ſie ſchelmiſch drohend.

„Du biſt Louiſe, aber auch Joſefine!“

„Ich bin Joſefine, aber auch Louiſe!“

„Laſſen wir das, mein Kind! für mich exiſtirt nur die Louiſe, die in Deiner Perſon lebt.“

„Antworte mir, Freund!"

„Was willst Du wissen?"

„Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dir meine Schwester entgegentritt."

„Immerhin!"

„Wenn Du nun in ihr Deine Josefine liebtest?"

„Das fürchte nicht!" rief Felix.

„O, meine Liebe fürchtet Alles."

„Das Auge des Bräutigams läßt sich nicht so leicht täuschen."

„Es käme auf den Versuch an."

„Der Bräutigam sieht mit dem Auge des Herzens. Der Ausdruck Deiner Züge, der Ton Deiner Stimme, Dein Lächeln, Dein Kosen — dies Alles kann bei Louisen nicht dasselbe sein. Die Natur hat in ihrer Laune zwei sich körperlich ähnliche Wesen geschaffen, und die Körper entwickeln sich naturgemäß fort — Geist und Gemüth entwickeln sich je nach der Richtung die man ihnen gibt."

„So bist Du mit mir zufrieden?"

Er antwortete durch einen innigen Kuß.

Babet hatte unbemerkt ihren greisen Kopf durch die Thüre gesteckt, die sie leise geöffnet.

„Ich will nicht stören!" rief sie lachend. „Man muß nachholen was man versäumt hat."

Josefine zog die Alte in das Zimmer.

„Sie sind meine zweite Mutter, liebe Babet! und wie Sie mich kennen, kennen Sie auch Louisen..."

„Das will ich meinen!"

„Finden Sie einen Unterschied zwischen meiner Schwester und mir?"

„Nicht immer!" meinte die Alte. „Wenn Sie traurig sind, wähne ich die leibhaftige Louise vor mir zu sehen. Und dies war der Fall während Herrn Felix's Abwesenheit. Ein so heiteres Gesicht zu zeigen wie das Ihrige in diesem Augenblicke, möchte Louisen doch wohl nicht gelingen."

„O gewiß, liebe Babet!" rief der junge Mann.

„Für diesen Morgen," sagte die Alte, „werde ich wohl die Küche allein besorgen müssen."

„Gönnen Sie mir noch ein Viertelstündchen, dann bin ich bei Ihnen!"

Babet verließ das Zimmer. Die Liebenden setzten ihr Gespräch fort. Josefine war ganz Hingebung, ganz Zärtlichkeit nach der langen Trennung; sie liebte und zitterte für den geheimen Schatz ihrer Liebe. Wie alle Frauen in diesem Falle beobachtete sie eine Leichtigkeit, eine Ruhe und Geistesfreiheit die Nichts von dem verrieth, was in ihrem Innern vorging. Wußte sie auch, daß Louise verheirathet und für Felix unerreichbar war, so beruhigte sich ihre Eitelkeit dennoch nicht mit den Versicherungen des Bräutigams, die wir kennen; sie wollte die feste Ueberzeugung gewinnen, daß sie ihrer eigenthümlichen Vorzüge wegen geliebt sei. Unter dem Vorwande, Babet zu unterstützen, verließ sie nach eini-

ger Zeit das Zimmer und versprach, bald zurückzukehren.

Eine halbe Stunde verfloß.

Felix beschäftigte sich mit der Durchsicht seines Taschenbuches. Da trat Louise ein; sie war genau gekleidet wie Josefine. Eine Robe von grauem Stoffe schloß sich eng den schlanken Gliedern an. Das dunkle Haar war geordnet wie es Josefine zu tragen pflegte. Louise war leise eingetreten und wollte die Thüre erreichen, die zu dem Zimmer des Obersten führte. Sie hatte den jungen Mann nicht gesehen, der still in der Ecke des Sofas saß und die Geschäfte vermerkte, die er im Laufe des Tages vollbringen wollte.

„Josefine!“ rief Felix.

Louise blieb überrascht stehen.

„Wohin, mein Kind?“

„Zu dem Vater.“

Jetzt erkannte sie den, der sich einst um ihre Gunst beworben hatte. Wir müssen hinzufügen, daß Josefine ihrer Zwillingsschwester eine Ueberraschung bereiten wollte, und ihr Felix's Anwesenheit verschwiegen hatte. Louise stand im Begriffe, die Abwesenheit Josefinens zu benutzen und sich der Gesellschaft des Vaters zu erfreuen, der die Zwillingsschwestern nicht zu unterscheiden vermochte.

Man sieht, daß Josefine auch die Vaterliebe mit Louisen theilte.

„Bleibe einen Augenblick, ich möchte Dich um Etwas fragen.“

Sie trat zu ihm. Er zog sie sanft in den Sofa. Louise begriff sofort die Absicht ihrer Schwester: sie nahm sich vor, auf die unschuldige Mystifikation einzugehen.

„Josefine! Du sagtest mir,“ begann Felix, „daß Louise sich unter dem Namen „Madame Seltenau“ in Köln aufhalte.“

„Ja.“

„So müssen wir sie aufsuchen.“

„Warum?“

„Josefine! Du fragst warum?“

„Die Seltenau wird sich schon melden.“

„Wenn es zu spät ist. Ihr abenteuerliches Leben — aber warum errötheſt Du? Warum zittert Deine Hand?“

Er sah die junge Frau an. Es lag doch Etwas in ihrem Wesen, das er bisher bei Josefinen nicht bemerkt hatte. Statt der Lebhaftigkeit in den Augen zeigte sich eine Art schwermüthige Ruhe und das Lächeln hatte eine unverkennbare Beimischung von Schmerz. Louise war aus der Rolle gefallen, als sie von dem abenteuerlichen Leben gehört, das zu führen man sie im Verdacht hatte.

„Ich muß meine Schwester in Schutz nehmen!“ flüsterte sie.

Felix entließ ihre Hand indem er sagte:

„Es liegt mir fern, die arme Frau anzuklagen; aber meine zukünftige Schwägerin soll nicht den Launen des Zufalls und der Menschen ausgesetzt bleiben. Außerdem müssen wir sie dem Einfluße des Domherrn entziehen, der, wie ich fürchte, sich mit der Mutter verbinden wird, um sich an den Zerstörern seiner Spekulation zu rächen. Wir haben noch harte Kämpfe zu bestehen, ehe wir in den ruhigen Besitz unseres Vermögens gelangen. Louise!" fuhr er fort, als er die Erregung der jungen Frau sah, „hat sich nach eigener Wahl verheirathet, ist dem Manne, den sie liebt, gefolgt und hat ihm eine ruhige, sorgenfreie Existenz, vielleicht auch ein Vermögen geopfert ... Der Mann hat sie verlassen ..."

Mit gesenkten Augen unterbrach sie ihn:

„Herr von Eberstein ist nicht allein gut unterrichtet, er bekundet auch Gesinnungen, die seinem Herzen Ehre machen."

„Ich zürne ihr nicht!"

„Und doch hat Felix ein Recht dazu."

„Aber Felix ist durch die Liebe Josefinens glücklich geworden."

„So glücklich hätte ihn Louise nicht machen können."

„Und das weiß Josefine?" fragte er, obgleich er sie längst erkannt hatte.

„Nein, Louise weiß es, und darum verschweigt sie es nicht."

Sie stand auf und verneigte sich.

„Das Auge des liebenden Bräutigams läßt sich nicht täuschen," fügte sie schmerzlich lächelnd hinzu; „ich gebe die Rolle auf, die mir der Zufall zugetheilt hat."

„Vielleicht auch Josefine?"

„Nein!"

„Sie wußten, daß ich hier war."

„Auch das nicht; aber mir ist bekannt, das Josefine Sie herzlich liebt."

„Sie ersetzt mir das, was die Ungunst des Schicksals mir entzogen hat."

„Können Sie mir verzeihen, Herr von Eberstein?"

Er antwortete durch einen Kuß, den er auf ihre zarte Hand drückte.

In diesem Augenblicke trat der Oberst ein.

„Ich bin ihm Josefine," flüsterte sie dem jungen Manne zu. „Wir werden ihn nach und nach auf Das vorbereiten, was er endlich doch erfahren muß."

Der Oberst, der ein Zeitungsblatt in der Hand hielt, sah verstört aus.

„Da seid Ihr, meine Kinder!" murmelte er. „Seid auf der Hut, es können schwere Zeiten kommen."

„Was veranlaßt Sie zu dieser Befürchtung?" fragte Felix.

Der Greis umarmte und küßte seine Tochter.

„Josefine! ich werde in das Irrenhaus zurückkehren müssen. Ich habe nicht wohl gethan, Dir zu folgen."

„Verbannen Sie diese finsteren Gedanken.“

„O, Sabine, Sabine! Mein trauriges Leben ist Dein Werk; aber unsere Tochter soll dafür nicht büßen.“

„Mein Vater!“ flüsterte Louise, „Sie haben mir versprochen, der Vergangenheit nicht mehr zu gedenken.“

„Lies dieses Zeitungsblatt.“

Er reichte es ihr und deutete auf einen der Artikel. Während sie las, sah ihr Felix über die Achsel. Der Artikel enthielt folgende Notiz:

„Der Baron Andreas von Sydow, Besitzer des Gutes Elsborn, hat sich durch einen Pistolenschuß das Leben genommen. Tiefe Melancholie mag wohl der Grund des Selbstmordes gewesen sein. Der Verstorbene erfreute sich der Achtung Aller, die ihn kannten. Elsborn ist von der B. D. Eisenbahn-Kompagnie angekauft; die Gebäude werden abgetragen, um einer Zweigbahn zu weichen, welche die Rentabilität der Hauptbahn der der besten Deutschlands gleichstellen dürfte.“

Louise begriff die Muthlosigkeit nicht, die sich des Greises bei dieser Nachricht bemächtigte, aber auch eben so wenig die Beziehung ihrer Mutter, zu dem geschiedenen Baron.

„Andreas von Sydow ist todt?“ rief Felix bestürzt.

Der Oberst neigte bestätigend sein Haupt. Dann murmelte er im dumpfen Tone vor sich hin:

„Ich allein bin noch übrig von meinen Freunden! Andreas, Du hättest noch leben können! Du bist, wie Eberstein, eines unnatürlichen Todes gestorben — wie wird mein Ende sein?“

Bekümmert zog er sich in sein Kabinet zurück.

Josefine trat ein, in Hut und Shawl.

„Himmel,“ rief sie aus, „statt der freundlichen Gesichter, die ich erwartet, treffe ich ernste, betrübte. Meine Schwester weint, und mein Bräutigam . . .“

„Betrauert den Tod des Barons von Sydow,“ unterbrach sie Felix.

Er gab ihr das Zeitungsblatt.

„Ach,“ rief Josefine, nachdem sie gelesen, „die Kompagnie hat also Elsborn gekauft! das wird dem Vater nicht lieb sein!“

„Er wollte auf dem schönen Gute sein Leben beschließen. Doch, Louise! vertritt noch für einige Zeit meine Stelle, ich habe ja die Deine so lange vertreten. Felix mag Dir erzählen, daß er Anfangs geglaubt hat in mir Louisen zu lieben — ich vertraue Dir meinen Verlobten an. Hätte ich nicht in Deiner Angelegenheit einen wichtigen Gang zu thun, ich würde Felix bitten, mich zu begleiten.“

„Hast Du Kunde erhalten von meinem Manne?“ fragte Louise hastig.

„Ich hoffe, Dir gute Nachrichten zu bringen. Frau von Lisinsky wird noch glücklich werden. Adieu, Felix!“

Sie küßte den jungen Mann, reichte der Schwester beide Hände, und verschwand.

„Lisinsky! Lisinsky!“ sagte Felix.

„So ist der wahre Name meines Mannes. Aus gebieterischen Rücksichten habe ich hier unter dem Namen Seltenau gelebt.“

„Ich habe einen Albert von Lisinsky kennen gelernt.“

„Wo? Wo?“ fragte lebhaft die junge Frau.

„Auf dem Dampfschiffe, das mich von Ostende nach London brachte. Er schien ein Flüchtling zu sein, der jenseits des Kanals ein Asyl suchte.“

Louise brach in Thränen aus.

„So verfolgte ihn der Domherr!“ flüsterte sie schluchzend. „O, erzählen Sie mir von ihm.“

„Die Geschichte ist kurz. Ich saß mit Anton Dyck in der Halle, wartend auf den Abgang des Dampfers. Da gesellte sich ein junger Mann zu uns, der ungeduldig auf und abgegangen war. Sein Aeußeres hatte bereits unsere Aufmerksamkeit erregt: er war schlicht, aber reinlich und geschmackvoll gekleidet. Sein etwas bleiches Gesicht schmückte ein blondes Bärtchen über der Oberlippe. Auf der rechten Wange zeigte sich die kaum verharrschte Narbe eines Hiebes ...“

„Es war Albert!“ schluchzte Louise. „Die Wunde an der Wange hat er in einem Duelle empfangen, das meinetwegen stattgefunden.“

„Der Fremde," fuhr Felix fort, „setzte sich zu uns und begrüßte uns als Deutsche, denn er hatte unsere Unterhaltung gehört. Wir erkannten bald den gebildeten Mann, und, wie es in der Fremde geht, die Bekanntschaft mit dem Landsmann war rasch geschlossen. Wir tranken Wein und stießen auf eine glückliche Fahrt an. Nach einer halben Stunde hätte Jeder, der uns gesehen, glauben müssen, wir seien alte Reisegefährte. Da gab die Glocke das erste Zeichen. Wir holten unsere Pässe hervor, die wir an der Brücke, die zu dem Dampfer führte, einem Polizei-Kommissär vorzeigen mußten. Der Fremde erschrak und gestand, daß er keinen Paß besitze. Wir beschlossen ihn einzuschmuggeln. Der Paßlose hatte Aehnlichkeit mit Anton Dyck. Er empfing den Paß des jungen Kaufmanns, und so ging ich mit ihm zu der Brücke. Ein Träger brachte das Gepäck nach — Anton blieb in der Halle zurück. Wir hatten Glück, denn der Kommissär war so artig, uns die Papiere ungelesen zurückzugeben. Auf dem Dampfer angekommen, nahm ich von dem Fremden Dyck's Paß und eilte mit der Miene eines Menschen an das Land, der Etwas vergessen hat. In der Halle empfing Dyck seinen Paß, dann ging er allein. Ich folgte ihm und sah, daß der Kommissär die Legitimation genau untersuchte, wahrscheinlich weil der Reisende ohne Gepäck kam. Das Signalement ward als richtig befunden, Anton kam zu uns, das Zeichen ertönte, die Räder rausch-

ten und das Schiff dampfte davon. Der Fremde drückte uns gerührt die Hände für diesen Freundschaftsdienst. Er nannte seinen Namen und gab das Duell als Grund seiner Flucht an. Wir erreichten glücklich London. Albert von Lisinsky wollte den russischen Gesandten aufsuchen; wir gingen unsern Geschäften nach, die zwar eine längere Zeit in Anspruch nahmen, als wir gedacht hatten, aber gut abliefen. Lisinsky besuchte das Hotel, in dem wir wohnten; er war uns Beiden ein lieber Freund geworden und darum unterstützten wir ihn mit Gelde, als er uns seine Mittellosigkeit klagte. Ueber den eigentlichen Zweck seiner Reise nach der brittischen Hauptstadt haben wir nichts erfahren, ebenso wenig darüber, daß er verheirathet ist. Ließ sich auch eine gewisse Gedrücktheit in seinem Wesen erkennen, so hatten wir doch keine Veranlassung ihn für einen Abenteurer gewöhnlichen Schlages zu halten. Wir reisten ab, nachdem wir mit Albert die Adressen ausgetauscht."

Louise weinte still vor sich hin. Auf Befragen versicherte sie, daß sie um die Reise ihres Mannes nach London nicht wisse, auch keinen Grund ahnen könne, der ihn dazu veranlaßt.

Babet und der Oberst traten in das Zimmer. Es kostete der armen Louise viel Mühe als Josefine zu erscheinen. Der Zustand des Obersten erweckte neue Besorgnisse; er beschäftigte sich ausschließlich mit der jungen Frau, die er für Josefinen hielt, bewies ihr die

Zärtlichkeiten eines liebenden Vaters und sprach von ihrer Vermählung mit dem Sohne seines besten Freundes. Die Zeitungsnachricht hatte auf seinen schwachen Geist einen betrübenden Eindruck ausgeübt.

Sechstes Kapitel.

Eine Ehescheidung.

Josefine hatte das Haus des Justizrathes erreicht. Der Rechtsanwalt empfing sie in seinem Kabinette; Beide waren allein.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen."

„Und ich bin auf der Stelle gekommen. Um was handelt es sich?"

„Zunächst habe ich Ihnen die Mittheilung zu machen, daß Ihr Stadtarrest aufgehoben ist."

„Gott sei Dank!"

„Die Insinuation, die ein Anonymus in böswilliger Absicht gemacht, habe ich durch den Nachweis Ihres Vermögens und durch andere juristische Gründe entkräftet. Der Vorfall ist an und für sich unangenehm, aber er wird die guten Folgen haben, daß wir dem wirklichen Verbreiter falscher Banknoten — denn diese existiren — auf die Spur kommen. Für Sie ist die Sache also abgethan.

„Mein Rechtsanwalt darf sich meiner Dankbarkeit versichert halten."

Der Justizrath entfaltete einen Brief und legte ihn vor sich auf das Pult.

„Sie haben mir Auftrag und Vollmacht gegeben, den Schauspieler Frank zu ermitteln, und ihn gegen eine Abstandssumme zur Scheidung zu bewegen."

Josefine erröthete.

„Herr Justizrath!" flüsterte sie, „ich wiederhole es, gelingt es Ihnen, das Band dieser unglücklichen Ehe so rasch als möglich zu lösen, so werde ich Sie als meinen größten Wohlthäter auf dieser Erde betrachten. Meine Mutter zwang mich, das halbe Kind, dem romantischen jungen Manne mich antrauen zu lassen, da er, wie man sagte, der Erbe eines großen Vermögens sei. Ich war ein willenloses Werkzeug in der Hand der spekulirenden Mutter, die nichts als Geld, und wiederum Geld im Auge hatte. Als die Familie Frank, die von meiner Heirath nichts wissen wollte, den Sohn für einen leichtsinnigen Verschwender und gefährlichen Abenteuerer erklärte, und ihn aus Grund eines mehr als leichtsinnigen Streiches enterbte, ergriff meine Mutter die Gelegenheit, die sich in dem Antrage des Domherrn bot, ein neues Vermögen zu erwerben. Ich habe Frank nie geliebt . . ."

„Dieser Auseinandersetzung bedarf es nicht," unterbrach sie freundlich der Rechtsanwalt; „Sie wollen geschieden sein . . ."

„Weil ich mich mit Felix von Eberstein zu verheirathen gedenke. Meine Lage ist eine kritische — Vater und Bräutigam beschleunigen die Trauung . . ."

„Lassen Sie sich immerhin trauen."

„Wie?" fuhr Josefine auf. „Ich würde mich einer Doppelehe schuldig machen."

„Sie sind Witwe! Lesen Sie diesen Brief, der an Sie gerichtet ist. Das Siegel war erbrochen, als er in meine Hand gelangte, und darum habe ich, als Ihr Bevollmächtigter, die Zeilen gelesen."

Der zerdrückte und beschmutzte Brief war folgenden Inhalts:

„Sofie!"

„Du hast mich verleugnet und verrathen, nachdem ich Dir das größte aller Opfer gebracht, den Fluch des Vaters auf mich geladen. Deinetwegen bin ich zum Verbrecher geworden; zum Verbrecher an meinem armen Vater und an der menschlichen Gesellschaft. So lange mich die Hoffnung auf Deine wiederkehrende Liebe beseelte, so lange habe ich mit dem Jammer des Lebens muthig gekämpft; aber die Gewißheit von Deiner Untreue hat mich in den Tod gejagt. Wenn Du diesen Brief lieſest, haben mich die Fluthen des Rheins verschlungen und das Herz steht still, das nur für Dich geschlagen hat. Du hast Dich schwer an mir vergangen; aber mein letztes Gebet soll den Himmel um Vergebung für Dich anflehen.

Der ewige Richter wird ja auch mir vergeben, da ich nur aus Liebe zu Dir gesündigt habe. Sei glücklich, und vergiß, wenn Du kannst, Deinen — Gustav Frank."

Nachschrift:

„Kann es Dir zum Troste gereichen und Dein Gewissen beschwichtigen, so füge ich meinem Briefe noch die Versicherung bei, daß ich ferner nicht leben konnte, ohne der irdischen Gerechtigkeit anheimzufallen. Du siehst, daß ich Dich immer noch liebe. Geld und Gut kann ich Dir nicht hinterlassen, aber meine Liebe. Bete für Deinen Gustav."

Der betrübende Eindruck, den dieser Brief auf Josefine ausübte, war bald wieder verschwunden. Sie gab das Papier dem Justizrathe zurück, indem sie sagte:

„Ich bedauere den armen Menschen; aber mir scheint doch, er selbst trägt einen großen Theil der Schuld an seinem Geschicke. Mein Gewissen ist rein, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen."

„Dieser Gustav Frank," sagte der Justizrath, „spricht von einem Verbrechen — erinnern Sie sich eines solchen?"

„Nein. Ich weiß nur, daß er während einiger Zeit über große Summen verfügte. Dann trat plötzlich Mangel ein, Frank nahm Engagement bei einer kleinen Bühne und meine Mutter brachte mich zu dem Domherrn, daß ich die entflohene Louise ersetze. Die Trennung fiel

mir nicht schwer, denn es war mir nicht möglich, mich als eine junge Frau zu betrachten. Ich habe oft über die seltsame Ehe gelacht. Seit jener Zeit habe ich den Unglücklichen nicht mehr gesehen."

„Besitzen Sie irgend ein Andenken an Frank?" fragte der Justizrath.

„Diesen Ring. Einen gleichen hat Frank getragen."

„Ich bitte, überlassen Sie ihn mir auf einige Tage."

Sie zog das flimmernde Juwel vom Finger und gab es dem Rechtsanwalte, der es zu sich steckte. Dann forderte er Josefine auf, ihn zu begleiten.

„Wohin?"

„Um die Identität des Selbstmörders zu bestätigen."

Josefine zitterte.

„Hat er sich denn wirklich ums Leben gebracht?"

„Fischer haben ihn in der Gegend des Landhauses, das Louise, Ihre Schwester, bewohnte, aus dem Rheine gezogen und an die Behörde abgeliefert.

„Wie aber sind Sie zu dem Briefe gekommen?"

„Frank hat ihn, als er die junge Frau nicht mehr vorfand, dem Gärtner, und dieser meinem Freunde, dem Besitzer jenes Landhauses, übergeben. Herr Kaiser schickte ihn mir. Ich ergriff nun die nöthigen Maßregeln, und erfuhr, daß die Leiche abgeliefert sei. Leider kann ich Ihnen den traurigen Weg nicht ersparen — da Frank

hier fremd ist, sind nur Sie im Stande ihn zu rekognosziren. Fassen Sie Muth, und wir werden nach wenigen Schritten am Ziele sein. Ich verlasse Sie nicht, ich bleibe stets in Ihrer Nähe."

Josefine zögerte nicht, die Liebe zu Felix verlieh ihr Muth und Energie; sie sollte ja die Gewißheit erlangen, daß sie von dem lästigen Bande befreit sei, das allein sie hinderte, für immer dem Geliebten anzugehören.

Der Rechtsanwalt und seine Klientin verließen das Haus. Ein Fiaker brachte sie nach dem allgemeinen Hospitale, in dessen Seitengebäude die Verunglückten und Selbstmörder aufbewahrt wurden. Sie traten durch eine Nebenpforte in den Hof, den sie durchschritten, und gelangten zu einem niedern aus Stein erbauten Hause, das neben einer Art Garten lag. Dieser Garten war der Begräbnißplatz für die, die in dem Hospitale starben. Durch eine Reihe Akazienbäume sah man die Gräber mit ihren Kreuzen und Steinen.

In dem Augenblicke, als Josefine mit ihrem Begleiter das von Außen ziemlich freundliche Haus betreten wollte, erschienen drei Männer: ein Aktuar, ein Arzt und ein Leichendiener.

Der Aktuar begrüßte den Justizrath, wie einen alten Bekannten.

„Wir werden das Geschäft so kurz als möglich machen."

„Nehmen Sie im Voraus meinen Dank," sagte freundlich der Justizrath. „Ich bedauere, daß ich meiner Dame den Weg nicht ersparen konnte."

Der Diener erschloß rasselnd die Thüre.

Josefine zitterte bei dem Klirren der Schlüssel. Man trat in ein gewölbtes, freundliches Gemach, in dessen Mitte ein grüner Tisch mit Schreibzeug stand. Der Aktuar breitete seine Papiere aus, und ließ sich an dem Tische nieder. Der Diener öffnete eine ovale Thüre, die zu einem Nebengemache führte. Josefine sank erschöpft auf einem Stuhle nieder; ihr ahnte die Nähe des Todes und der Verwesung.

Der Justizrath sprach einige Minuten leise mit dem Aktuar; dieser protokollirte und fragte von Zeit zu Zeit. Endlich wandte er sich an die junge Dame:

„Sie haben also den Verblichenen im Leben gekannt?"

„Wenn es Gustav Frank ist — ja!"

„Erkennen Sie diese Handschrift als die seinige an?"

Er öffnete ein verwittertes Taschenbuch, und zeigte auf ein Blatt.

Josefine las:

„Meine Schwester ist glücklich verheirathet; ich bin der verlorne Sohn, den man ausstößt. Wohlan, so werde ich mir einen eigenen Weg durch das Leben bahnen, den Weg zum Ruhme!"

„Das ist Gustav Franks Handschrift," antwortete die Dame.

Nun zeigte der Aktuar einen Ring. Der Justizrath legte den daneben, den er von seiner Klientin empfangen hatte. Beide glichen sich auf ein Haar.

„Dieser Ring ist am Finger der Leiche gefunden," sagte der Aktuar.

„Ich habe ihn Gustav Frank einst geschenkt."

„Sehen Sie ihn genau an."

„Ich erkenne ihn schon. Lassen Sie im Innern die Feder spielen, und eine Kapsel wird sich öffnen."

Es geschah. In der Kapsel befand sich eine Haarlocke. Der Justizrath hatte mit dem zweiten Ringe dasselbe ausgeführt, und dasselbe Resultat erreicht. Dann bezeichnete er den Ring, als den der jungen Dame.

Der Aktuar bat nun, Josefine möge einen Blick auf die Leiche werfen, die sich in dem angrenzenden Gewölbe befinde. Sie schauderte zusammen, als sie der Thüre näher trat, aus der eine dumpfe Luft quoll.

„Gehen Sie voran!" befahl der Aktuar.

Der Diener trat in das Gewölbe.

Josefine zögerte immer noch.

„Es muß geschehen!" sagte der Justizrath. „Ich bitte, reichen Sie mir Ihren Arm."

Halb ohnmächtig schwankte Josefine in das Gewölbe. Man hörte einen leisen Schrei — dann brachte sie der Justizrath zurück, der sie mit beiden Armen umschlungen hielt. Sie war ohnmächtig geworden. Der Arzt brachte sie bald wieder zum Bewußtsein.

„Haben Sie die Züge erkannt?“

„Ja!“ flüsterte Josefine zitternd. „Ich habe sie erkannt.“

„Sie waren halb bewußtlos...“

„Ich verlor die Besinnung, nachdem ich das bleiche Gesicht erkannt hatte. Ich habe nie einen Todten gesehen.“

„Sie bestätigen also, daß jene Leiche, die des Schauspielers Gustav Frank ist.“

„Ja! Ja!“

Die Thüre des Gewölbes ward rasselnd geschlossen. Josefine athmete wieder auf. Nach zehn Minuten hatte der Aktuar seine Arbeit vollendet, er las das Protokoll vor, und forderte zur Unterschrift auf.

„Welchen Namen schreibe ich?“ fragte Josefine leise ihren Anwalt.

„Sofie Frank!“

Fünf Minuten später bestiegen Beide den Fiaker der an der Pforte gewartet hatte.

„Morgen erhalten Sie den Todtenschein Ihres Mannes,“ sagte der Justizrath. „Sofie Frank ist nun verschwunden, und Josefine von Melin kann Felix von Eberstein die Hand reichen. Ich habe die Verhandlungen so geleitet, daß der Vorfall, wie überhaupt Ihr Verhältniß zu dem Verstorbenen, der Oeffentlichkeit entzogen bleibt.“

Josefine erholte sich bald; der Eindruck der Szene in dem traurigen Gewölbe ward durch neue Empfin-

dungen nach und nach abgeschwächt. Sie war nun frei von einem lästigen Ehebande, das nicht Herzensneigung, sondern eine gemeine Spekulation geschlossen hatte. Josefine bedauerte den armen Frank, der ein Opfer jener Spekulation geworden; aber ihrer Brust war eine Last entnommen, sie athmete frei auf. Daß die Scheidung so rasch und leicht erfolgen würde, hätte sie nicht zu hoffen gewagt. Wir wollen sie deshalb nicht des Leichtsinns oder wohl gar der Hartherzigkeit zeihen; wir geben vielmehr, um sie zu rechtfertigen, zu bedenken, daß sie sich den Bitten und Drohungen der Mutter gefügt, als sie die stürmischen Bewerbungen Franks angenommen.

Wohl mehr als ein Leser wird den Justizrath verdammen, der des schnöden Gewinnes wegen die Hand bot, den arglosen Felix von Eberstein zu hintergehen, und ihm eine Braut zuzuführen, die bereits einen Mann gehabt — nein, so kleinlich dachte er nicht, ihn leiteten andere Gründe, den Tod Franks gerichtlich beglaubigt zu wissen und den Selbstmord des Unglücklichen geheim zu halten. Diese Gründe erklären auch das Interesse, das er anfangs an Louise und später an Josefine genommen. Es läßt sich eben nicht behaupten, daß sie die lautersten waren.

Der Rechtsanwalt brachte seine Klientin nach Hause, und stattete dann dem Banquier Kaiser einen Besuch ab. In dem Kabinette des Börsenmannes traf er Sa-

bine von Hoyer, die sich entfernen wollte. Die alte Kokette war genau so gekleidet, wie wir sie das erste Mal gesehen haben. Heute war sie kalt und verdroßen, denn der Banquier zeigte sich nicht in dem Grade willfährig, wie sie es wünschte.

„Hier ist mein Freund, der Justizrath," sagte Kaiser. „Und hier die Mutter Louisens von Melin. Sie stören mich nicht, wenn Sie mit einander sprechen wollen; ich habe nur einen gewöhnlichen Geschäftsbrief zu schreiben."

Er trat zu seinem Bureau, und ergriff die Feder.

Der Justizrath sah die Dame, von der er bereits so viel gehört, zum ersten Male. Und wahrlich sie entsprach der Vorstellung, die er sich von ihr gemacht. In diesen Zügen drückte sich die Kälte und Verschlagenheit einer Frau aus, die mit ihren Kindern Schacher treiben konnte. Sabinen schien es unangenehm zu sein, daß sie den Rechtsanwalt hier traf.

„Herr Kaiser!" sagte sie stolz, „machte mir die Mittheilung, daß der Herr Justizrath mich zu sprechen wünsche."

„Und ich hätte Ihnen, Madame! diesen Wunsch schriftlich ausgedrückt, wenn mir Ihre Adresse bekannt gewesen wäre."

„Sie sehen mich bereit, Sie anzuhören, wenn das, was Sie mir zu sagen haben, keinen Aufschub erleidet."

„Es betrifft den Schauspieler Gustav Frank."

Der Justizrath faßte Sabinen scharf ins Auge; sie zeigte eine kaum merkliche Verlegenheit, die in der nächsten Sekunde wieder verschwand.

„Was ist es mit Frank?“ fragte sie impertinent.

„Die Familie desselben hat mich beauftragt, eine gewisse Angelegenheit desselben zu arrangiren, die ihr Entstehen hauptsächlich Ihrem Einflusse verdankt.“

„Was soll das heißen?“

„Sie haben eine Ihrer Zwillingstöchter mit ihm verheirathet.“

„Weil der Schwärmer sich das Leben nehmen wollte, wenn er nicht an das Ziel seiner Wünsche gelangte. Ich bin vielleicht in meiner Gutmüthigkeit zu weit gegangen, und habe es oft bereut . . .“

„Darum handelt es sich jetzt nicht, Madame! Sie sind im Besitze des Trauscheins —.“

„Ja.“

„Und außerdem im Besitze eines Dokumentes, wonach Frank sich verpflichtet, Ihnen einen Theil seines Vermögens abzutreten, das bei dem Gerichte zu H. deponirt ist. Diese beiden Papiere habe ich Auftrag von Ihnen zurückzufordern.“

„Wer hat Sie beauftragt?“

„Die Schwester Franks.“

„Ah, die Schwester!“ rief Sabine gedehnt. „Also Frank selbst doch nicht. Sie begreifen wohl, daß diese Papiere einen Werth für mich haben.“

„Ich zweifele daran.“

„Meine Ansicht ist nicht dieselbe.“

„Josefine hat ihren Mann böswillig verlassen.“

„Ah, dahinaus wollen Sie!“ rief Sabine malitiös „Meine Tochter mußte ihn verlassen.“

„Warum?“

„Weil der Herr Gemahl für seine Frau nicht sorgen konnte.“

„Und weil Josefine ihrer Zwillingsschwester Louise substituirt wurde. Madame! das war ein gefährlicher Schritt, der zum Verderben führte. Wissen Sie, daß Josefine in einer Doppelehe lebt?“ fragte der Justizrath streng. „Sie haben Ihre Tochter zwei Mal verkauft! Bedenken Sie die Folgen eines Prozesses.“

Sabine hatte einige Augenblicke auf ihr gelblich weißes Taschentuch gesehen, während ihre feinen Lippen leise zuckten. Sie schien auf eine Antwort zu sinnen, von der sie sich Wirkung versprach. Dann sah sie den Juristen mit einem Blicke an, der Triumph und Verachtung in sich vereinigte.

„Mein Herr! von der zweiten Heirath Josefinens weiß ich Nichts. Aber mag sie immerhin existiren, Sie werden die arme junge Frau nicht denunciren.“

„Ich wüßte nicht, was mich abhalten könnte...“

„Die Rücksicht auf die Familie Frank!“ sagte Sabine betonend.

„Madame! gegen Rückgabe der in Rede stehenden Papiere ist man erbötig, das zu Ihrem Heile erforderliche Schweigen zu beobachten.“

„Zu meinem Heile? Lassen wir das dahingestellt sein. Ich bin erbötig, die Papiere zu verkaufen, und für Sie müssen sie doch wohl einigen Werth haben, da sie Ihnen wünschenswerth erscheinen.“

Der Justizrath rückte seinem Ziele immer näher.

So schlau Sabine auch war; sie merkte die Schlinge nicht, die man ihr gelegt hatte.

„Ich bitte Ihnen als Kaufpreis unverbrüchliches Schweigen, Madame! Mehr zu gewähren habe ich keinen Auftrag, und ich glaube, dies müßte Ihnen genug sein. Nehmen Sie mein Gebot nicht an, so ist die Familie Frank gezwungen, einen Scheidungsprozeß zu beantragen und Sie selbst haben es sich beizumessen, wenn für Sie und Ihre Tochter Folgen entstehen . . .“

„Ach,“ rief Sabine. „Sie sind offenherzig — auch ich will es sein! Da Herr Kaiser das gehört, was man mir zur Last legt, mag er auch meine Vertheidigung hören. Sie wollen schweigen; ich werde reden, mein Herr!“

„Sie machen mich neugierig.“

„Um die Lösung der beregten Ehe zu begreifen, muß man auch die Entstehung derselben kennen.“

„Die Entstehung thut Nichts zur Sache.“

„Vielleicht doch, mein Herr! Frank lernte meine Tochter in Baden-Baden kennen. Wir hielten ihn für einen ehrenwerthen und gut situirten jungen Mann. Er sah meine Tochter und ward sterblich verliebt. Seinen dringenden Ansuchen stellte ich die allzugroße Jugend Josefinens entgegen — er versicherte, daß er sich nur mit ihr verbinden wolle, um ihrer ganz sicher zu sein und um einen Plan seines Vaters zu durchkreuzen, wonach er ein Mädchen heirathen solle, das ihm verhaßt sei. Die Drohung, sich das Leben zu nehmen, wenn ihm meiner Tochter Hand nicht würde, hätte er sicher ausgeführt. Ich will die Einzelnheiten nicht erzählen, die uns zu dieser Befürchtung berechtigten. Frank verreiste, kam mit den nöthigen Papieren aus Geldern zurück und heirathete meine Tochter. Die Schauspielkunst betrieb er aus Liebhaberei, da er, seiner Versicherung nach, ein reicher Mann sei. Das Vermögen solle von seiner Mutter stammen, die längst verstorben. Der Vater, ein Kaufmann, hatte sich zum zweiten Male verheirathet und in dieser Ehe eine Tochter erhalten, die wir nie kennen gelernt haben. Plötzlich blieb unserm Frank das Geld aus. Er reiste allein in seine Heimath und kam mit der trostlosen Nachricht zurück, daß ihn sein Vater verstoßen und, auf Grund einer Testamentsklausel seiner Mutter, enterbt habe. Nun mein Herr, ward Frank ein Spieler, und aus dem Spieler ward ein Verbrecher. Er spielte falsch und verbreitete

die falschen Banknoten einer französischen Bande, die ihre geheime Werkstatt im Elsaß hatte. Selbst meine Tochter gab dergleichen Papiere aus, ohne es zu wissen. Frank ward flüchtig, und ich mußte Josefinen verbergen, um sie den Nachstellungen der Polizei zu entziehen. Was der Aventurier nun betrieb, weiß ich nicht; aber er zeigte sich mir von Zeit zu Zeit bald in der Maske eines reisenden Engländers, bald als Schauspieler, bald als Croupier irgend einer Spielbank. Er fragte nach seiner Frau, deren Aufenthalt ich ihm natürlich nicht sagte. Klagend konnte er nicht auftreten, da er sich sonst in sein sicheres Verderben gestürzt haben würde. Nun aber, Herr Justizrath! kommt die Hauptsache. Im vorigen Winter führte mir der Zufall den saubern Herrn Frank entgegen. Diesmal war er weder Engländer, weder Schauspieler, noch Croupier, er war einfach ein gemeiner Landstreicher. Trotzdem aber sprach er davon, daß er bald ein großes Vermögen besitzen werde, und daß es nur darauf ankomme, seine Schwester ausfindig zu machen, deren Spur er halb und halb entdeckt habe. Er wollte seine Frau haben und mit ihr nach Brasilien gehen zu einem Jugendfreunde, der dort ein großer Grundbesitzer sei."

„Sie wissen den Aufenthalt Ihrer Schwester nicht?" fragte ich erstaunt.

„Nein!" war die Antwort.

„So fragen Sie Ihren Vater."

„Mein Vater ist todt!“ entgegnete er mit bebender Stimme. „Ach, wenn mein Vater noch lebte, es stünde anders mit mir.“

„Man wird doch in der Heimath wissen, wohin Ihre Schwester gekommen ist.“

„Soviel habe ich erfahren, daß sie in Köln wohnt. Dort soll sie verheirathet sein; aber mit wem, ist mir unbekannt.

„Nun kam es zu einer heftigen Szene, und ich glaube, der Rasende hätte mich ermordet, wenn mir nicht durch einen starken Mann Hilfe geworden wäre. Als ich allein war, fand ich ein Etui in meinem Zimmer, ein schmutziges und armseliges Ding, das nur Frank zurückgelassen haben konnte. Ich öffnete es, und fand, daß es mit Papieren angefüllt war. Ein vergilbter, beschmutzter Brief erregte vorzüglich meine Aufmerksamkeit; er trug das Postzeichen „Rotterdam“ und war an den Handlungs-Kommis Gustav Frank in H. gerichtet. Unter den obwaltenden Umständen war es wohl verzeihlich, daß ich den Brief las, ich wollte und mußte die Verhältnisse meines gefährlichen Schwiegersohns kennen lernen. Und diesen Brief, Herr Justizrath! werde ich dem Gerichte vorlesen, das meine Tochter der Doppelehe bestrafen will. Dann wird es sich zeigen, ob Sie wohl gethan haben, einen Prozeß anhängig zu machen.“

„Was enthält der Brief?“

„Dem Rechtsanwalte der Schwester Frank's kann ich es wohl sagen."

Kaiser legte seine Feder nieder, und verließ das Kabinet, ohne ein Wort zu äußern.

„Wir sind allein, Madame!" sagte ruhig der Justizrath.

„So hören Sie denn: in dem Briefe schrieb der Kaufmann Frank aus Rotterdam an seinen Sohn, er werde von der Reise nicht wieder zurückkehren und bedaure nur, daß das ihm von seinem Sohne beigebrachte Gift so langsam wirke; das Vermögen, dessen er sich durch einen Vatermord versichern wolle, hätte er billiger haben können. Uebrigens verzeihe er ihm und werde die Welt in dem Wahne lassen, er sei eines natürlichen Todes gestorben."

Sabine sah triumphirend den Justizrath an, der seine Erregung zu verbergen suchte. Anscheinend sehr ruhig, fragte er:

„Und dieser Brief, Madame! befindet sich noch in Ihrem Besitze?"

„Ja, mein Herr! Frank kam nach einer Stunde zurück, um sein Etui zu holen — ich gab es ihm, natürlich ohne den Brief, der mir, wie ich richtig vorausgesehen, zu einer wirksamen Waffe werden wird. Niemand in der Welt wird meine Tochter zwingen können die Gattin eines Mörders zu bleiben."

„Weiß Josefine um diesen Brief?"

„Sie kann nicht darum wissen, da ich sie seit Jahren nicht gesprochen habe."

„Welches Datum trägt der Brief?"

„Ich erinnere mich dessen nicht genau; aber so viel glaube ich versichern zu können, daß die verhängnißvollen Zeilen vor acht oder neun Jahren geschrieben sind. Auf Frank's Gewissen lastete das Verbrechen schon, als er sich um die Hand meiner Tochter bewarb. Niemand hätte damals vermuthet, daß der elegante junge Mann mit dem treuherzigen Gesichte ein Mörder sei."

„Ich will die Echtheit des Briefes nicht in Zweifel ziehen," sagte der Justizrath nach einer Pause; „aber unerklärlich bleibt es mir, daß Frank das gefährliche Dokument nicht gleich vernichtet und später, als er es vermißte, aufgesucht hat."

„Ueber den ersten Punkt Aufklärung zu geben, bin ich außer Stande; was den zweiten anbetrifft, so konnte er sich des Briefes nicht wieder bemächtigen, da ich am Morgen nach der Unterredung mit ihm Früh abreiste. Seit jener Zeit habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ich hoffe übrigens, daß er die Ansprüche an seine Frau aufgeben wird."

„Ich danke Ihnen für diese wichtigen Mittheilungen," sagte ernst der Justizrath. „Aber trotz Ihrer Mittel zur Abwehr werde ich klagend gegen Sie und Ihre Tochter auftreten müssen, wenn Sie mir den Trauschein und den Revers Frank's nicht aushändigen."

Sabine lächelte mitleidig.

„Sie vergessen, daß ich ihren Klienten, und dafür muß ich Frank halten, auf das Schaffot bringen kann.“

„Veröffentlichen Sie immerhin den Brief ...“

„Frank ist längst mein Schwiegersohn nicht mehr, ich nehme keine Rücksicht!“

„Wie es Ihnen beliebt, Madame!“

„Die erste Ladung vor Gericht, die ich erhalte, wird mich veranlassen, zu dem Staatsanwalte zu gehen.“

„Um einen Todten anzuklagen.“

„Wie, mein Herr?“

„Frank ist todt!“

Sabine erstarrte zur Bildsäule.

„Todt?“ wiederholte sie leise.

„Man hat seine Leiche vor einigen Tagen in dem Rheine gefunden.“

„Mein Gott!“

„Wollen Sie den Selbstmörder sehen, so werde ich Sie führen ...“

„Nein, nein!“

„Diesen Nachmittag begräbt man ihn.“

„Er wird verunglückt sein.“

„In einem zurückgelassenen Briefe beschuldigt er Ihre Tochter, daß Sie ihn in Tod und Verzweiflung gejagt habe.“

Sabine fuhr mit ihrem Tuche über das Gesicht.

„Gleichviel," rief sie aus; „ohne Entschädigung gebe ich meine Papiere nicht aus den Händen. Die Welt soll wissen, daß der Selbstmörder Frank seinen Vater vergiftet hat. Ist dies seiner Schwester gleichgiltig . . ."

„Sie wird sich wenig darum kümmern."

„Ich lasse es darauf ankommen, mein Herr!" rief Sabine eigensinnig. „Frank hat Vermögen hinterlassen, dessen sich ohne Zweifel die Schwester versichern will."

„Madame, Sie sind die Gattin des braven Obersten von Melin."

„Das wissen Sie?"

„Sie hören es ja."

„Der Oberst hat mich verleugnet, hat schlecht an mir gehandelt!" rief zornig Sabine.

„Trotzdem aber haben Sie ihm zwei Töchter verkauft."

„Ganz recht. Finden Sie das strafwürdig? Traurig genug, daß ich zu solchen Mitteln greifen mußte, um von meinem Manne das zu erlangen, was mir gebührt. Die Welt mag erfahren, und richten zwischen mir und dem Börsenspekulanten der keine andere Neigung hatte als die zum Gelde."

„Die Welt, Madame! wird mehr erfahren."

„Was noch? Was noch?"

„Denken Sie an den Plan mit dem Domherrn!"

„Nun?"

„Sie haben Spekulation mit Ihren Zwillingstöchtern getrieben. Sie haben der entflohenen Louise die verheirathete Josefine unterschoben. Sie haben Menschen, Ihre eigenen Kinder, als Waare betrachtet! Sie haben sich einen und denselben Gegenstand zwei Mal bezahlen lassen. Und nun vergessen Sie nicht, daß Josefine vor dem Tode Franks in einer Doppelehe gelebt hat, in einer Bigamie, deren Kupplerin Sie sind! das Gesetz verhängt eine schwerere Strafe über die Verführerin, als über die Verführte, die Ihnen kindlichen Gehorsam schuldig zu sein geglaubt. Ich gebe Ihnen zu bedenken, Madame! daß Sie Ihr Leben in dem Zuchthause enden können!"

Der Justizrath schwieg; er wandte der alten Kokette den Rücken und trat zum Fenster, als ob er ihr Zeit zum Ueberlegen geben wollte. Sabine war sichtlich betreten; sie drückte zerstreut spielend das Tuch zwischen den Händen. Die Zukunft, die ihr der Rechtsanwalt gemalt, schien ihren frechen Muth doch ein wenig erschüttert zu haben.

Nach einer langen Pause fragte sie:

„Mit wem ist meine Tochter Josefine verheirathet?"

„Mit dem jungen Felix von Eberstein," antwortete der Justizrath, ohne sich zu ihr zu wenden.

„Also doch! Also doch!" rief sie bewegt.

„Die Ehe verspricht eine glückliche zu werden. Die jungen Leute lieben sich..."

„Herr Justizrath!“ fragte sie hastig, „Sie stehen zu meiner Tochter in Beziehung?“

„Zu Josefinen und Louisen.“

„Führen Sie mich zu ihnen!“ bat sie dringend.

„Nur dann, wenn sie mir die beiden Dokumente übergeben haben, deren ich bedarf, um die traurigen Familienangelegenheiten zu ordnen. Denken Sie an den Obersten, denken Sie an ihre Töchter, denken Sie an den Baron von Sydow! Sie sehen, daß ich Ihre Vergangenheit kenne, und daß mir Material in Fülle zu Gebothe steht, um Sie zu vernichten. Wähnen Sie nicht, daß Sie irgendwo Nachsicht oder Beistand finden. — Ihr Treiben hat selbst bei Ihren Verwandten Entrüstung erregt, und gehen Sie noch einen Schritt weiter, so stürzen Sie in einen Abgrund, der auch ihre Töchter verschlingen wird. Geben Sie das sogenannte Spekuliren auf und öffnen Sie Ihr Herz den Regungen, die schließlich doch den Sieg über die Leidenschaften davontragen.“

War es Angst, war es Mutterliebe, was sich in Sabine regte?

„Ich bringe Ihnen die Papiere!“ flüsterte sie.

„Wann?“

„Diesen Abend — morgen — Sie haben zu bestimmen.“

„Morgen Früh zehn Uhr.“

„Ich werde kommen. Aber eine Bedingung stelle ich.“

„Sprechen Sie, Madame!"

„Lassen Sie mich meine Töchter sehen."

„Mein Wort darauf!" versicherte der Justizrath. „Aber entfernen Sie sich, ohne mir die Papiere gegeben zu haben, so muß ich das Verfahren gegen Sie einleiten ..."

„Ich werde kommen!"

Sabine verließ das Kabinet. Man sandte ihr den Komptoirdiener Just nach, der ihre Wohnung ermitteln sollte. Viktor Ernst erzählte seinem Geschäftsfreunde nur den letzten Theil der Unterredung.

„Ich sehe," sagte lächend der Banquier. „Sie kommen zum Ziele."

„Haben Sie daran gezweifelt?" fragte der Jurist.

„Die Aufgabe war schwierig, denn dieses Weib ist die Schlauheit selbst."

„Deshalb mußte ich mit der Doppelehe drohen. Morgen vernichten wir den Trauschein und den Revers."

„Wie stehen unsere Aktien?"

„Neunzig! in den nächsten Tagen werfe ich den Rest auf die Börse, um nach drei Wochen zu fünfzig zurückzukaufen. Aber, mein Freund! wie steht es mit Anton?"

„Er wird seinen Vermögensantheil erhalten, sobald wir den Juden abgeschüttelt haben."

Noch sprachen die beiden Männer über diesen Punkt, als Just zurückkam und berichtete, daß ein Herr die

fremde Dame draußen in Empfang genommen und nach der goldenen Trompete geführt habe, in der sie, wie der Wirth ihm gesagt, wohne. Es müsse übrigens den Leuten am Gelde fehlen, denn sie verkaufen an Juden und Christen, was sie besäßen. Der Wirth habe gemeint, er wolle sie nicht länger behalten.

Zu seiner großen Bewunderung erhielt Just den Auftrag, rasch nach dem Wirthshause zu gehen und im Namen des Banquiers Kaiser für die Zeche gut zu sagen, aber die Gäste sollten nicht darum wissen.

Siebentes Kapitel.

Erklärungen.

Der Justizrath, Ernst, arbeitete noch allein in seinem Bureau. Es war spät, zehn Uhr war längst vorüber. Die Domestiken hatten sich zur Ruhe begeben, wie ihnen die Herrschaft geheißen. Neben der Mappe des eifrigen Arbeiters lagen alte Papiere, und zwischen diesen flimmerte der Ring, den Josefine ihrem Rechtsanwalte gegeben hatte.

Die Glocke der nahen Pfarrkirche hatte die eilfte Stunde angezeigt, als sich ein leises Klopfen an der Thüre des Arbeitszimmer vernehmen ließ.

Der Justizrath lächelte still vor sich hin und breitete einen Bogen Papier über die Briefe und den Ring. Dann legte er die Feder nieder und öffnete die Thüre.

Hermine, im weißen Nachtgewande, stand auf der Schwelle.

„Soeben hat die Stunde des Termins geschlagen!" sagte sie freundlich.

„Du bist pünktlich, liebe Frau."

„Man muß gehorsam der Vorladung folgen!"

Ernst küßte seine Gattin und führte sie in das Zimmer.

„Nun sage mir, lieber Freund! warum Du mich so spät hierher beschieden hast?" fragte die junge Frau, indem sie sich mit beiden Armen an seinen Hals hing.

Der glückliche Gatte küßte Gesicht, Hals und Schultern seiner reizenden Frau.

„So spät, es ist wahr. Du verzeihest mir, Hermine! — jetzt erst bin ich mit den Vorarbeiten fertig geworden."

„Mit den Vorarbeiten — wozu?" fragte sie.

„Zu Deinem Verhöre."

„Bin ich denn eine Verbrecherin?"

„Nein; aber eine Zeugin."

„Du sprichst in Räthseln. Für oder gegen wen soll ich zeugen?"

„Für mich und gegen Dich."

„Das klingt paradox!"

„Mag sein, aber es verhält sich so. Nimm Platz, und höre mich an. Ich erscheine als Angeklagter..."

„Du, Viktor?"

„Ich, meine liebe Frau!"

„Wer hat Dich angeklagt?"

„Ich selbst."

„Die Sache wird immer seltsamer, räthselhafter. Wenn Du nun der Angeklagte bist — wer ist denn der Richter?"

„Der Genius unserer Ehe. Die Zeit ist gekommen, daß ich ihm Rechnung ablegen muß, damit er mir seine Gunst nicht entziehe. Gestehe es nur, Hermine, Du bist nicht frei von Argwohn gewesen, als Du erfuhrst, daß ich mich der Madame Seltenau annahm, die der Doktor dem Frauenhilfs-Vereine empfohlen hatte."

Hermine erröthete.

„Nenne es nicht Argwohn," flüsterte sie. „Ich habe keinen Schritt gethan, der diesen Ausdruck rechtfertigen könnte. Trotzdem sich mir so Manches aufgedrängt, was mir unerklärlich erschien, so setzte ich doch ein so großes Vertrauen in Dich, daß ich schwieg und einer ruhigen Entwicklung der Dinge wartete. Dein ungewöhnliches Interesse für jene Madame Seltenau, und die Heimlichkeit, mit der Du Dich um sie bemühetest, vereint mit Kaiser, hat mich freilich nicht angenehm berührt, denn ich mußte die Frau für eine Abenteuerin halten."

„Und Du hattest nicht ganz Unrecht. Des Abenteuerlichen gibt es viel in dem Leben der Madame

Seltenau, man muß es aber nicht auf ihre eigene Rechnung, sondern auf die der seltsamen Verhältnisse setzen, auf Verhältnisse, die selbst Dich in ihren Bereich ziehen."

„Mich!"

„Du hast, ohne es zu wissen, eine nicht unwichtige Rolle gespielt."

„Als Vorsteherin des Hilfs-Vereines!"

„Nein, einfach als Hermine, die Gattin des Justizrath Ernst. Das Drama naht sich dem Ende, und mit Deiner Hilfe werde ich die Katastrophe herbeiführen. Sidonie muß leider, ihrer Leidenschaftlichkeit wegen, ausgeschlossen bleiben. Nun höre mich ruhig an. Ich beginne mit der Hauptsache und schließe mit Nebendingen. Der russische Fürst Borutschoff, der mit bedeutenden Kapitalien an hiesigen Unternehmungen betheiligt ist, hat Kaiser zu seinem Banquier und mich zu seinem Rechtsanwalte erwählt. Von Berlin aus gab er Auftrag, daß wir uns einer jungen Frau annehmen mögen, die unter dem Namen Seltenau nach Köln kommen würde. Außerdem sollten wir sie zu fesseln suchen, wenn sie sich sollte einfallen lassen weiter zu reisen. Die Frau sei die Gattin seines Sohnes, eines Albert Lisinsky, der sie entführt habe. Sollte das Ehepaar, das in mißlichen Verhältnissen lebe, einst nach Köln kommen, so möge ich, ohne Aufsehen zu erregen. Nachforschungen anstellen. Gleich nach Eingange dieses Briefes hörte ich von Dir den Namen der Seltenau aus-

sprechen; die der Doktor Friedland dem Vereine empfohlen hatte. Ich wandte mich an den Doktor, und mit seiner Hilfe schafften wir die junge Mutter in Kaisers Landhaus, um uns ihrer bis zur Ankunft des Fürsten zu versichern. Daß wir sie standesgemäß verpflegten, versteht sich von selbst."

„Hat sie das Landhaus nicht verlassen?"

„Vor einigen Tagen."

„Nicht früher?"

„Nein."

„Viktor! ich habe Madame Seltenau in der Halle der Eisenbahn gesehen."

Der Justizrath konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Du irrst, mein liebes Kind!"

„Ich habe mit der Frau gesprochen."

„Und dennoch muß ich bei meiner Behauptung bleiben. Du hast die Doppelgängerin Louisens gesehen. Und diese Doppelgängerin nennt sich Sofie Frank. Ich habe sie auf der Reise kennen gelernt. Weil auch ich an eine Täuschung glaubte und sicher gehen wollte, empfahl ich Dir in einem Briefe Madame Seltenau, damit sie gewissermaßen unter Kontrole stände."

Wir wissen, daß Hermine und Sidonie den jungen Mann zu dem Landhause geführt und hier Zeuginnen jener Szene gewesen, welche auf Louise ein so nachtheiliges Licht warf.

Die junge Frau erzählte ihrem Gatten, was sie damals gehört und gesehen hatte.

„Louise," erklärte der Justizrath, „erwartete allerdings den Gatten; jener aber täuschte sich in der Person. Hätte er meine Reisegefährtin angetroffen, so würde er am rechten Orte gewesen sein, denn diese war Sofie Frank, die Zwillingsschwester der Seltenau."

„Wer aber mag der junge Mann gewesen sein?"

Viktor Ernst schob das Papier bei Seite und nahm den Ring.

„Betrachte ihn genau," sagte er, indem er ihn seiner Gattin reichte.

„Mein Gott!"

„Was ist Dir?"

„Diesen Ring habe ich schon gesehen."

„Wo?"

„Bei der Jüdin Markus."

„Wohl möglich."

„Und hier hatte ihn die junge Mutter versetzt."

„Louise?" fragte verwundert der Justizrath.

„Madame Seltenau."

„Das ist mir unerklärlich."

„Die Witwe Markus hat ihn auf meine Vermittlung der Frau, die damals krank war, zurückgeschickt."

„Dieser Punkt bedarf noch der Erklärung," meinte der Justizrath. „Bleiben wir jetzt bei der Sache. Hast Du den Ring bei der Jüdin zum ersten Male gesehen?"

Hermine gerieth in Verlegenheit.

„Viktor!“ rief sie aus, „ich fange an Dich zu begreifen.“

„Sage mir, kennst Du den Ring?“

Sie öffnete die im Innern des Reifes befindliche Kapsel.

„Ja, er ist derselbe.“

„Nun, liebe Hermine! sprich Dich unumwunden aus.“

„Mein Vater bewahrte zwei gleiche Ringe in einem Kästchen auf — als Andenken an seine erste, glückliche Ehe. Dieser ist einer davon. Hier stehen die Buchstaben L. v. G. — Leopoldine von Görringsheim — so hieß die erste Frau. Von wem aber mögen die Zwillingsschwestern ihn erhalten haben.“

„Von Deinem Stiefbruder Gustav Frank. Kein anderer als er war der junge Mann, den Du im Landhause gesehen hast. Eine der Zwillingsschwestern, Josefine, war seine Frau, und diese hat von ihm den Ring erhalten. Indem Du die Echtheit dieses Juwels anerkennst, trittst Du als Zeugin gegen Dich selbst auf, denn Du rechtfertigst das Verfahren, das Deinen Argwohn erweckt hat. Indem ich nun der Weisung des Fürsten nachkam, entdeckte ich zugleich die Spur Deines Stiefbruders, die zu finden ich längst schon bemüht gewesen. Du hast mir früher Andeutungen von einem Testamente gegeben, das die erste Frau Deines Vaters

hinterlassen — hier ist die Abschrift davon. Leopoldine bestimmt darin, daß das Gut Görringsheim zwar ihrem Sohne Gustav zufallen solle, doch erst nach dem Tode des Vaters, der, so lange er lebt, die Revenüen davon bezieht und nach seinem Ermessen dem Gustav eine Jahresrente auszusetzen berechtigt ist. Stirbt Gustav, oder macht er sich nach dem Urtheile des Vaters der Erbschaft unwürdig, so soll der Vater das Erbe antreten und darüber verfügen. Dein Vater, liebe Hermine! den ich leider nicht gekannt, ist auf der Reise in Rotterdam gestorben, und zwar durch Gift, das ihm Gustav aus leicht zu erklärenden Gründen beigebracht hat."

„Viktor! Viktor!" stammelte entsetzt die junge Frau.

„Ich werde Dir morgen die Beweise dieser Behauptung liefern."

„Nun lebt aber auch Gustav nicht mehr; er hat sich vor einigen Tagen, nachdem er vergebens in Kaiser's Landhause seine vermeintliche Frau gesucht, von der er sich verlassen wähnte, in den Rhein gestürzt. Einen zweiten Ring, der diesem genau gleicht, hat man an dem Finger der Leiche gefunden."

Der Ring, den Hermine bei der alten Jüdin vorgefunden und erkannt, hatte ihr Interesse für die arme Frau erhöht. Jetzt erst erfuhr sie das Schicksal des Familienstückes, das sie früher, als der Vater noch lebte, oft gesehen hatte; sie erinnerte sich auch, daß die Ringe

als kostbare Reliquien betrachtet wurden. Wir fügen hinzu, daß Hermine ihren Stiefbruder nur als Kind gesehen hatte, und daß die Stiefgeschwister später stets getrennt gelebt, da es zu den Eigenthümlichkeiten des Vaters Franks gehörte, die Erziehung seines Sohnes fremden Leuten anzuvertrauen.

Hermine hatte also ihren Bruder in dem Stübchen der Witwe Bielitz und in dem Landhause des Banquiers gesehen. Eine unbestimmte Ahnung hatte sich zwar in ihr geregt, denn sie brachte den Ring und die Namen Sofie Frank in Verbindung; aber sie hatte es nicht gewagt, den sich ihr bietenden Anzeichen eine bestimmte Deutung zu geben.

„Und was hast Du nun erreicht?" fragte sie ihren Mann, nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatte.

„Nichts Geringeres, als daß meine Hermine die Erbin des schönen Gutes Görringsheim wird. Die hinterbliebene Frau Deines Stiefbruders hat keine Erbschaftsrechte. Nach dem Testamente fällt das Gut an den Vater zurück, und Du bist die natürliche Erbin des Vaters."

Hermine lehnte sanft ihr Haupt an des Gatten Brust.

„Viktor!" flüsterte sie, „wenn ich mich der Vergrößerung unseres Vermögens freue, so denke ich dabei nur an Dich. Sobald das Gut in unsern Besitz über-

gegangen, wirst Du Deinen Posten aufgeben und ganz nach Neigung und Wunsch leben."

„Willst Du meine Frau ausschließen?" fragte er zärtlich.

„Ich nehme an, daß es Dein Wunsch ist, sie glücklich zu machen."

„Und in dieser Annahme sollst Du nicht geirrt haben."

„Viktor!"

„Ich führe zu Ende, was ich begonnen, und dann bin ich nur noch Dein Mann!"

Arm in Arm verließen die beiden Gatten das Bureau. Das trauliche Boudoir nahm sie auf.

Achtes Kapitel.

Marie.

Anton Dyck hatte bis jetzt keine Unterredung in Betreff des Vermögens, mit seinem Onkel und Vormunde gehabt; er hatte seinen Plan geändert, da sich die Dringlichkeit anderer Dinge herausgestellt. Der Banquier konnte sich einer Abrechnung nicht entziehen, wohl aber war es möglich, daß man seiner Vereinigung mit Lea Hindernisse entgegenstellte. Es gab ein Mittel zur kräftigen Abwehr jedes Angriffes, und dieses Mittel hatte Anton, unter Beihilfe seines Freundes Felix, sich zu verschaffen gewußt.

Gegen Abend — es war ein warmer Tag gewesen — trat Lea in das Stübchen ihrer Pflegemutter. Die Alte war übler Laune, sie saß mürrisch in ihrem großen Lehnstuhle. Das Fenster, das nach der engen Straße hinausging, stand offen. Mutter Markus, die ihr Haus nie verließ, erhielt nur auf diesem Wege frische Luft. Sie bezeichnete dem jungen Mädchen einige häusliche Geschäfte, die noch vor Einbruch des Abends vollbracht werden sollten. Lea antwortete, daß sie bereits damit fertig sei.

„Das hat Etwas zu bedeuten!" murmelte die Witwe.

„Ja, Mutter!"

„Was ist's?"

„Ich habe mich beeilt, um ein Stündchen Zeit zu gewinnen."

„Wozu?"

„Madame Seltenau, die, wie Sie wissen, ihr Stübchen wieder bewohnt, hat mich zu einem Spaziergange aufgefordert. Die arme Frau lebt hier unbekannt, sie ist stets allein..."

„Aber auch ich bin allein, mein Kind!" fuhr die Alte auf.

„Sie sagten ja diesen Mittag, daß Sie Ihren Sohn erwarteten."

„Ja, das sagte ich, und darum sollst Du zu Hause bleiben. Levi will mit Dir reden..."

„Ich habe Madame Seltenau versprochen, sie zu begleiten."

„Du bleibst, oder ich jage Dich für immer aus dem Hause!"

Auf diesen barschen Befehl entgegnete Lea ruhig:

„Meine Jugend ist bis jetzt eine traurige gewesen, ich kenne die Freiheit nicht, und habe nur für Sie gearbeitet — erlauben Sie mir, daß ich meine Bitte wiederhole . . ."

„Du bleibst!" kreischte die Alte. „Jene Person da drüben kann allein gehen!"

„So kann Sie nichts bewegen?" fragte Lea noch einmal.

Mutter Markus gerieth in Zorn.

„Ungerathenes Kind! ist das der Lohn für die Wohlthaten, die ich Dir erzeigt habe? Als Du nackt und bloß warst, wer hat sich Deiner angenommen? Ich! Ich! Ohne meine Hilfe hättest Du Noth leiden und betteln müssen. Und jetzt wagst Du es mir zu trotzen?"

„Seit Jahren habe ich keinen Spaziergang gemacht . . ."

„Du wirst mit meinem Sohne spazieren gehen."

„Sie sprechen immer von Wohlthaten — bringen Sie meine Arbeit nicht in Anschlag? Ich glaube kaum, daß das, was ich von Ihnen erhalten habe, meine Mühe zur Hälfte aufwiegt. Und wenn ich Sie jetzt bitte . . ."

Die Geduld der Alten war zu Ende. Sie ergriff einen Stock und rief drohend:

„Hinaus, undankbares Geschöpf! Gehe hinüber zu dem Weibe, aber komme mir nicht wieder vor die Augen!“

Lea wollte sie beruhigen; aber die alte Jüdin schwang den Stock, der nicht zum ersten Male den Rücken des jungen Mädchens berührt hatte.

„So werde ich denn gehen.“

„Du betrittst meine Schwelle nicht wieder!“

„Sie haben zu befehlen.“

„Fort, hinaus!“

Wenn sonst Szenen dieser Art stattgefunden, so hatte sich Lea, nachdem sie aus dem Zimmer vertrieben, auf ihr Kämmerchen zurückgezogen und hatte nach einer Stunde reumüthig um Verzeihung gebeten. Dasselbe hoffte die Alte auch heute. Aber Lea war zur Jungfrau herangewachsen, sie schämte sich der unwürdigen Behandlung, die sie von der geizigen Alten erfuhr, und heute, an einem für sie hochwichtigen Tage, wollte sie sich den Stockschlägen nicht aussetzen. Sie stieg die Treppen zu ihrem Kämmerchen hinan, das sie nach einer Viertelstunde geputzt wieder verließ. Statt zur Mutter Markus zu gehen, die ihre Aktien zählte und von hohen Dividenden träumte, trat sie auf die Straße hinaus, und zwar in dem Augenblicke, als Louise das gegenüberliegende Haus verließ. Beide grüßten sich und stie-

gen dann in einen Fiaker, der am Ende der Straße hielt. Der Wagen brachte sie in kurzer Zeit nach der Wohnung des Obersten. Josefine empfing die Ankommenden in ihrem Zimmer. Es war dieser Besuch kein zufälliger, man hatte ihn schon seit einiger Zeit vorbereitet. Lea wußte auch schon, daß Madame Seltenau eine Zwillingsschwester hatte.

Die alte Babet ging und kam; bald brachte sie, bald holte sie einen Gegenstand. Josefine war die Geschäftigkeit selbst. In dem Zimmer lagen auf allen Stühlen und Tischen Toilettenstücke. Lea legte ihre Kleider ab und hüllte sich in einen weißen Pudermantel. Dann bekleidete sie ihre Füßchen mit Strümpfen von weißer Seide und mit Schuhen von weißem Atlas. Babet, die so lange Louisens und Josefinens Kopfputz besorgt, hatte versprochen, heute ihr Meisterstück zu machen. Sie löste das schwarze, glänzende Haar der Jüdin auf, daß es wie eine Fluth über den weißen Mantel herabfiel. Dann formte sie drei schwere Flechten, die sie kranzartig um den Kopf legte. Josefine befestigte einen Kranz von weißen Rosen auf dem schönen Haupte. Somit war der Kopfputz vollendet.

Louise nahm der Jüdin den Mantel ab. Die alte Babet stieß einen Schrei der Verwunderung aus, als sie den blendend weißen Arm, den schlanken Hals und den reizenden Busen der Jüdin sah. Sie befühlte die Haut und rief: „weich wie Seide!“

Josefine brachte ein einfaches weißes Atlaskleid mit drei Ueberwürfen. Diese Ueberwürfe wurden durch ein Rosenbouquet mit Knospen und grünen Blättern an der linken Seite emporgehoben. Als Lea dieses Kleid angelegt hatte, zeigte sich ihr schlanker, graziöser Wuchs. Die runden Schultern quollen aus dem Atlas hervor, dem Weiß des feinen Stoffes spottend, während sich die Taille schlank und zierlich zeigte.

Und wie pikant erschien das rosige Gesichtchen mit den schwarzen Brauen, den lachenden dunkeln Augen, der sanft gebogenen Nase und dem frisch wie eine kaum erschlossene Rosenknospe schimmernden Munde!

„Herr Anton Dyck hat Geschmack!“ meinte Louise.

„Wäre ich ein Mann,“ fügte Josefine hinzu, „Lea müßte meine Frau werden, und sollte ich mit der ganzen Synagoge einen Krieg beginnen.“

Nun legte sie eine goldene Kette um den Hals der Jüdin und sagte, sich verbeugend:

„Die Toilette ist beendet!“

Louise führte die Geschmückte vor den Spiegel.

Leas Gesicht ward purpurroth, als sie ihre ganze Gestalt erblickt. Einige Sekunden weidete sie sich mit mädchenhafter Eitelkeit an dem Spiegelbilde, dann begann sie leise zu weinen.

„Was ist Ihnen?“ riefen die Schwestern zugleich.

„Verzeihung,“ flüsterte Lea, „mir ist so seltsam zu Muthe...“

Louise ergriff sanft die Hand der Jüdin, indem sie fragte:

„Bereuen Sie den Schritt, den Sie zu thun beabsichtigen?"

„Nein, nein, ich folge ja nur meiner innersten Ueberzeugung und dem Drange meines Herzens. Aber wie soll ich Ihnen danken, die Sie so viel für mich thun?"

„Vergessen Sie nicht, liebe Lea! daß Sie sich meiner angenommen haben, als ich arm und verlassen ankam, daß Sie mich besucht und getröstet haben, als ich krank lag. Die Schwester unterstützt mich, Ihnen meinen Dank abzutragen. Und nun beruhigen Sie sich, Sie gehen einer glücklichen Zukunft entgegen."

Beide Schwestern küßten die reizende Jüdin. Die alte Babet reichte ihr mit den Worten die Hand:

„Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Entschlusse, den Sie gefaßt haben. Beten Sie zu dem Erlöser und zu der heiligen Jungfrau, und Sie werden glücklich werden."

Es schlug neun Uhr. Babet brachte Kerzen. Die Zwillingsschwestern vollendeten rasch die Toilette; Beide waren in schwarze Seide gekleidet und mit Blumen geschmückt. Felix von Eberstein trat ein; er wußte in dem ersten Augenblicke nicht, welche von beiden seine Braut sei. Wäre Josefine nicht in lautes Lachen ausgebrochen, er würde noch länger unentschieden vor den Zwillin-

gen gestanden haben, die genau dieselbe Toilette gemacht hatten. Louise erröthete. Josefine bot dem Bräutigam den Mund zum Kusse. Jetzt erst richtete Felix seine Aufmerksamkeit auf Lea, die schüchtern am Fenster stand. Er war überrascht von der wirklich blendenden Schönheit der Jüdin. Nachdem er einige freundliche Worte an sie gerichtet, mahnte er zum Aufbruche. Babet warf der geschmückten Lea einen langen weißen Schleier über das Haupt und hüllte sie in einen leichten Mantel. Ein bequemer Wagen, der an der Thüre hielt, nahm Lea, die Schwester und den jungen Mann auf.

Der Wagen verließ die Stadt. Nach kaum einer halben Stunde hielt er vor einer Kapelle, die einsam an einem Gehölze lag. Durch die ovalen Fenster schimmerte helles Licht. Diese Kapelle gehörte zu einem Dorfe, das in kurzer Entfernung zwischen duftenden Kornfeldern lag. Der Abend war warm und still, nirgends zeigte sich ein Mensch, hörte man Geräusch. Nur in dem Weizenfelde, das sich dicht neben dem Kirchlein ausbreitete, hörte man die lauten Schläge einer Wachtel.

Felix half den Damen aussteigen, die ihre Mäntel in dem Wagen zurückließen. Louise und Josefine nahmen Lea in die Mitte. So gingen sie auf dem mit Blumen bestreuten Pfade zu dem Gotteshause. Auf der Schwelle desselben stand Anton Dyck, der die Geliebte empfing.

„Anton!" stammelte Lea, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte.

Einige Kerzen, die auf eisernen Armleuchtern in der Vorhalle brannten, warfen ihr Licht auf die Jüdin. Anton ward von ihrem Anblicke so erregt, daß er sie zitternd in seine Arme schloß.

Der kleine Zug trat in das Innere der Kapelle; sie strahlte im Kerzenglanze. Der ehrwürdige Pater Benediktus, der Lea in den Lehren der Christenreligion unterrichtet, stand mit einem Sakristan und zwei Chorknaben im Ornate neben dem offenen Taufsteine. Anton führte die Braut dem greisen Priester zu, der sie mild lächelnd empfing. Louise, Josefine, Felix und Anton reiheten sich um den Taufstein. Der Geistliche begann die feierliche Ceremonie mit einer Ansprache an die Zeugen, dann legte Lea mit klarer Stimme das Glaubensbekenntniß ab, und empfing die Weihe der heiligen Taufe, mit ihr zugleich den Namen „Marie."

Es war ein erhebender Anblick, als die zitternde Hand des Greises das Haupt der blühenden Jungfrau mit dem geweihten Wasser benetzte.

Nach der Taufe ging Marie allein zu dem Altare; sie sank auf der Stufe nieder und verrichtete das erste Gebet in einer christlichen Kirche. Nachdem sie die Brust fromm bekreuzt, kehrte sie mit verklärtem Antlitze zu den Zeugen ihres Gelübdes zurück, die ihr innige Glückwünsche aussprachen. Noch einmal segnete der fromme Priester das neue Glied der christlichen Gemeinde, dann übergab er es Anton mit den Worten:

„Marie ist eine kostbare Perle; sie verdient, daß man sie werth hält!"

„Frommer Vater! ich weiß mein Glück zu schätzen," sagte Anton mit bewegter Stimme; „und nächst Gott danke ich Ihnen, daß mir diese Perle zu Theil wurde. Bald werden Sie unser Bündniß einsegnen, das unsere Herzen längst geschlossen haben."

Der Zug verließ die Kapelle, um nach der Stadt zurückzukehren. Marie blieb bei den Schwestern.

Mutter Markus hatte nicht geglaubt, daß Lea sich entfernen würde. Gegen neun Uhr kam Levi, den sie zu einer Unterredung bestellt hatte.

„Ich brauche Geld, Mutter!" begann der Jude.

„Wozu?"

„Meine Börse ist leer."

„Das ist schlimm," sagte verdrießlich die Alte, die schon merkte, wohinaus der Sohn wollte. „Hast Du in der Stadt keinen Banquier?"

„O ja."

„Wer ist es?"

„Sie, Mutter! Wer anders könnte mir Kredit geben, wenn nicht Sie?"

„Die wenigen Thaler, die ich besitze, muß ich zu meinem Geschäfte behalten; ich kann nicht einen Pfennig entbehren. Und die Geschäfte gehen schlecht, man wird von allen Seiten betrogen."

Levi unterbrach das Klagelied der Alten.

„Sie wollen, Mutter! daß ich Lea heirathe?"

„Das Mädchen ist eine gute Partie für Dich. Ich werde alt und muß daran denken, mein Haus zu bestellen. Wird Lea Deine Frau, so ist sie versorgt."

„Wie steht es mit der Aussteuer?" fragte Levi, nachdem er eine Zigarre angezündet und sich auf einen Stuhl geworfen hatte.

„Alberne Frage! Lea ist eine Waise..."

„Lassen Sie uns offen sprechen, Mutter! Ich bin Ihr Sohn, folglich Ihr Erbe."

Die Alte hob den dicken Kopf empor und sah ihren Sohn mit großen Augen an, indem sie rief:

„Mensch! ich glaube, Du passest auf meinen Tod!"

„Nein, Mutter! Gott möge Sie noch lange erhalten; aber es ist doch nicht unbillig, wenn ich über die Verhältnisse meiner künftigen Frau rede. Und außerdem muß ich Sie warnen —"

„Wovor?"

„Sie haben dem Justizrathe Ernst einen Wechsel zum Inkasso übergeben. Der Baron von Sydow hat gezahlt, folglich müssen Sie zehn oder zwölftausend Thaler erhalten haben..."

„Levi, Levi!"

„Ruhig, Mutter! ich bin Ihr Sohn und kann es nur gut mit Ihnen meinen. Den Wechsel hat der arme Pik hinterlassen, der abreiste und nicht wiedergekommen ist. Folglich gehört das Geld unserer Lea."

Die Alte war sprachlos geworden vor Schreck, als sie hörte, das ihr wichtigstes Geheimniß verrathen sei. Sie stützte die Hände auf die Lehnen des großen Stuhles und starrte Levi an, der ruhig den blauen Rauch aus Nase und Mund blies. Die Jüdin war eine von den zähen Naturen, die des Geldes wegen am Gelde hangen und sich die Genüsse des Lebens versagen, nur um stets eine gefüllte Kasse zu haben. Für wen sparte und scharrte sie zusammen? wird man fragen. Für den Dämon Geiz, der ihr ganzes Wesen beseelte. Und dieser Dämon trieb sie auch an, ein Verbrechen zu begehen, wenn dadurch eine Summe zu erreichen war. Mutter Markus gedachte in diesem Augenblicke nicht der Folgen, welche ihre Veruntreuung nach sich ziehen konnte, sie zitterte nur vor dem möglichen Verluste.

„Lea! Lea!“ stammelte sie endlich.

Der Gedanke war ihr schrecklich, daß das Mädchen ihr das Geld entreißen konnte. Zum ersten Male bedauerte sie, Lea hart behandelt zu haben, sie bedauerte nicht aus Humanität, sondern aus Furcht.

Levi durchschauete seine Mutter. Er war stets mehr Spekulant als Sohn gewesen, die kindliche Liebe hatte er nur in dem zartesten Alter gekannt. Seit Jahren dem Mutterhause entfremdet, hatte er stets nur Bedacht auf seinen Vortheil genommen.

„Wie steht es also mit Lea?“ fragte er.

„Du wirst sie heirathen, und wenn ich sterbe mein Erbe werden. Bis dahin bleibt Alles wie es ist.“

Der Sohn zuckte mit den Achseln.

„Ich glaube kaum, daß es so bleibt.“

„Wer will es ändern?“

„Vielleicht Lea, vielleicht der Justizrath, vielleicht eine dritte und vierte Person — wer kann es wissen! Man beschäftigt sich mit der Nachlaßregulirung des Barons und da kommt Manches zur Sprache. Sie hören, daß ich bereits um den Wechsel weiß. Warum wollen Sie mir gegenüber ein Geheimniß bewahren, das schon längst kein Geheimniß mehr ist? Ich biete Ihnen meine Hilfe an. Der Justizrath ist abhängig von mir; er wird schweigen, wenn ich es will.“

Mit Anstrengung stammelte Mutter Markus die Worte:

„So mache ihn schweigen!“

„ Wenn wir den Gewinn theilen. Wie gesagt, ich brauche Geld. Das Uebrige findet sich.“

Die Alte zuckte heftig zusammen.

„Levi! Du willst Dir den Dienst bezahlen lassen, den Du Deiner Mutter leistest?“

„Von der Arbeit muß der Mensch leben.“

„Was mir entzogen wird, mußt Du später entbehren.“

„Ich brauche Geld,“ war die kalte Antwort. „Was Sie mir heute geben, ist ja nur eine Abschlagzahlung

auf das Künftige, auf die Aussteuer meiner Frau. Zu welchem Zwecke liegt das Geld im Kasten?"

„Gut, gut," murmelte die Alte nach einer langen Pause, „ich will in den sauren Apfel beißen. Aber zuvor sage mir, ob Du im Stande bist, den Justizrath zum Schweigen zu bringen."

„Mein Wort darauf, Mutter! der Justizrath wird schweigen. Weigert er sich, so erinnere ich ihn an eine ähnliche Geschichte, wie die mit dem alten Pik, dann wird er vor mir zittern. Erinnern Sie sich des Ringes, denn ich hier bei Ihnen gesehen habe?"

„Und den eine Dame für Madame Seltenau einlöste?"

„Ja. Diese Dame war die Justizräthin."

„Freilich, sie mußte ihre Gründe haben . . ."

„Und diese Gründe kenne ich. Ah, es ist gut, wenn man ein scharfes Gedächtniß besitzt! Der Kaufmann Frank, der auf der Reise in Rotterdam starb, ist mein Geschäftsfreund gewesen."

„Der Kaufmann Frank?" fragte neugierig Mutter Markus.

„Er war der Vater der Justizräthin. Doch genug, Mutter! geben Sie mir Geld, und Ihre Wechselgeschichte wird ein Geheimniß bleiben."

Die Alte ging in den Alkoven. Sie blieb lange. Als sie zurückkam, brachte sie die Aktien, die sie von Aron gekauft hatte. Sie pries den Stand der Papiere, und meinte, daß sich ein gutes Geschäft damit machen lasse.

„Mutter!“ rief Levi, „solche Aktien besitzen Sie?“

„Aron versicherte, daß sie bald über Hundert stehen würden.“

„Sie sind bis auf fünfundvierzig herabgesunken, und werden in den nächsten Tagen noch mehr sinken. Herr Kaiser hat geschwindelt, die ganze Eisenbahndirektion hat geschwindelt. Ich kenne das! Die Leute nennen dies Börsengeschäfte machen. Sie sind betrogen, wie so mancher Andere, der sich zum Ankaufe verleiten ließ, weil der Sensal Reineck, dieser alte Fuchs, Nachfrage hielt. Da wird mehr als einer fallen, der bis jetzt fest auf den Füßen stand. Ich nehme die Aktien, denn ich hoffe noch ein Geschäft zu machen.“

Die alte Jüdin saß regungslos in ihrem Stuhle. Das sorgenvolle Haupt hing tief auf die Brust herab.

„Nun traue man noch einem Menschen!“ murmelte sie vor sich hin. „Auch der alte Aron hat mich betrogen! Ich passe nicht mehr zu den Leuten, sie überlisten mich wo und wie sie können! Levi, Du darfst mich nicht mehr verlassen, ich bin zu alt, um noch Geschäfte zu machen.“

Levi tröstete und versprach zu bleiben. Er wußte ja, daß seine Mutter heimlich nicht unbedeutende Kapitalien besaß, und diese so rasch als möglich in seine Hände zu bekommen, war sein Streben. Er wollte ein Bankhaus nach dem modernen Schnitte errichten, da das Erbschaftsbureau in Amsterdam keine lohnenden Geschäfte mehr machte.

„Wo ist Lea?" fragte er.

„In ihrer Kammer. Rufe sie."

Levi ging und stieg die Treppen hinan. Die alte Jüdin steckte ihren Kopf aus dem Fenster, sie fühlte das Bedürfniß nach frischer Luft. Eine Nachbarin, die ihr Kind auf dem Arme trug, redete sie an.

„Mutter Bielitz hat ihre Miethbewohnerin wieder. Ach, und welchen Statt macht die Frau! Wie es scheint, braucht sie den Hilfsverein nicht mehr."

„Ich weiß es."

„Wissen Sie auch, Frau Nachbarin, daß Lea . . ."

„Was ist es mit Lea?" fragte hastig Mutter Markus, indem sie sich so weit als möglich über die Brüstung lehnte und die Frau neugierig ansah.

„Lea ist mit der jungen Frau ausgegangen."

„Unmöglich!"

„Verlassen Sie sich darauf, ich habe es gesehen. Beide sprachen so freundschaftlich mit einander, als ob sie alte Bekannte wären."

„Ich werde ihr diese Freundschaft gedenken!" murmelte die Alte.

„Dort stiegen sie in einen Fiaker, der wartete."

„Sie werden bei dem schönen Wetter wohl eine Spazierfahrt machen," sagte die Witwe Markus, um ihren Groll nicht merken zu lassen.

„Nun ja, das junge Blut will auch eine Freude haben, wenn es den ganzen Tag gearbeitet hat. Uebri-

gens, Frau Nachbarin! die Lea ist doch ein hübsches Mädchen, ich habe sie mir recht genau angesehen, als sie vorüberging. Der kleine Strohhut stand ihr allerliebst, und wie nett trug sie das seidene Mäntelchen."

„So hat sie ihren Sonntagsstatt angezogen!" dachte die Alte, deren Stirnadern der Zorn anschwellte.

Die Nachbarin wollte in ihrer Lobrede fortfahren, aber die Witwe Markus mußte sich zurückziehen, denn Levi rief mit lauter Stimme:

„Mutter! Mutter!"

„Was gibts?"

Da stand der Jude, ein Stück Papier in der Hand haltend.

„Schließen Sie das Fenster!"

Es geschah.

„Nun?"

„Lea ist fort."

„Ich weiß es schon. Wenn sie von dem Spaziergange mit der Seltenau zurückgekehrt, werde ich der Ungehorsamen den Kopf tüchtig waschen. O, über die Menschen!"

„Mutter! Lea wird nicht wiederkommen."

„Wer sagt das?"

„Dieser Zettel, den ich oben auf dem Tische gefunden habe. Hören Sie, was die Entflohene schreibt."

„Die Entflohene — Du sprichst tolles Zeug!"

Statt der Antwort las Levi:

„Sie haben mir gesagt, Mutter, daß ich Ihnen nicht wieder unter die Augen kommen soll, wenn ich diesen Abend das Haus verließe; aber ich muß ausgehen um jeden Preis der Welt, und damit ich nicht ungehorsam erscheine, werde ich Sie von meinem Anblicke zu befreien wissen. Ich würde Ihnen mit wärmerem Herzen danken für Das, was Sie an mir gethan haben, wenn Sie mich besser behandelt hätten. Nehmen Sie sich eine Dienstmagd und vergessen Sie mich, denn ich bin für Sie und Ihren Sohn verloren. Denken Sie eben so wenig an meine Rückkehr als an eine Heirath mit Herrn Levi. Leben Sie glücklich, dies wünscht — — Lea."

Der Alten fehlte die Kraft, ihrem Zorne Luft zu machen. Zitternd befestigte sie die Hornbrille auf der Nase und ließ sich das Papier geben, das sie am Fenster las; sie wollte sich überzeugen, ob Lea die Zeilen selbst geschrieben habe.

„Das ist ihre Handschrift!" rief sie aus. „Sohn! schaffe mir das Mädchen wieder. Wenn Du sie nicht findest, mache ich morgen Früh der Polizei Anzeige."

„Sie werden sich ruhig verhalten, Mutter!" antwortete Levi. „Gehen Sie, wenn es Zeit ist, zu Bett, ich werde die Flüchtige aufsuchen und sie zurückführen. Es ist nicht gut, daß die Polizei sich in die Angelegenheit mische."

Levi nahm Hut und Stock und ging. Zunächst stieg er die Treppen zu der Wohnung der Frau Bielitz hinan. Die Witwe war mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt; ein angenehmer Bratengeruch erfüllte die kleine Wohnung.

„Ah," dachte Levi, „die gute Frau muß vortheilhaft vermiethet haben! Sonst sah es anders aus in dieser Wohnung der Armuth."

„Was steht zu Diensten, mein Herr?"

„Ich suche Madame Seltenau."

„Thut mir leid; Madame ist auf dem Lande und wird erst in einigen Tagen zurückkehren. Ich bin beauftragt, Bestellungen anzunehmen ..."

„Kann man erfahren, wo sich Madame aufhält?"

„Bei einer Schwester, mehr weiß ich nicht. Wie gesagt, haben Sie eine Bestellung, so stehe ich zu Diensten."

„Ich muß die Dame selbst sprechen."

„So kommen Sie nach zwei bis drei Tagen wieder."

Levi begriff, daß hier nichts zu erfahren sei. Um keine Zeit zu verlieren, entfernte er sich. Das nächste Ziel seines Ganges sollte das Haus des Banquiers sein; er wollte Anton Dyck aufsuchen, den Geliebten Leas. Sein Weg führte ihn an dem Hause vorüber, das der Oberst von Melin bewohnte. In dem Augenblicke, als er dort ankam, schlug es neun Uhr. Mit der

ihm eigenen unüberwindlichen Neugierde blieb er stehen und betrachtete den Wagen, dessen Schlag geöffnet war. Da erschienen drei Damen. Die eine derselben war tief in einen weißen Schleier gehüllt. Die zweite war Madame Seltenau, und die dritte war wiederum Madame Seltenau. Dann folgte ein junger Mann in eleganten Kleidern. Der Schlag ward geschlossen und der Wagen rollte davon. Levi konnte sich von seinem Erstaunen kaum erholen. Er nahm an, daß die Dame im weißen Schleier Lea gewesen sein müsse, die Braut Anton Dycks. Das war ein Anhaltspunkt, den er nicht verlieren durfte. Er eilte dem Wagen nach. Glücklicherweise begegnete ihm ein Fiaker, den er um jeden Preis miethete.

„Sehen Sie den Wagen, Kutscher?"

„Ja!"

„Fahren Sie ihm nach."

„Wenn es möglich ist."

Levi schwang sich in den Wagen, der davonfuhr. Der Fiaker folgte seinem Vorgänger bis vor das Stadtthor, dann verlor er ihn zwar nicht aus den Augen, aber er konnte nicht gleichen Schritt mit ihm halten. Nach einer Viertelstunde bog die Equipage von der Chaussée ab und der nun beginnende Feldweg erschwerte dem müden Fiakerpferde das Fortkommen dergestalt, daß es nur Schritt gehen konnte. An der Kapelle, die dicht neben dem Wege lag, sah man die Equipage wieder. Levi ließ halten und stieg aus. Er kam in dem Au-

genblicke an das Portal der Kapelle, als Anton Dyck mit seiner Braut heraustrat.

Lea strahlte im Glanze der geistigen Verklärung und der Toilette. Da sie einen Kranz trug und am Arme ihres Bräutigams hing, glaubte Levi, daß hier eine Trauung vollzogen sei. Wie festgebannt stand er neben der Thüre und ließ die geschmückten Leute an sich vorüberziehen. Er wandte sich an den Sakristan, als der Wagen abgefahren war. Dieser berichtete, daß eine junge Jüdin die Weihe der heiligen Taufe empfangen habe. Die Kapelle ward geschlossen, und Alles war stille.

„Lea hat recht," murmelte der Jude, „sie ist für uns verloren!"

Eine Stunde später befand er sich wieder in der Stadt. Er ging noch einmal zu der Wohnung seiner Mutter. Die Alte selbst öffnete ihm die Thüre. Als sie die verhängnißvolle Nachricht vernahm, starrte sie düster vor sich hin.

„Was ist zu thun?" fragte sie dann.

„Wir geben das Mädchen auf und suchen das Geld zu retten."

Levi blieb die Nacht in dem Hause seiner Mutter. Am nächsten Morgen war sein erster Weg der zu dem Justizrathe. Wir werden später die Verhandlung kennen lernen, die er mit dem Rechtsanwalte gepflogen.

Neuntes Kapitel.
Mutter und Sohn.

Acht Tage waren verflossen.

Es war gegen Abend als Anton Dyck sein Zimmer betrat um sich zum Besuche der Geliebten umzukleiden. Er hatte es immer noch nicht über sich gewinnen können, von seinem Onkel und Vormunde Rechenschaft zu fordern. Seit er großjährig geworden, hatte er geglaubt, daß Herr Kaiser selbst die Angelegenheit berühren würde; aber ein Tag nach dem andern verfloß und es geschah Nichts. Der gutherzige junge Mann hing mit Leib und Seele an seinem Onkel, er wollte ihm nicht wehe thun. Dazu kam, daß ihn die Liebe jetzt mehr beschäftigte als sonst; Lea, die er bei den Zwillingsschwestern jetzt zwanglos besuchen konnte, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der Kommis hatte seine Toilette vollendet, und wollte gehen, als an der Thüre geklopft ward. Sidonie trat ein. Anton war höchlich überrascht, denn die Tante hatte seit Jahren sein Zimmer nicht betreten. Dieser Besuch mußte einen ungewöhnlichen Grund haben.

„Anton!" sagte die Dame, die Hut und Shawl trug. „Du mußt mir heute Deine Abendstunden opfern."

Erröthend verneigte sich der Kommis, denn er nahm an, daß Sidonie um seine Liebe wisse, und ihn an dem beabsichtigten Besuche hindern wollte.

„Du weißt," fuhr sie fort, „daß ich Dir stets eine mütterliche Freundin gewesen bin, und daß ich nur Dein Bestes im Auge haben kann."

„Ich werde die Wohlthaten nie vergessen, die ich in Ihrem Hause genossen habe!"

„Daran will ich Dich nicht erinnern, wohl aber möchte ich, daß Du mir ganz Dein Vertrauen schenkst."

„Was kann ich thun, liebe Tante?"

Sie ließ sich auf einen Stuhl nieder.

„Du bist großjährig geworden, und es ist wohl an der Zeit, daß wir an Deine Selbstständigkeit denken. Mehr als mein Mann bin ich dazu berufen, mich Deiner anzunehmen, den Deine Mutter war meine Schwester. Zwischen ihr und mir walteten noch Beziehungen ob, die ich gern zu Deinen Gunsten ausbeuten möchte; deshalb möchte ich von Dir die Verhältnisse kennen lernen, in denen Deine Mutter die letzte Zeit gelebt hat. Erzähle mir Alles, was sich Deinem Gedächtnisse eingeprägt hat."

Anton glaubte eine passende Gelegenheit gefunden zu haben, sich auszusprechen.

„Sie wissen," begann er, „daß mein Vater in Amsterdam lebte, nachdem er am Rhein sein Vermögen verloren hatte. Dort hoffte er eine lohnende Thätigkeit zu

finden. Auch in dieser Hoffnung ward er getäuscht, und ich erinnere mich, daß wir oft mit Mangel und Elend zu kämpfen hatten. Die Mutter wollte sich an Sie wenden, an die Schwester; aber aus einem mir unbekannten Grunde verbot es der Vater streng, Sie um eine Unterstützung anzugehen. Einst, als die Noth den höchsten Grad erreicht, sandte meine arme Mutter dennoch heimlich einen Brief ab, aber die Zeit verfloß und wir erhielten keine Antwort. Sorgen und Kummer zehrten an der Gesundheit meiner guten Mutter, sie ward krank und mußte das Bett hüten. Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich oft ausgegangen bin um die Mildthätigkeit guter Menschen anzurufen, denn der Vater kümmerte sich mitunter tagelang nicht um uns, er ging aus um Geschäfte zu machen. Eines Tages, es war im Winter, fehlte es uns an dem lieben Brote. Wir hatten vergebens die Rückkehr des Vaters erwartet. Als die kranke Mutter um Mittag eingeschlummert war, schlich ich zu der Nachbarin, einer armen, frommen Frau, und bat sie, ein Stündchen bei der Mutter zu bleiben. Ich eilte nach der Börse, weil ich wußte, daß sich um diese Zeit die reichen Leute dort versammelten. Frierend in meinen dünnen Kleidern stand ich an der Thüre. Die Holländer, in warme Pelze gehüllt, gingen ernst an mir vorüber; keiner kümmerte sich um mich, der ich nicht den Muth hatte, die Hand auszustrecken. Schon wollte ich trostlos heimkehren, als ein langer, blasser

Mann aus der Börse trat; er stützte sich auf einen Stock und ging sehr langsam. Dicht vor mir mußte er stehen bleiben, um zu husten. Der Anfall war so heftig daß der Stock seiner zitternden Hand entfiel. Ich sprang hinzu, hob den Stock auf und reichte ihn dem Herrn, der mich freundlich ansah. Unwillkürlich brach ich in heftiges Weinen aus. Auf Befragen theilte ich dem Fremden mit, daß es meiner kranken Mutter an Erquickung fehle.

„Du bist ein Deutscher?" rief der Mann, nachdem ich geantwortet hatte.

„Ja lieber Herr."

„So sind wir Landsleute."

„Nun schilderte ich ihm ausführlicher meine Noth.

„Wer ist Dein Vater?" fragte er.

„Der Kapitän Dyck; aber er hat keine Anstellung und darum kann er für uns nicht sorgen."

„Nun bist Du wohl böse auf ihn?"

„O, mein Herr! wie könnte ich das! Wollte Gott es wäre mir möglich, für meine Eltern zu arbeiten; wie ich bin, kann ich nur für sie..."

„Das Wort „betteln" erstarb mir auf der Zunge; ich mußte wieder weinen. Aber der Fremde sprach es aus und reichte mir gerührt die Hand.

„Du bist ein guter Sohn," sagte er. „Führe mich zu Deiner kranken Mutter."

„Eine halbe Stunde später stand der Fremde an dem Krankenbette. Er unterhielt sich mit meiner Mutter

und gab ihr einige Dukaten. Der Zufall wollte, daß mein Vater kam. Aus dem Gespräche zwischen den beiden Männern, das sich um Geschäfte drehte, konnte ich nicht viel schließen, nur soviel hörte ich, daß der Fremde meinen Vater in ein Hotel beschied. Ehe er ging, schenkte er mir noch einen Dukaten in meine Sparbüchse. Leider hatte ich keine; ich gab das Goldstück meiner Mutter. Gegen Abend ging der Vater aus. Als er heimkehrte, brachte er die frohe Nachricht mit, daß er im Frühjahre wieder ein Schiff kommandiren werde. Wir verließen bald die feuchte Wohnung, um eine freundliche, gesunde zu beziehen. Auch ein Arzt ward angenommen und meine Mutter genas so weit, daß sie die kleine Wirthschaft wieder besorgen konnte.

„Um diese Zeit ging ein deutscher Jude bei uns ein und aus; er war Agent und Freund des Vaters. Die Mutter konnte den Mann nicht leiden, sie gab ihm dies bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Aber Levi Markus ließ sich nicht abschrecken, er blieb beharrlich, wie die Fliege, die man tödten muß, um sich ihrer zu erwehren.

„Der deutsche Kaufmann, den ich Herr Frank nennen hörte, stattete uns oft Besuche ab, und seinem Einfluße ist es wohl zu danken, daß mein Vater eine andere, bessere Lebensweise annahm. Es fehlte uns nun nicht mehr an Gelde; woher dies aber kam, weiß ich nicht.

„Kaum war die Schiffahrt wieder eröffnet, so machte mein Vater Anstalten zur Abreise. Er sprach von großen Geschäften und stellte einen sichern Gewinn, der unsere Lage für immer verbessern würde, in Aussicht. Er reiste ab. Der Jude ließ sich nicht mehr sehen; aber Herr Frank besuchte die Mutter, deren Gesundheit sich von Tag zu Tag kräftigte.

„Als der Frühling gekommen, ward Herr Frank sehr krank. Die Mutter pflegte ihn nach Kräften. Im Herbste gingen wir nach Rotterdam, weil Herrn Frank das Klima am Süderse nicht zusagte. Er wollte so lange in Holland bleiben, bis mein Vater von der Reise zurückkehrte. Ich glaube zu der Annahme berechtigt zu sein, daß mein Vater die Reise für den Kaufmann machte. Das wahre Sachverhältniß habe ich nie kennen gelernt.

„Hatte die Mutter nun auch nicht mit Mangel zu kämpfen, so stellten sich doch andere drückende Sorgen ein. Unser Wohlthäter litt an der Schwindsucht, und diese schreckliche Krankheit machte so rasche Fortschritte, daß der Leidende zu einem Schatten ward. In rührender Ergebung sprach er von seinem Tode, an dem er nicht zweifelte; aber er bat Gott, daß er ihm nur so lange das Leben schenken möge, bis der Kapitän Dyck von der Reise zurückkehrte. Seltsamerweise hatte der gute Mann eine besondere Vorliebe für mich; ich mußte ihm vorlesen und stundenlang in seinem Zimmer blei-

ben. Mehr als einmal versicherte er, daß er für meine Zukunft sorgen wolle. Daß ich für meine Eltern gebettelt hatte, rechnete er mir zu einem hohen Verdienste an.

„Hast Du nichts über seine Familie erfahren?" fragte Sidonie.

„Nein. Nur ein einziges Mal habe ich gehört, daß er sich über seinen Sohn beklagte, und daß meine Mutter ihn zu trösten suchte.

„Fahre fort, Anton!" sagte die Dame, die nach ihrer goldenen Uhr gesehen hatte.

„Die Zeit war schon vorüber, in der mein Vater zurückgekehrt sein, oder doch Nachricht gegeben haben konnte. Herr Frank, der eifrig mit Amsterdam korrespondirte, war sehr unruhig. Meine Mutter, obgleich auch sie Besorgnisse hegte, suchte ihn nach Kräften zu trösten. Die Leiden des Gemüths schienen die des Körpers zu erhöhen. Herr Frank konnte das Bett nicht mehr verlassen.

„Eines Abends hatte ich ihm noch spät aus der Bibel vorgelesen. Es war eilf Uhr, als ich zu Bett ging. Die Mutter, die ein wenig geschlafen, übernahm nun die Krankenwache. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, als ich durch Getöse im Hause geweckt ward — meine Kammer grenzte an das Krankenzimmer. Ich stand auf und kleidete mich hastig an. Da sah ich zwei Männer, die meine Mutter zu dem Kranken führte.

Der eine von ihnen trug Papiere unter dem Arme. Nach vielleicht einer Stunde gingen sie wieder. Kaum waren sie fort, so erschien ein Priester — der Kranke empfing das heilige Abendmahl. Als die Ceremonie vorüber war, mußte ich an das Bett kommen. Herr Frank lag im Sterben. Er lächelte mir noch einmal zu, und drückte meine Hand — dann neigte er das Haupt zur Seite — er war todt!

„Die langen Nachtwachen und der Schmerz um den Wohlthäter übten auf meine arme Mutter einen verderblichen Einfluß aus; sie ward krank, als das Begräbniß vorüber war. Wir sollten den Leidenskelch bis auf den Grund leeren. Einige Tage nach dem Begräbnisse Herrn Franks, traf die Nachricht ein, daß mein Vater jenseits des Meeres gestorben sei. Zur Beglaubigung sandte man der Witwe den Todtenschein. Von dem Verlaufe der Geschäfte erfuhren wir kein Wort.

„Nun kam die schwerste Zeit meines Lebens.

„Die Mutter verfiel in ein hitziges Fieber, sie tobte und raste. Ich mußte Hilfe rufen. Der Arzt befahl, daß die Kranke in das allgemeine Hospital gebracht werde. Es geschah. Nun befand ich mich allein in der Wohnung, verlassen von aller Welt. Am folgenden Tage wollte ich meine Mutter sehen — man verweigerte mir den Zutritt. Ich ging täglich und klopfte an die Thüre des Hospitals — ich erhielt stets die Antwort,

daß die Kranke nicht gestört werden dürfe. Eines Morgens, als ich mit Thränen um Zutritt bat, gab man mir die schreckliche Antwort: Frau Dyck ist in der Nacht gestorben. Weinend stand ich an dem großen Thore, als der Arzt erschien, derselbe, der meine Mutter in das Hospital hatte schaffen lassen. Ich glaube, man nannte ihn Doktor Laurent. Dieser Doktor also unterhielt sich mit mir, und als ich ihm meine trostlose, verlassene Lage geschildert, versprach er für mich zu sorgen und mich in meiner Wohnung aufzusuchen. Zwei Tage später kam er und kündigte mir an, daß er mir einen Platz in dem Waisenhause erwirkt habe. Da sich Niemand um mich kümmerte, hielt ich den menschenfreundlichen Arzt für meinen größten Wohlthäter und ließ mich von ihm in das Waisenhaus bringen. Nach einem Jahre, eben als man mich entlassen und zu einem Schneider in die Lehre geben wollte, ward ich von dem Onkel reklamirt und nach Köln geschickt.

„Anton!“ fragte Sidonie, „ist Dir Nichts weiter bekannt?“

Der junge Mann sah seine Tante forschend an; er war der Meinung, sie fürchte eine Entdeckung des Aufenthaltes der Mutter. Aus ihrer Erregung zu schließen, hielt er sie für mitschuldig. Er zögerte mit der Antwort.

„Ist Dir Nichts weiter bekannt?“ wiederholte Sidonie dringend.

„Meine arme Mutter ist todt — so sagte mir der Arzt — und hier im Hause des Onkels hat Niemand dieser Aussage widersprochen."

„Sieh, Anton! Deine Mutter war zwar nur meine Stiefschwester; aber wir haben uns stets geliebt. Wären ihre Briefe in meine Hände gekommen, ich würde sie nach Kräften unterstützt haben. Diese Briefe müssen also unterschlagen sein."

„Wer könnte wohl ein Interesse daran haben?" fragte Anton mit einem schmerzlichen Lächeln.

„Wer? Wer?" rief Sidonie heftig. „Ich will es Dir sagen: Dein Onkel!"

„Und Sie, Tante! klagen ihn an?"

„Ich klage ihn an, weil er kein Mittel verschmäht, um zu erwerben; ich klage ihn an, weil er über der Spekulation seine Frau und seinen Neffen vergißt. Deine Mutter, Anton! ist nicht gestorben ..."

„Ich weiß es!"

„Du weißt es, und hast nicht gesprochen?"

„Weil ich auf Sie hoffte."

„Erst jetzt habe ich erfahren, daß man meine arme Schwester in einer Irrenanstalt eingesperrt hält. O, mein Mann hat infam gehandelt!"

„Verurtheilen Sie ihn nicht vorschnell! Ein Geschäftsmann hat Rücksichten zu nehmen ..."

„Aber keine, die ihn zum Verbrecher stempeln. Anton! man hat Dich um Dein Vermögen betrügen wol-

len — Dein Vater ist reich gestorben — mein Mann war Dein Vormund — das Bankhaus Kaiser ist mit meinem und Deinem Vermögen begründet — der Banquier wähnte sich sicher, und darum schob man uns bei Seite. Wir treten jetzt auf gegen unseren gemeinsamen Feind und entreißen seinen Krallen die Beute. Dir fehlt, wie es scheint, der Muth, von Deinem Onkel zu fordern, was Dir gebührt? Wohlan, ich will Dich durch einen Anblick ermuthigen, der Dir das Herz zerreißt, und wenn Du dann noch zögern kannst, hast Du nie einen Funken von Kindesliebe in der Brust gehabt. Folge mir, Du sollst das Opfer Deines spekulirenden Vormundes von Angesicht zu Angesicht sehen!"

Sie ergriff die Hand des jungen Mannes und zog ihn gewaltsam mit sich fort. Wie im Sturm erreichten sie die Zimmer, welche die Frau vom Hause bewohnte. Sidonie riß die Thüre ihres Boudoirs auf.

„Kornelie," rief sie, „hier ist Dein Sohn!"

Die arme Wahnsinnige, die der Leser aus Josefinens Erzählung kennt, saß still lächelnd auf der prachtvollen Ottomane. Das einfache Kleid von schwarzem Merino und das kleine Tuch von schwarzer Seide hoben die Blässe ihres hagern und von Furchen durchzogenen Gesichtes. Das ergraute Haar war locker zu einer Flechte geformt, die kranzartig auf dem Haupte lag.

„Das ist mein Anton nicht," antwortete sie leise, „man will mich täuschen — Anton ist ein kleiner hüb-

scher Knabe mit blonden Locken, die ich jeden Morgen um meine Finger wickelte, damit sie glatt wurden. Ich kenne meinen Anton wohl, wenn ich ihn sehe. Eine Mutter vergißt ihr Kind so leicht nicht."

Der junge Mann war keines Wortes mächtig; der Schmerz preßte ihm das Herz zusammen — er mußte weinen. So hatte er sie schon in dem Irrenhause gesehen, das er mit Felix von Eberstein besuchte; so hatte die unglückliche Mutter schon damals zu ihm gesprochen. Ihrem kranken Geiste hatte sich das Bild des Knaben eingeprägt, und bei diesem Bilde war er stehen geblieben. Was seit der Trennung von ihm geschehen, konnte die Arme nicht erfassen. Sie wußte nicht, daß seit jener Zeit Jahre verflossen waren.

Die leicht erregbare Sidonie weinte vor Zorn mit; Hut und Shawl warf sie zu Boden und stieß den Flitter mit dem Fuße bei Seite.

Waren die Züge der Mutter auch gealtert — Anton erkannte sie dennoch wieder. Er sank zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen. Die Geisteskranke ließ es geduldig geschehen; ein unheimliches Lächeln umspielte ihre Lippen, während ihr mattes Auge gleichgiltig auf den Sohn herabsah.

Es war vergebens, ein Verständniß in der Unglücklichen zu wecken; sie wollte nur den blonden Knaben als ihren Sohn anerkennen.

„Meine Mutter hat einen Sohn," sagte Anton wehmüthig, „einen Sohn, der in ihrer Erinnerung lebt; aber ich habe keine Mutter! So traurig jene Zeiten waren, in denen ich für die Kranke sorgte — ich wünschte sie mir dennoch zurück."

Sidonie erzählte nun auf Befragen, daß sie die Schwester mit Hilfe ihres Rechtsanwalts habe kommen lassen, theils um sich ihrer anzunehmen, theils um die Plane ihres Mannes zu durchkreuzen, dessen Treiben sie nicht länger mit ansehen könne.

„Wer ist ihr Rechtsanwalt?" fragte Anton.

Sie nannte den Domherrn und dessen Bruder, den Notar P.; der junge Mann erinnerte sich jetzt der Mittheilungen seines Freundes Felix von Eberstein, wonach der Domherr mit dem Doktor Laurent die Aufnahme des Obersten von Melin in das Irrenhaus betrieben; es war nicht schwer zu errathen, daß derselbe Doktor, um dem befreundeten Notar nützlich zu sein, die Entlassung der kranken Mutter bewirkt hatte. Anton erblickte in diesen Bemühungen, einen Zusammenhang, den er Felix mittheilen zu müssen glaubte. Sidonie hatte nach ihrer Ansicht den großen Zweck erreicht. Kaiser mußte entweder zu ihren Füßen um Verzeihung bitten, und ein geduldiger Ehemann zu sein geloben, oder die Existenz des Bankhauses ward dadurch in Frage gestellt, daß ihm das Vermögen Antons und die Mitgift seiner Gattin entzogen wurden. Der Nachweis des

Verbrechens, die Witwe des Kapitäns Tyck beseitigt zu haben, sollte den störrischen Mann völlig einschüchtern. Hätte die verblendete Frau gewußt, daß sie nur ein Werkzeug in der Hand des schlauen Notars war, der, wenn er fallen sollte, auch seine Feinde mit sich hinabziehen wollte. Als Anton sich entfernte bat ihn Sidonie, die Anwesenheit der Mutter so lange geheim zu halten, bis man die Absichten des Banquiers genau erkannt habe. Der Irrsinnigen wies man ein bequemes Zimmer neben dem Boudoir an, und Marie, das verschwiegene Kammermädchen, ward ihr zur Bedienung bestellt.

Nach der Entfernung Antons, stattete Sidonie ihrer Freundin Hermine einen Besuch ab. Die aufgeregte Frau sprach unumwunden die feste Absicht aus, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Dann erzählte sie, um Kaiser zu charakterisiren, als Hermine zur Mäßigung mahnte, die Jugendschicksale Antons, und das Unterschlagen der Briefe, welche Kornelie an ihre Schwester gerichtet hatte.

„Sie beurtheilen Ihren Mann vielleicht nicht richtig, meine Hermine. Vergessen Sie nicht, daß ein Geschäftsmann Rücksichten zu nehmen hat, die wir Frauen nicht zu würdigen verstehen."

Sidonie war anderer Meinung; sie schied in gereizter Stimmung von Herminen, die sie nicht mehr für eine wahre Freundin hielt, da sie den Männern das Wort redete.

Zehntes Kapitel.

Die beiden Juristen.

Dem Justizrathe Ernst war es gelungen, die Fäden in seiner Hand zu vereinigen, die von den verschiedenen Spekulanten theils zu ränkevoller Intrigue, theils in Absicht auf Börsenmanöver gesponnen waren. Das ganze Gewebe war so künstlich gefertigt, es war an manchen Stellen so fein, je nach der Individualität der Weber, daß es eines ungewöhnlichen Scharfsinns bedurfte, um die Existenz desselben zu entdecken.

Wir haben die Vorarbeiten des Juristen in ihren Einzelnheiten nicht verfolgt; beobachten wir ihn jetzt, da er zum Schlußverfahren schreitet.

Die gewöhnliche Praxis hatte er einem alten bewährten Arbeiter seines Bureau übergeben; er selbst wollte sich nur mit dem Arrangement der ihm anvertrauten Familienangelegenheiten befassen.

Eines Morgens nahm Ernst für den ganzen Tag Abschied von seiner Frau. Dann bestieg er den Wagen, der ihn zu dem Domherrn brachte. Der kleine Mann empfing den Besuch, als ob er darauf vorbereitet gewesen sei. Der Justizrath legitimirte sich als den Bevollmächtigten des Obersten von Melin, des Banquiers Kaiser, Felix von Eberstein's und des volljährig gewordenen Anton Dyck's.

Der Domherr erkannte die Legitimation an.

„Ich beginne mit der Angelegenheit des Obersten von Melin, dessen Sachwalter Sie gewesen, als Sie noch Ihre Praxis übten."

„Ganz recht, Herr Justizrath!"

„Zunächst erbitte ich mir nur den Nachweis über den Verblieb, der Ihnen anvertrauten Summen."

„Wollen Sie mir gefälligst diese Summen nennen, mein Herr!"

„Sie zu präzisiren ist aus dem Grunde unmöglich, weil dem Obersten, als man ihn in das Irrenhaus schaffte, die Quittungen gestohlen sind."

„Das ist schlimm!" murmelte der Domherr.

„Ich halte den Diebstahl für unbedeutend, da ich hoffe, daß Sie das, was Sie empfangen, nicht ableugnen werden."

„Nein, wahrlich nicht. Aber ich bezeichne den Diebstahl dennoch als wichtig, weil man meine Angaben in Zweifel ziehen könnte, zumal da es den Anschein hat, als erwarte man große Summen. Leider konnte ich mit dem geisteskranken Obersten nicht abrechnen . . ."

„Sie können es jetzt mit mir, dem Bevollmächtigten."

Der Domherr wies nun nach, daß er seinem Klienten große Vorschüsse geleistet hatte, und daß der Betrag derselben die Summen übersteige, die er von dem Obersten empfangen. Er fügte hinzu, daß er aus Rück-

sicht auf den Geisteszustand desselben geschwiegen und sogar die Absicht gehabt habe, der Freundschaft ein Opfer zu bringen. Nach dem Ausweise verblieb dem Obersten nichts als ein mäßiges Gut — das Landhaus, in welchem wir die Zwillingsschwestern gesehen haben, nahm der Domherr für sich in Anspruch, wenn der Oberst sich weigern sollte, die bedeutenden Kosten der Einrichtung desselben zu vergüten.

„Sie sehen," schloß der Notar seine Auseinandersetzung, „daß die Entwendung der Quittungen mir sehr unangenehm sein muß."

Der Justizrath hatte sich alle Angaben des Domherrn in seinem Taschenbuche notirt.

„Mein Herr!" fragte er plötzlich, „fürchten Sie nicht, daß die Quittungen sich wiederfinden könnten?"

Diese Frage pikirte den kleinen Mann.

„Fürchten? Fürchten?" rief er betonend.

„Ihre Rechnung ist falsch."

„Mein Herr! ich werde jede meiner Angaben beschwören."

„Verzeihen Sie mir, wenn ich ganz offen bin," antwortete ruhig der Justizrath. „Ich kann es nicht auf einen Eid ankommen lassen, von dem ich im Voraus behaupte, daß er ein Meineid werden wird."

Das kleine Gesicht des Domherrn veränderte sich nicht; nur seine Lippen zuckten unmerklich und aus seinen Augen schoßen giftige Blicke.

„Das ist hart!“ sagte er sehr ernst, indem er sich von dem Tische zurückbog. „Mein Herr! werden Sie das, was Sie mir jetzt gesagt haben, vor den Schranken des Gerichtes wiederholen?“

„Ohne Zweifel. Ich werde Ihnen selbst noch mehr sagen.“

„Was noch?“ fragte der Exnotar, indem er rasch aufstand.

Der Justizrath blieb ruhig an seinem Platze, so daß er einem Richter, der Notar einem Angeklagten glich.

„Der Oberst von Melin, mein Herr! hat ein Testament gemacht, in welchem er seine Tochter Louise zur Universalerbin einsetzt, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Tochter nie mit der Mutter in Berührung komme und zu einer braven Hausfrau erzogen werde. Sollte es Ihnen, dem Vormunde, nicht gelingen, Louisen zu einer Dame heranzubilden, die in jeder Beziehung fähig ist, die Gattin eines Edelmannes zu werden, oder im Falle sich ein solcher nicht finden sollte, welcher der Neigung Louisens entspricht, eines bürgerlichen Ehrenmannes, so solle Louise eine Abfindungssumme von zehntausend Thalern erhalten; das ganze Vermögen aber soll näher bezeichneten Wohlthätigkeitsanstalten zufallen. Von diesem Testamente, mein Herr! besitzen Sie eine Abschrift; das Original hat der Oberst aufbewahrt, um, wenn es ihm noch vergönnt sein sollte, es der Tochter, sobald sie das

zwanzigste Jahr überschritten, selbst zu übergeben. Louise, welche von diesem Testamente nichts wußte, hat sich Ihren zwingenden Bewerbungen durch die Flucht entzogen und durch eine Heirath mit einem Herrn von Lisinsky; Sie haben sie dann, als Josefine ihr untergeschoben war, des Diebstahls bezichtigt, ihren jungen Mann durch einen Ihrer Agenten zur Anfertigung falscher Wechsel verleiten lassen, damit er sich als Verbrecher aus Deutschland entfernen mußte, und Josefine, die den Namen Louise angenommen, dem Obersten als gute Tochter vorgestellt, die Ihnen aus Neigung und Dankbarkeit die Hand reichen wolle. Die Liebe des jungen Mädchens hat diesen saubern Plan vereitelt, denn Josefine ist die verlobte des Mannes, dem ihre Zwillingsschwester zugedacht war. Josefine erfüllte die Bestimmung Louisens. Aber, mein würdiger Herr! es ist Ihnen auch die Verdächtigung Alberts von Lisinsky nicht gelungen — die falschen Wechsel, die Sie nach einer wunderbaren Fügung des Schicksals auf den bekannten russischen Fürsten von Borutschoff haben ausstellen lassen, sind von diesem eingelöst, denn der Fürst erkennt die Unterschrift, die sein Sohn Albert unter die Wechsel gesetzt, als die seinigen an. Hier sind diese Wechsel!"

Er breitete zwei Papiere auf dem Tische aus, dann fuhr er fort:

„Albert von Lisinsky ist nun zwar aus Furcht vor Verfolgung nach London entflohen, aber er wird in die-

sem Augenblicke auf der Rückreise begriffen sein, da der russische Gesandte in London ihm auf Veranlassung des Fürsten Aufklärung gegeben hat. Ich bewundere Ihre Schlauheit, mein Herr!" fügte er hinzu. „Der arme Albert, der aus Liebe zu seiner jungen Frau und mehr noch aus Leichtsinn das Blanket unterzeichnet, das Sie später ausgefüllt haben, hat damals nicht gewußt, daß er den Namen des Vaters gefälscht — aber auch Sie haben es nicht gewußt, Sie würden sonst einen anderen gewählt haben, vielleicht den eines Juden. Der Fürst ist als ein strenger Geschäftsmann bekannt, aber er liebt seinen Sohn und verzeiht ihm gern das Vergehen, wozu ihn die Liebe und Ihre Bosheit getrieben. Das mein Herr! werde ich Ihnen vor den Schranken des Gerichtes sagen."

Der Justizrath verbarg die Wechsel in seiner Brusttasche.

„Sie sehen, Herr Notar! daß ich meine Angaben belegen kann. Das Vermögen des Obersten ist in Ihren Händen sicher, ich gebe Ihnen acht Tage Frist, zu überlegen, und mir dann, auch wenn die gestohlenen Quittungen sich nicht wiederfinden sollten, eine andere Abrechnung auf Grund der Wahrheit aufzustellen. Hier ist das Verzeichniß dessen, was Ihnen der Oberst, der nicht so irrsinnig ist, als Sie glauben, vertrauensvoll übergeben hat. Ich hoffe, Sie werden es anerkennen. Jetzt hören Sie den Bevollmächtigten des Banquiers Kaiser."

Der Domherr hatte mit zitternder Hand das Verzeichniß an sich genommen.

Ernst stellte sich, als ob er keine Notiz davon nähme, er fuhr fort:

„Sie kennen den Doktor Laurent, der in Rotterdam eine Zeit lang praktizirte?"

„Mein Herr! wozu diese Frage?"

„Ah, Sie kennen ihn!"

„Nur oberflächlich!"

„Aber doch wohl genug, um mir Aufschluß darüber zu geben, warum der ehrenwerthe Doktor die Witwe Dyck, die Schwägerin des Herrn Kaiser, in die Irrenanstalt seines Bruders bei Brüssel geschafft, nachdem er sie in der Liste des Hospitals als todt aufgeführt hat. Der Doktor war damals Oberarzt des Hospitals."

Des Domherrn Gesicht ward roth, dann wieder plötzlich bleich.

„Ich kenne den Doktor nicht!" rief er entrüstet.

„Nun, so kennt der Doktor Sie."

„Unmöglich!"

„Hören Sie mich ruhig an."

„Wir kommen von unseren Geschäften ab, Herr Justizrath!"

„Im Gegentheil, wir sind dabei."

„Der Oberst von Melin . . ."

„Ist auch hier betheiligt.

Der Ex-Notar kniff die Lippen zusammen, setzte sich nieder und faltete ruhig die kleinen Hände wie ein Mann, der sich in Geduld anschickt, einen längeren Vortrag zu hören.

„So sprechen Sie denn!“ murmelte er.

Es handelt sich also darum, Ihre intime Bekanntschaft mit dem Doktor zu konstatiren. Der Kaufmann Frank, Ihr Landsmann und Jugendfreund, übergab Ihnen, dem geachteten Notar, die Verwaltung des Gutes Görringsheim. Es war dieses Gut der Nachlaß seiner ersten Frau, Leopoldine von Görringsheim. Die testamentarischen Bestimmungen der Erblasserin übergehe ich, da sie Ihnen genügend bekannt sind. (Den Leser erinnern wir an das letzte Gespräch, das der Justizrath mit seiner Gattin Abends eilf Uhr in dem Bureau hatte.) Aus der ersten Ehe war dem Kaufmann ein Sohn, Gustav, geworden, der seine Mutter unter Bedingungen beerben sollte. Gustav, ein leichtsinniger Mensch, pochte auf sein Vermögen, kränkte den Vater auf jede nur ersinnliche Weise und machte ihm seine zweite Heirath zum Vorwurfe, wodurch ihm, weil aus dieser Ehe eine Tochter hervorging, ein Theil des väterlichen Vermögens entzogen wurde. Frank gab nach den Tode seiner zweiten Frau das Geschäft auf und setzte sich zur Ruhe. Der wunderliche Mann hätte zu seiner Tochter gehen können, die damals unter Kuratele des Banquiers stand; er zog es aber vor, allein zu leben

da er die Tochter nicht leiden konnte, weil sie ihm aus einer unglücklichen Ehe gekommen war. Hermine, so hieß diese Tochter, war abgefunden und aufgegeben, so daß das arme Mädchen auf fremde Menschen angewiesen war. In seinen spätern Lebensjahren erhielt Frank die Nachricht, daß sein Bruder, der in Java etablirt war, gestorben sei, und ein großes Vermögen hinterlassen habe. Frank reist nach Amsterdam, erhält die Bestätigung der Nachricht, zugleich aber auch die Gewißheit, daß nur durch ein energisches Einschreiten die Erbschaft zu erlangen sei. Er selbst kann die Reise seiner schwächlichen Gesundheit wegen nicht unternehmen. Da wird er mit dem Kapitän Dyck bekannt, einem vielgereisten, gewandten, unternehmenden, aber leider etwas leichtsinnigen Manne. Diesen rüstet er mit Vollmachten aus, und verspricht ihm Prozente. Ein Jude, Levi Markus, der in einem sogenannten Erbschaftsbureau arbeitete, streckt unter Garantie des Hauses Kaiser zehntausend Gulden vor, um dem Kapitän das Ermiethen eines Schiffs möglich zu machen, denn man sprach von ungeheuren Waarenvorräthen, die in den Speichern des verstorbenen Kaufmanns aufgehäuft liegen.

„Der Kapitän reiste ab. Der zurückbleibende Frank, der seine Betheiligung an der Expedition seltsamerweise vor der Welt als ein Geheimniß bewahrte, ging mit der Frau und dem Sohne des Kapitäns nach Rotterdam, wo er an den Folgen des Giftes starb, das ihm

sein Sohn früher beigebracht. Frau Dyck wird krank und soll in dem Hospitale gestorben sein. Doktor Laurent stellt den Todtenschein aus, aber die Todte lebt in dem Irrenhause. Auch der Kapitän war auf Java gestorben, nachdem er die über alle Erwartung ausgedehnten Besitzungen Franks erworben und sie, durch welchen Schurkenstreich ist noch nicht genügend aufgeklärt, als Eigenthum seiner Witwe und seinem Sohne hinterlassen hat.

„Was kümmert mich diese Angelegenheit?" fragte der Notar.

„Sie werden es sogleich erfahren."

„Der Doktor Laurent ist ein Schurke."

„Ah, Sie fangen schon an, einzuräumen."

„Weil mir der Zusammenhang ahnt."

„Das ist ein gutes Zeichen. Hören Sie weiter Anton Dyck, der in einem holländischen Waisenhaus sich befand, ward von seinem Onkel, dem Banquier abgeholt, als das Testament des Kapitäns bekannt geworden, wonach Herr Kaiser zum Vormunde, und ein holländischer Advokat zum Testamentsvollstrecker ernannt Der Advokat war zufällig ein ehrlicher Mann, und ging auf die, von dem Doktor eingeleiteten Plane nicht ein. Der Vormund erhielt zwei Drittheile des Vermögens seines Pflegbefohlenen, auf das dritte Drittel legte der Jude Beschlag, weil er einen mit dem Kapitän abgeschlossenen Vertrag produzirte, wonach ihm

dieser Theil, im Falle das Unternehmen gelänge, werden solle. Das Papier ist offenbar falsch; aber uns fehlten die Mittel, dies zu beweisen. Jetzt ist der Jude hier, und wir haben mit ihm ein Arrangement getroffen. Aus Dankbarkeit bestätigt er, daß Sie, mein Herr! von dem Doktor Laurent den Todtenschein der Witwe erwirkt, um das Vermögen Franks für Gustav Frank zu reklamiren. Der Grund, der Sie leitete, läßt sich erklären. Als aber das Testament des Kapitäns erschien, traten Sie zurück und überließen die Frau im Irrenhause ihrem Schicksale. Der Doktor wollte seine Pensionärin nicht umsonst verpflegen — nämlich der zweite Doktor Laurent, der Bruder des ersten und Besitzer der Irrenanstalt — er wandte sich an den Banquier Kaiser, und dieser zahlte. Vor einiger Zeit ward bei uns angefragt, ob man die Witwe Dyck, die von Ihnen reklamirt sei, abreisen lassen könne — wir willigten ein, sandten aber einen Begleiter mit — und jetzt befindet sich die Geisteskranke bei ihrer Schwester, bei der Madame Kaiser, der Sie mit Rath und That gegen ihren Mann an die Hand gehen. Sie sehen, Herr Notar! daß Sie Fehler über Fehler begehen: aus dem Umstande, daß der Banquier die Verpflegung seiner Schwägerin bezahlte, wollten Sie Vortheil ziehen, wollten einen gewaltigen Schlag auf ihn und mich führen, vorzüglich auf mich, der ich der Bevollmächtigte des Obersten bin, denn Sie wissen, daß wir die Erbschaft

in Empfang genommen haben, die der Kapitän sich widerrechtlich angemaßt."

„Ganz recht, Herr Justizrath!"

„Warum haben Sie so lange geschwiegen? Warum sind Sie nicht längst mit Ihrer Beschuldigung aufgetreten?"

„Das Vermögen befand sich ja in guten Händen."

„Wie das des Obersten."

„Und dann — Ihre Vermuthung ist richtig — wollte ich erst Ihren Angriff abwarten."

„Was, mein Herr! nennen Sie einen Angriff?"

Der Domherr war nach und nach wieder freundlich geworden; er sah lächelnd auf die Ringe an seiner kleinen Hand.

„Wir werden uns verständigen," meinte er.

„Wie?"

„Ich habe es unterlassen, Gustav Frank aufzusuchen, der mit der Schwester Louisens verheirathet ist."

„Weil Sie Josefinen zu einem andern Zwecke gebrauchten."

„Lassen wir das!"

„Gut, was wollen Sie sagen?"

„Nun lebt aber auch Hermine Frank noch, die rechte Erbin des Vermögens, das aus Java gekommen. Und sollte sie nicht mehr leben, so tritt Gustav, mein Pflegebefohlener, ein. Herr Justizrath! ich habe Ihnen bis jetzt ruhig zugehört, habe ruhig Ihre Beleidigun-

gen ertragen — nun aber gebe ich Ihnen die Folgen zu bedenken, die mein Auftreten für Sie haben kann. Wenn ich nun nachweise, daß Sie, trotzdem Sie wußten, der Kapitän war ein Schurke, dennoch die Erbschaft angetreten haben — wenn ich ein Verfahren gegen die holländischen Behörden auf Java einleitete, die von dem Kapitän bestochen sind, denn dieser hat kaum die Hälfte des Frank'schen Vermögens erhalten — was würde aus dem Banquier werden? Als Antwort auf diese Fragen erwartete ich eine Verständigung."

„Und diese soll ihnen werden. Mein Herr! Sie haben Gustav Frank zu einem Verbrecher an seinem Vater gemacht, wenn es überhaupt begründet ist, daß er diesem ein Gift gemischt. Auch der Graf von Ripon ist an Gift gestorben, damit er Ihrer Nichte sein Vermögen hinterlasse."

Der Domherr erbleichte. Seiner Gewandtheit gelang es indeß, mit anscheinender Keckheit auszurufen:

„Herr Justizrath! ich erwarte eine Verständigung?"

„Sie wird nicht fehlen. Das Manöver, dem jungen Frank die Frau zu entziehen, die er leidenschaftlich liebte, macht Ihrer Geschicklichkeit Ehre! Sie gewannen eine zweite Louise, um den Obersten zu betrügen, und trieben den jungen Mann zur Verzweiflung. Es ist Ihnen gelungen: Der Schauspieler Frank hat seinem Leben in dem Rheine ein Ende gemacht. Der Todtenschein befindet sich bei meinen Akten."

„Ah, Sie haben sich den Todtenschein zu verschaffen gewußt!“ sagte bitter lächelnd der kleine Mann. „Gustav Frank starb Ihnen wohl sehr gelegen. Aber vergessen Sie nicht, Herr Justizrath! daß Hermine Frank noch lebt.“

„Dies weiß wohl niemand besser, als ich!“

„Und in ihrem Namen werde ich gegen Sie auftreten!“ rief drohend der Notar. „Hermine ist jetzt die rechtmäßige Erbin des Kaufmannes Frank . . .“

„Ohne Zweifel.“

„Noch ist meine Vollmacht nicht erloschen, da Gustav Frank als nicht zurechnungsfähig unter meiner Kuratele stand.“

„Hermine, mein Herr! steht aber unter der meinigen.“

„Wer hat Sie zum Kurator bestellt?“

„Meine Frau, denn Hermine Frank ist meine Frau. Ich wundere mich, daß Sie dies nicht wissen. Freilich, der Herr Notar hat in den letzten Jahren andere, dringendere Sachen zu besorgen gehabt — das schöne Gut Görringsheim trug Niemand davon, und Gustav Frank ging ohne Leitung seinem unvermeidlichen Schicksale entgegen. Ich fordere demnach Rechnungsablage und Uebergabe jenes Gutes. — Sie haben acht Tage Frist, um die Vorbereitungen dazu zu treffen. Stellen Sie sich nicht ein, so werde ich die Angelegenheit zur Cognition der Behörden bringen.

Was nun die Erbschaft aus Java betrifft, Herr Notar! so begreifen Sie wohl, daß Herr Kaiser das Recht hatte, seinem Neffen den Sachverhalt zu verschweigen, ja es war selbst seine Pflicht, denn das Vermögen gebührte dem jungen Manne nicht. Mit meiner Bewilligung ward es in dem Bankhause Kaisers angelegt, und wahrlich, es hat gute Zinsen getragen. Die Schurkerei des Kapitäns Dyck ist jetzt erwiesen, die Beweise davon befinden sich in meinen Händen; sie sind erst vor einigen Tagen angekommen. Auf meinen Rath nahm Kaiser die Erbschaft in Empfang, denn es war das sicherste Mittel, einem langwierigen Prozesse vorzubeugen, der nicht allein den größten Theil des Vermögens verschlungen haben, sondern auch auf unsere Nachkommen übergegangen sein würde. Nennen Sie es immerhin einen Kunstgriff, daß wir von der Unredlichkeit des Kapitäns Nutzen zogen — aber er ist ein Gerechtfertigter, da ich im Namen meiner Frau dazu gerathen, deren Rechtsanwalt und natürlicher Vormund ich bin. Wir haben in Europa durch ein freundliches Uebereinkommen rasch den Zweck erreicht, den wir in Holland und Indien nur durch schwere Kosten und auf großen Umwegen erreicht haben würden. Diese Erklärung mag Ihnen darthun, daß mein Freund Kaiser ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes ist. Herr Notar! fügte er ernst und mahnend hinzu, sagen Sie dies Alles Madame Kaiser, damit sie ihrem Manne die Achtung

wieder zuwende, die sie ihm in unerklärlicher Verblendung entzogen. Und Ihnen bleibt es überlassen, mich der Unterschlagung eines großen Vermögens zu zeihen."

Der Domherr war zur Bildsäule erstarrt. Eine solche Lösung der Dinge hatte er nicht erwartet, eine Lösung, die ihm jede Waffe entwand. Er fühlte, daß er völlig wehrlos war. Den Justizrath betrachtete er mit einer scheuen Ehrfurcht, denn er mußte sich eingestehen, daß Ernst ein juristisches Meisterstück vollbracht hatte, ohne irgendwie die Rechtlichkeit zu verletzen.

Dieser Teufel hat mich bis jetzt überlistet, dachte er; ich werde sehen, ob ich ihm ferner nicht eine Blöße abgewinnen kann. „Mein Herr!" sagte er laut, „ich werde nicht verfehlen, den Zwillingsschwestern und Ihrer Frau Gemahlin die betreffenden Rechnungen vorzulegen, die sich in bester Ordnung befinden. Vielleicht stellt es sich dennoch heraus, daß meine Pflegebefohlenen mir zu Danke verpflichtet sind."

„Das, mein bester Herr Notar! ist Alles, was ich wünsche. Die besten Aerzte sind diejenigen, die so wenig als möglich die Apotheke benützen, und die besten Rechtsanwalte sind die, die nur im äußersten Nothfalle die Gerichte heranziehen. In dieser Erklärung liegt mein juristisches Glaubensbekenntniß."

Der Domherr verneigte sich, als ob er dafür danke.

Der Justizrath fuhr fort:

„Betrachten Sie mich jetzt als Anwalt Felix von Eberstein's. Die Vermögensangelegenheiten des jungen Mannes sind geordnet, denn er hat den auf ihn fallenden Antheil der Kapitalien, die der Graf von Ripon hinterlassen, empfangen. Es gilt nur noch die Ehre seines Vaters herzustellen, der mit dem Verdachte einen Giftmord an dem Grafen begangen zu haben, im Gefängnisse gestorben ist. Sie allein sind im Stande, den wahren Thäter zu nennen. Zwingen Sie mich nicht, einen Kriminalproceß gegen Sie einzuleiten. Ich besitze einen Brief des Kammerdieners, Francois, der mit Ihrer Nichte entflohen ist. . ."

„Genug, genug!" stammelte der bebende Domherr. „Ich werde Ihnen eine Erklärung zukommen lassen —"

„Die geeignet ist, durch die Zeitungen veröffentlicht zu werden."

„Francois und Auguste sind die Schuldigen! Ich habe es leider zu spät erfahren."

„Bekunden Sie, was Sie erfahren, und der junge Eberstein ist zufriedengestellt."

„Sie werden morgen, vielleicht heute noch, empfangen, was Sie wünschen. Doch nun gönnen Sie mir Ruhe — mir ist unwohl geworden — die Erinnerung an so traurige Dinge — ich bin sehr nervös..."

Der Justizrath hatte kein Mitleid mit dem grauen Sünder.

„Mein Herr!“ sagte er kalt, „ich könnte Sie sofort verhaften lassen, um sicher zu sein, daß Sie Ihre Pflicht erfüllen . . .“

„Verhaften?“ rief schaudernd der Domherr.

„Es gibt der Gründe genug, die mich dazu berechtigen. Um aber den Gang des Geschäftes nicht zu erschweren, lasse ich Sie unter einer Bedingung in Freiheit.“

„Was fordern Sie?“

„Daß Ihr Bruder, der ansässige Notar, Bürgschaft für Sie leistet.“

„Dessen bedarf es nicht!“

„Wie anders wollen Sie mich beruhigen?“

„Doch ja, ja!“ rief der Alte in einer Art Zerstreuung. „Mein Bruder kann die Bürgschaft schon übernehmen. Nur bis diesen Abend sechs Uhr, dann mögen Sie kommen, um die wichtigsten Aktenstücke in Empfang zu nehmen. Warum zögern Sie denn? Meine Papiere sind stets in musterhafter Ordnung, ich bedarf der acht Tage nicht, die Sie mir bewilligt haben...“

Er rief eine Magd und gab ihr Auftrag, den Bruder zu rufen. Der Notar erschien. Er mochte schon wissen, um was es sich handelte, denn er übernahm es bereitwillig, dafür einzustehen, daß der Domherr nicht abreise. Mit den Worten: „um sechs Uhr diesen Abend sehen Sie mich wieder,“ entfernte sich der Justizrath. Als er auf die Straße trat, fand er einen schlicht gekleideten Mann an der Thüre.

„Ah, Sie sind da!“

„Wie es der Herr Justizrath befohlen.“

„Sie kennen die Person des Domherrn P.?“

„Den Domherrn ebenso genau als den Notar.“

„Bis sechs Uhr diesen Abend harren Sie aus, dann komme ich, um Ihnen weitere Befehle zu ertheilen.“

„Gut, Herr Justizrath!“

„Wie wollen Sie es verhüten, daß man Ihre Absicht bemerkt?“

„Gerade gegenüber ist ein Weinhaus; der Gast, der an dem Fenster sitzt, kann diese Thüre beobachten.“

„Hier ist Geld; seien Sie der beobachtende Gast. Entfernt sich der Domherr, so folgen Sie ihm, um ihn wie verabredet zur Haft zu bringen.“

Der Gast ging in das Weinhaus. Der Justizrath bestieg seinen Wagen. Kaum war er abgefahren, so erschien Sidonie, die rasch das Haus des Notars betrat. Nach kaum einer Viertelstunde erschien sie wieder; sie war bleich und aufgeregt und verließ laufend die enge Straße.

Eilftes Kapitel.

Resultate.

Der Wagen des Justizrathes hielt vor dem Hause der Mutter Bielitz in der engen Gasse. Ernst stieg aus

und eilte die Treppe hinan, die er schon kannte. Die Witwe öffnete ihm, nachdem er die Glocke gezogen, die Thüre.

„Ach, lieber Herr!" flüsterte mit freudestrahlendem Gesichte die Alte, „Sie treffen zur guten Stunde ein."

„Nun?"

„Er ist angekommen."

„Wann?"

„Diesen Morgen neun Uhr. Ein hübscher junger Mann!"

„Desto besser!"

Der Justizrath wollte in das Zimmer gehen. Mutter Bielitz hielt ihn bei der Hand zurück.

„Lieber Herr! ich muß Sie um Etwas fragen."

„Fragen Sie."

„Madame Seltenau wurde doch von einem jungen Manne hierhergebracht..."

„So haben Sie mir erzählt."

„Und dieser junge Mann war auch später noch einmal hier ohne Madame Seltenau anzutreffen."

„Auch das haben Sie mir erzählt."

„Der, der jetzt in dem Zimmer ist, ist aber nicht derselbe."

„Aber jedenfalls der rechte?" fragte lächelnd der Justizrath.

„Ja, das muß er wohl sein. Sie hätten nur den Empfang sehen sollen — mir selbst sind die Thränen

über die Backen gelaufen. Schon halb neun Uhr kam Madame Seltenau mit ihrem Kinde an, einem reizend hübschen Knaben. Sie wissen doch, daß die junge Frau schon seit beinahe drei Wochen den ganzen Tag bei mir zubringt."

„Ich weiß es. Fassen Sie sich kurz."

„Da saß sie denn nun an dem Fenster, wartend wie das Kind auf den heiligen Christ. So oft es klingelte, glaubte sie, ihr Mann käme. War es nun ein Anderer, dann wurde sie traurig und weinte. Mir that die arme Frau leid, wenn sie Abends wegging, und sich auf den folgenden Tag vertröstete. Also diesen Morgen kam sie, wie gewöhnlich, halb neun Uhr an. Schlag neun Uhr klingelte es so heftig, daß ich glaubte, meine Glocke, die mir einen halben Thaler kostet, würde in tausend Stücke zerspringen. Madame Seltenau schrie laut auf: das muß mein Albert sein! Und dabei zitterte sie, daß sie das Kind kaum halten konnte. Ich öffnete, selbst zitternd die Saalthüre. Da fällt ein junger Mensch über mich her — jawohl er fällt förmlich über mich her, denn er packt mich an die Schultern, daß ich noch nach vierzehn Tagen die blauen Flecken davon haben werde, und fragt wie ein Verrückter, nach Madame Seltenau. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, denn ich hatte geglaubt, denselben Mann zu sehen, der mir die Frau gebracht hatte. Prosit die Mahlzeit — es war ein ganz Anderer. Noch ehe ich mich besinnen konnte,

rief die Frau: Albert! Albert! Da stieß mich dieser Albert bei Seite, daß ich mir die linke Hüfte an der Ecke des Tisches verstauchte, und stürzte vor der jungen Frau nieder, als ob sie eine Heilige wäre. Sprechen konnte er nicht, aber dafür hat er desto mehr geweint. Darauf lagen sie sich in den Armen — das Kind, die Mutter und der Vater, und der Vater, und die Mutter und das Kind. Ich habe so etwas in meinem Leben nicht gesehen. Die Freude mußte die Menschen toll gemacht haben. Nun sitzen sie beisammen, und sehen sich an. Was ist das? Wie hängt das zusammen?"

Der Justizrath meinte lächelnd, daß er Madame Seltenau fragen werde. Er trat in das Dachstübchen. Die beiden jungen Leute saßen wirklich in dem kleinen Sopha, Hand in Hand, Auge in Auge. Das Kind lag auf einem Kissen zu ihren Füßen und schlief. Louise stellte ihren Mann dem Justizrathe vor. Albert von Lisinsky dankte dem Rechtsanwalte, der ihm die Rückkehr nach Deutschland erwirkt hatte.

„Gestatten Sie mir, mein Herr! daß ich jetzt offen zu Ihnen rede," begann der Justizrath. „Sie danken Ihre Rückkehr weniger meinen Bemühungen, als einem glücklichen Zufalle. Doch vor allen Dingen erfahren Sie, daß Ihre Wechsel bezahlt sind."

Der junge Mann erröthete.

„Er hat aus Liebe zu mir gefehlt!" flüsterte Louise „Wir waren in großer Noth."

„Außerdem glaubte ich nicht," setzte Albert hinzu, „daß der Wechsel, der nur über eine geringe Summe ausgestellt war, in die Hand des Fürsten kommen würde. Meine Mutter..."

„Auch Ihre Mutter, Herr von Lisinsky! hat das Papier nicht gesehen. Der Jude hat es dem Domherrn, und dieser dem Fürsten geschickt. Der Fürst war allerdings anfangs entrüstet und befahl, daß man den Aussteller verhafte. Um dies zu erleichtern, hatte man ihm einen Mann genannt, der unter dem Namen Seltenau mit seiner Frau nach Köln reisen werde. Da ward mir der Auftrag, zu vigiliren. Ich erfuhr von Madame Seltenau den wahren Namen ihres Mannes und von einem gewissen Martin Faber, einem jungen Schulmeister, die Art und Weise ihrer Verheiratung. Ich stellte alle Umstände zusammen und erstattete dem Fürsten, mit dem ich auch sonst noch in Geschäftsverbindung stehe, Bericht. Sofort gab er Befehl, daß, wenn Albert Lisinsky der Aussteller sei, das Geld gezahlt und die Nachforschung sistirt werden solle. Es sei, meinte er in seinem Briefe, Pflicht des Vaters, daß er die Schulden des Sohnes bezahle."

„Das schrieb Ihnen der Fürst?" stammelte Albert in großer Bewegung.

„Ja."

„Kennen Sie auch das Schicksal meiner Mutter?"

„Madame Bernhardt ist Witwe. Der Doktor, der in der letzten Zeit Direktor des Gymnasiums zu D war, ist vor einem halben Jahre gestorben. Sie werden sie sehen, wenn Sie mich begleiten wollen. Frau von Lisinsky erlaubt mir wohl, daß ich ihr den Gemahl für eine Stunde entführe. Sie werden sich nie mehr zu trennen brauchen, wenn die Geschäfte geordnet sind. Verlassen Sie nun diese Dachwohnung und begeben Sie sich zu dem Obersten von Melin, wo Sie Herrn von Lisinsky erwarten mögen."

Albert umarmte seine reizende Frau.

„Louise!" flüsterte er ihr zu, „meine Ahnung hat mich nicht getäuscht! Der Fürst stand mir näher, als es den Anschein hatte."

„Und er wird die Tochter des Obersten von Melin gern als seine Schwiegertochter anerkennen," fügte der Rechtsanwalt hinzu.

Louise fuhr mit ihrem Kinde in einem Fiaker nach der Wohnung des Obersten.

Es war zwölf Uhr Mittags, als der Justizrath und Albert von Lisinsky das erste Hotel der Stadt erreichten. Sie stiegen die Treppe zu dem ersten Stocke hinan, der zur Aufnahme hochgestellter Personen prachtvoll eingerichtet war. In einem der Vorzimmer trafen sie einen alten Mann, mit dem der Justizrath leise einige Worte wechselte. Der Mann verschwand, um gleich darauf mit der Meldung zurückzukehren:

„Die gnädige Frau erwartet Sie!"

Die beiden Männer traten in das Zimmer, aus dem der Diener zurückgekehrt war. Hier trafen sie eine Dame von hoher Gestalt, die erwartungsvoll neben dem Kamine stand. Ihr volles Haar war ergraut; ihr von Furchen durchzogenes Gesicht mit den großen, geistreichen Augen trug noch die unverkennbaren Spuren früherer Schönheit. Es ist dieselbe Dame, von der Martin Faber erzählt, daß sie ihm wie eine Fürstin erschienen sei.

„Gnädige Frau!" sagte der Justizrath sich verbeugend, „hier bringe ich Ihnen den Sohn, der vor wenig Stunden aus London angekommen ist."

„Albert!" rief die Dame.

„Mutter! Mutter!" rief der junge Mann.

Albert lag auf den Knien; die Mutter hielt seinen Kopf umschlungen und bedeckte seine Stirn mit Küssen und Thränen. Dann sah sie stolz auf ihn herab.

„Du hast mir großen Kummer bereitet!" sagte sie vorwurfsvoll.

„Verzeihung, Mutter! ich habe aus Liebe gesündigt."

„Du hättest Dich mir anvertrauen sollen."

„Verzeihung," wiederholte Albert; „wenn Sie meine Frau sehen, werden Sie die Verblendung erklärlich finden, in der ich gehandelt habe!"

Das volle Mutterherz hatte keine Vorwürfe mehr; es gab sich ganz der Freude des Wiedersehens hin.

„Ich kenne das!“ flüsterte bewegt die alte Dame. „Kann ich mich doch selbst nicht freisprechen von Verirrungen, von denen das Herz die Schuld trägt, das Herz, das stets mit den Verhältnissen im Konflikte lag.“

Hierauf wandte sie sich zu dem Justizrathe:

„Mein Herr! der Fürst erwartet Sie.“

Der Jurist verneigte sich und trat dann in das angrenzende Zimmer, dessen Thüre er hinter sich schloß. In diesem Zimmer befand sich der Fürst von Borutschoff, ein Mann von mittlerer Größe und mit silberweißem Haupthaare. Sein gebräuntes Gesicht ward fast ganz von einem grauen Barte ausgefüllt. Das kleine, dunkle Auge blitzte lebhaft unter den starken, buschigen Brauen hervor. Er trug einen Schlafrock von weißer Seide und lag nachlässig in dem Sopha. Vor ihm stand ein runder Tisch mit Papieren, offenen Briefen und einigen Taschenbüchern. Der Fürst Borutschoff, einer der reichsten Edelleute des russischen Reiches, gehörte zu der Zahl der Grundbesitzer, die sich damit begnügen, von jedem ihrer Unterthanen den Obrok, die Kopfsteuer, zu erheben, sonst aber den Leibeigenen gestatten, frei und ungehindert das Land zu bebauen und Geschäfte zu treiben. Die Bauern kannten ihren Gutsherrn kaum, aber sie ehrten und liebten ihn. Der Fürst war unverheirathet, er lebte abwechselnd in Moskau, Petersburg und Berlin. Kathinka von Lisinsky, die Tochter eines armen polnischen Edelmannes, hatte er in Warschau

kennen und lieben gelernt. Als im Jahre 1830 sich die Polen erhoben, um sich von der russischen Herrschaft zu befreien, führte der Fürst seine Kathinka, deren Familie in großer Armuth ausgestorben, nach Petersburg. Politische Rücksichten hinderten ihn, sie zum Altare zu führen, und es entstand nun zwischen Beiden das Verhältniß, das Albert seinem Freunde Martin geschildert hat. Kathinka hatte vergebens auf eine endliche Vereinigung durch Priesters Hand gehofft; sie fühlte das Drückende und Entwürdigende ihrer Lage, sah für ihren Sohn keine Zukunft, und entschloß sich endlich, den Fürsten, obgleich sie ihn innig liebte, aufzugeben, nachdem ein zärtlicher Brief in ihre Hände gekommen, den eine gewisse Sabine von Hoyer aus Baden-Baden an den Fürsten geschrieben, wo dieser sich einen Sommer aufgehalten. Sie entfloh mit dem Doktor Bernhardt, dem Lehrer ihres Sohnes, den sie achten und schätzen gelernt, nach Deutschland, und ward hier, wie wir wissen, seine Gattin. Nun traten die Ereignisse ein, die wir geschildert haben, und wir fügen nur noch hinzu, daß der Justizrath, nachdem er durch die Wechselangelegenheit die Spur des Sohnes entdeckt, Auftrag erhalten, auch die Mutter aufzusuchen. Er fand sie als Witwe in K., wo sie von einer kleinen Pension kärglich lebte.

„Wie weit sind Sie, mein Herr?"

„Ich bin am Ziele, gnädiger Herr!"

Der Justizrath erstattete Bericht.

„Und wer ist die Frau meines Sohnes?“ fragte der Fürst, nachdem er aufmerksam zugehört hatte.

„Die Tochter des pensionirten Obersten von Melin.“

Der Fürst richtete sich rasch empor.

„Melin, von Melin, sagen Sie?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Und die Mutter?“

„Ein Fräulein von Hoyer.“

„Sabine?“ rief überrascht der Fürst.

„Sabine von Hoyer.“

Der Greis hatte einige Augenblicke seinen Rechtsanwalt starr angesehen.

„Irren Sie auch nicht?“ fragte er dann.

„Ich kann meine Angaben durch Dokumente beweisen. Der Oberst hat seine Tochter gesetzlich anerkannt und hinterläßt ihr ein nicht unbedeutendes Vermögen. Muß Louise dies Vermögen auch mit ihrer Zwillingsschwester theilen, so bringt sie dennoch ihrem Gatten eine Aussteuer zu, die ihm erlaubt standesgemäß zu leben.“

Das ernste Gesicht des Fürsten verzog sich zu einem Lächeln, das fast ironisch aussah.

„Der Zufall,“ murmelte er, „hat sich hier in seiner wunderlichsten Laune gezeigt. Sabine von Hoyer war einst eine gefeierte Schönheit, eine Kokette, der auch ich Huldigungen zu bringen schwach genug gewesen. Diese Huldigungen trennten mich von meiner Kathinka

Der begünstigte Oberst ward mein Feind, dem man nachsagte, daß er sich aus Liebe ruinire und sogar falsche Banknoten ausgegeben habe — jetzt sind unsere Kinder Mann und Frau! Ich bin nicht böse über diese wunderbare Fügung."

„Und, gnädiger Herr! Sie haben auch keinen Grund dazu, denn der Oberst ist ein Ehrenmann, der sich zwar mit Börsenspekulationen befaßt, aber sich nie eines Verbrechens schuldig gemacht hat. Ein Schurke, der nach dem Vermögen des armen Obersten trachtete, hat jene abscheulichen Gerüchte ausgesprengt."

„Wer ist dieser Schurke?"

„Derselbe, der Ihren Sohn zur Unterschrift der falschen Wechsel hat verleiten lassen. Es gehört diese Schurkerei zu den Manövern, welche den Obersten ruiniren sollten. Zum Theil ist es leider gelungen..."

„Wie?"

„Melin ist schwachsinnig geworden. Mancherlei Ereignisse, zu denen auch jene grundlose Beschuldigung gehört, haben nachtheilig auf seine geistige Gesundheit eingewirkt. Sie werden den armen Mann sehen und ihn beklagen."

Der Fürst hatte seinen Platz verlassen.

„Mein Herr!" sagte er mit bewegter Stimme, „ich weiß aus Erfahrung, daß es Dinge gibt, die den

stärksten Verstand erschüttern können. Um sich zu trösten nimmt man zu alten Erinnerungen seine Zuflucht, und glücklich zu preisen ist der Mann, dem es vergönnt ist, sich für das Alter ein warmes Herz bewahrt zu haben. Schweigen wir heute von Geschäften — ich will mich meiner Familie freuen. Der Anblick des Goldes hat für mich keinen Reiz — ich bin des Treibens müde — will nun ausruhen."

Er öffnete die Thüre des angrenzenden Gemachs.

Kathinka, ihren Sohn an der Hand führend, trat dem Greise entgegen. Dieser umarmte schweigend den jungen Mann, der mit dem leisen Ausrufe „Vater" eingetreten war.

„Sohn, führe mir Deine Gattin zu."

„Und Ihren Enkel!"

Der Fürst nickte freundlich mit dem Kopfe; er wollte seine Bewegung verbergen, denn das Vatergefühl war in seiner ganzen Gewalt erwacht. Albert und der Justizrath entfernten sich.

„Kathinka!" rief der Fürst, „diesen herrlichen Augenblick, der mich mit dem Leben wieder aussöhnt, verdanke ich Dir!" Und er küßte die Stirn der greisen Geliebten.

„Wir sind nun alt geworden!" sagte Kathinka im Tone freundlichen Vorwurfs.

„So treten wir in weißen Haaren vor den Altar!"

„Konstantin!"

„Ich habe keine Rücksichten mehr zu nehmen! Sieh, meine liebe Freundin! haben wir unsere junge Liebe, trotz mancherlei Anfechtungen, nicht bewahrt? Du erinnerst mich an Sabinen — ich erinnere Dich an den Doktor Bernhardt."

Kathinka sah ihn erst an.

„Mein Freund! ich folgte dem Doktor aus Verzweiflung über diesen Brief ..."

Sie zog ein vergilbtes Papier aus einem kleinen Portefeuille, das sie auf dem Busen trug.

„Von Sabinen!" rief der Fürst, nachdem er gelesen hatte. „Die Abenteuerin strebte nach meinem Gelde! Es bedurfte wahrlich dieser Zeilen nicht, um mich zur besseren Erkenntniß zu bringen. Als Du mich verlassen hattest, ward ich Spieler und Spekulant — ich mußte mir Aufregungen suchen, um mein Herz zu betäuben."

Arm in Arm traten beide durch die offene Glasthüre auf den Balkon, der sich über den Haupteingang des Hotels befand und die Aussicht über den Rhein gewährte. Da fuhr die Equipage des Justizraths vor. Albert und Louise stiegen aus. Die junge Mutter trug ihr Kind auf dem Arme.

„Großmutter!" sagte lächelnd der Fürst.

„Großvater!" antwortete Kathinka.

Sie gingen zurück, um die jungen Leute zu empfangen.

Zwölftes Kapitel.
Der Domherr. — Ein neuer Fund.

Der Justizrath nahm das Mittagsessen bei seinem Freunde Kaiser ein. Auch Anton Dyck war geladen. Sidonie speiste in ihrem Zimmer mit der Schwester, deren Geisteskrankheit keine Veränderung erlitten hatte.

Anton, der die obwaltenden Verhältnisse genau kennen gelernt, war erstaunt über die Unbefangenheit seines Onkels. Es mußte ihm an seiner Frau Nichts gelegen sein, denn er aß mit gutem Appetite und sprach der Flasche wacker zu. Nach Tische sagte der Banquier:

„Anton! Dir liegt Etwas auf dem Herzen. Sprich offen zu mir, wenn auch Ernst zugegen ist — vor ihm, meinem Freunde und Sachwalter, habe ich kein Geheimniß."

Der junge Mann hatte längst auf diesen Augenblick gewartet.

„Ja, lieber Onkel!" antwortete er. „Zunächst erinnere ich Sie daran, daß ich großjährig geworden bin."

„Es ist wahr!" rief Herr Kaiser, indem er sich eine Zigarre anzündete. „Das ändert jedoch durchaus unser gegenseitiges Verhältniß nicht. Ich freue mich über Dich, denn Du hast Dich zu einem tüchtigen Geschäftsmanne herangebildet."

Diese Aeußerung des Vormundes, die fast wie Hohn klang, reizte Anton ein wenig. Er gedachte der armen Mutter und der Tante, die Beide durch die Herzlosigkeit Kaisers gelitten hatten.

„Demnach stände ich nicht mehr unter der Autorität eines Vormundes?“ fragte er.

„Nein. Die Obliegenheiten, die ich als solcher hatte, sind erloschen.“

„So wende ich mich an den Onkel.“

„Hier sitzt er,“ sagte jovial der Banquier. „Was will der Neffe?“

„Er will sich verheirathen.“

„Ich kenne die Braut nicht; aber ich gebe nicht nur meine Einwilligung, sondern auch meinen Segen dazu, weil ich fest annehme, daß mein Neffe sich ein schönes und gutes Bräutchen ausgesucht, ein Mädchen, das würdig ist, in unsere Familie aufgenommen zu werden.“

„Das ist sie!“ rief Anton, den der kalte, spottende Ton des Onkels pikirte; er fühlte sich verletzt, daß man nicht einmal nach dem Namen und dem Stande der Erwählten fragte.

„Viel Glück! Viel Glück!“ sagte der Banquier.

Anton war wie verblüfft. Er faßte Muth und fuhr fort:

„Gleich nach meiner Heirath werde ich ein eigenes Geschäft etabliren.“

„In Gottes Namen. Die Zeit ist den jungen Geschäftsleuten günstig. Man bauet Eisenbahnen, gründet Kreditvereine, vermittelt große Anleihen und macht in Staatspapieren.“

Es wurde dem armen Anton blutsauer; aber er preßte die Worte heraus:

„Dazu bedarf ich meines väterlichen Vermögens.“

„Ah, ganz recht!“ sagte mit derselben unerschütterlichen Ruhe der Banquier, die er bisher gezeigt hatte. „Ohne Vermögen läßt sich kein Bankhaus gründen. Leider kann ich Dir über diesen Punkt keine Auskunft geben — wende Dich an meinen Rechtsanwalt.“

Der junge Mann ward purpurroth; im nächsten Augenblick erbleichte er.

„Der Herr Justizrath,“ stammelte er, „ist ja nicht mein Vormund gewesen.“

„Thut Nichts! Thut Nichts!“ rief der Banquier.

„Herr Anton Dyck!“ sagte artig der Jurist, „ich bedaure, daß auch ich Ihnen die erwünschte Auskunft nicht geben kann — die einzige Person, die es vermag, ist Ihre Tante.“

„Meine Tante?“

„Gehen Sie sogleich zu ihr. Jetzt ist es zwei Uhr — in einer Stunde treffen Sie mich in dem Arbeitskabinette Ihres Onkels, und dann werde ich mit Ihnen Abrechnung halten.“

Anton verließ bestürzt das Zimmer. Daß er zu seiner Tante ging, die ihn zu dem Unternehmen, das fehlgeschlagen, angefeuert, läßt sich denken. Der Justizrath zählte natürlich darauf, daß der Notar Sidonien auf andere Gedanken gebracht hatte. Er ergriff seinen Hut.

„Wohin?" fragte Kaiser.

„Zu Mutter Markus. In einer Stunde muß ich ja Deinem Neffen Rechnung ablegen."

„Auf Wiedersehen mein alter, lieber Freund!" — Die beiden Männer umarmten sich. Der Banquier betrat sein Kabinet, nachdem er einen Gang durch die Komptoirs gemacht hatte. Anton fehlte an seinem Arbeitspulte. Herr Kaiser lächelte still vor sich hin und begann zu arbeiten.

Der Justizrath hatte indeß das Haus der Jüdin erreicht. Er trat in dem Augenblicke in das Zimmer, als Mutter Markus aus ihrem Nachmittagsschläfchen erwachte. Der Justizrath, ihr Rechtsanwalt, war ihr willkommen, denn sie hoffte, er würde Geld bringen. Mit widriger Freundlichkeit lud sie ihn zum Sitzen ein. Dann beklagte sie sich über Lea, die man verleitet habe Christin zu werden.

„Lea, liebe Frau! hat sich aus eigenem Antriebe dazu entschlossen; sie gehört nicht gezwungen der christlichen Kirche an. Leisten Sie Verzicht auf das Mädchen und geben Sie ihm das Vermögen des Vaters heraus.

Weigern Sie sich, so wird man eine Untersuchung gegen Sie anstellen, die nur zu Ihrem Nachtheile ausfallen kann. Der alte Pik bewohnte, als er seine letzte Reise antrat, ein Stübchen in Ihrem Hause. Er kam nicht zurück. Sie nahmen aus jüdischer Nächstenliebe die Tochter, aber auch das Vermögen des Verschollenen. Der Wechsel über zwölftausend Thaler, den ich von dem Baron von Sydow eingetrieben, ist das Eigenthum Leas."

„Ich habe ihn von dem alten Pik gekauft!" rief auffahrend die Jüdin.

„Dies zu beweisen, würde Ihnen schwer werden."

„Durch einen Eid!"

„Schwören Sie nicht, Frau! Man hat auf dem Gute Elsborn ein Taschenbuch gefunden, in welchem Pik seine Hinterlassenschaft verzeichnet. Er spricht von diesem Wechsel und Aktien im Werthe von fünfundzwanzigtausend Thalern."

„Gott stehe meiner armen Seele bei, Herr Justizrath! man will mich verderben, man will mich ruiniren; ich soll Geld herausgeben, das ich nicht besitze."

„Sie wissen also von den Aktien Nichts?"

„Gott soll mich auf der Stelle des Augenlichts berauben, wenn ich weiß, daß Pik Aktien gehabt."

„Aber den Wechsel?"

Die Alte zitterte heftig.

„Ich kann durch die Handschrift Pik's beweisen," sagte eindringlich der Justizrath, „daß er das Geld für

seine Tochter anlegen wollte. Sie haben das Papier in seinem Zimmer gefunden und es sich widerrechtlich angeeignet. Das ist eine Unterschlagung, und auf Unterschlagung steht Zuchthausstrafe. Ich meine es gut mit Ihnen, indem ich Sie auf die Folgen Ihres Leugnens aufmerksam mache. Jene zwölftausend Thaler befinden sich noch in meinen Händen — ich würde eine Unredlichkeit begehen, wollte ich sie Ihnen zahlen, da ich bei Erhebung derselben die rechtmäßige Besitzerin ermittelt habe."

Die Alte hustete einige Augenblicke, als ob sie von einem Krampfe befallen wäre. Dann behauptete sie kreischend, daß sie den Wechsel gekauft habe. Das Papier, meinte sie, beweise Nichts, der Alte könne viel aufgeschrieben haben.

„Werden Sie auch," fragte der Justizrath, „diese Behauptung dem Pik selbst aussprechen?"

„Dem Pik selbst?"

„Ja!"

„Pik ist todt!" stammelte sie.

„Ich habe ihn gesprochen."

„Herr! Sie wollen mich fürchten machen. Wenn Pik noch lebte, würde er sich wohl um seine Tochter gekümmert haben. Er war ein guter Vater, ein rechtlicher Mensch."

„So muß ich Ihnen Beweise liefern. Da Sie die Aktien nicht besitzen, werde ich Ihnen den Ort zeigen,

wo sie sich befinden. Und Sie begreifen wohl, daß ich dies nur von Pik selbst erfahren haben kann, der Gründe hat, vor der Hand in seiner Zurückgezogenheit zu bleiben. Führen Sie mich in das Zimmer, das Leas Vater bewohnte."

Mutter Markus sah ungläubig den ihr fürchterlichen Mann an, der eine so verhängnißvolle Nachricht brachte. Dann ergriff sie ein Schlüßelbund, rückte die alte Haube zurecht, und stieg zwei Treppen hinan, die auf einen finstern Vorsaal führten. Hier öffnete sie eine Thüre. Der Justizrath trat in ein Zimmer, das mit Wäsche und Kleidungsstücken angefüllt war. Es waren dies die bessern Pfänder, die man bei der Jüdin versetzt hatte. Ein schmaler Gang führte zwischen den aufgestapelten Massen hin. Der Justizrath öffnete zunächst ein Fenster, um frische Luft zu erhalten. Dann sah er sich um.

„Wo ist der Ofen?" fragte er.

„Dort, hinter den Tuchröcken."

„Nehmen Sie die Röcke hinweg."

Es geschah. Die Alte zitterte bei dieser Beschäftigung, die sie nach fünf Minuten vollendet hatte. Ein kleiner Kanonenofen ward sichtbar. In dem Fußboden neben dem Ofen befand sich ein Quadrat, das durch ein Stück Brett bezeichnet ward.

„Kennen Sie diesen Fleck?" fragte der Justizrath.

„Als Pik zu mir ziehen wollte, ließ ich den Fußboden ausbessern — hier war ein Loch in die Diele gebrannt. Es hat mir viel Geld gekostet."

„Und unter diesem Flecke, hat mir Pik gesagt, müssen die Aktien in einem eisernen Kästchen liegen, wenn sie nicht schon genommen wären."

Die Alte stand wie aus den Wolken gefallen.

„Das hat Pik gesagt?" lallte sie.

„Sie hören es."

Die Witwe ging auf den Vorsaal und kam gleich darauf mit einem Beile zurück. Nach zwei Minuten hatte sie das leichte Bret emporgehoben. Und richtig, da stand ein kleiner schwarzer Blechkasten dicht an dem Balken. Der Justizrath bemächtigte sich seiner und öffnete ihn. Er fand nicht nur die Aktien, sondern auch eine dem Anscheine nach nicht unbedeutende Summe in doppelten Friedrichsd'or, die sorgfältig aufgestapelt waren.

Die Jüdin war der Ohnmacht nahe. Sie zweifelte nicht daran, daß der Justizrath wirklich mit Pik gesprochen habe, denn andernfalls konnte er ja den Schatz unter der Diele nicht gekannt haben.

„Behalten Sie das Geld für den Wechsel," stammelte sie erschreckt; „geben Sie es Lea; ich will Nichts mehr davon wissen. Das Mädchen bringt mich in das Grab."

Der Justizrath entfernte sich mit seinem Schatze. Als Levi später in das Stübchen trat, saß die Alte, bleich und zitternd vor Schreck in dem Lehnstuhle.

Kaum hatte Viktor Ernst das Kabinet des Banquiers betreten, als Anton Dyck erschien. Er ergriff die Hände seines Onkels und wollte eine Entschuldigung stammeln.

„Unnütz!" rief Herr Kaiser lächelnd. „Ich sehe es Dir an, daß Du eine richtige Ansicht von der Sache erhalten hast. Ich selbst würde Dir Aufklärung gegeben haben; aber ich wollte, daß meine Frau, die Dich aufgehetzt, Dich auch wieder beruhigte. Du kennst nun die wahre Sachlage?"

„Ja, Onkel! Die Tante scheint zu bereuen . . ."

„Sie selbst mag es mir sagen. Bleiben wir bei unserer Angelegenheit. Dort sitzt Ernst — rechne mit ihm und sage mir dann, wieviel Deine Lea oder, wie sie jetzt heißt, Deine Marie Dir zubringt. Ich kann einen Kompagnon mit Gelde gebrauchen."

Dem guten Anton standen die Thränen in den Augen. Vor Dankbarkeit und Rührung konnte er nicht sprechen. Kaiser führte ihn zu dem Tische, an dem der Justizrath saß. Das eiserne Kästchen stand neben ihm. Der Justizrath legte Rechnung von Leas Vermögen ab — es bestand in fünfundvierzigtausend Thalern. Die Aktien waren noch gut, da sie einem alten soliden Unternehmen angehörten. Anton hatte seine Braut für arm gehalten — jetzt bewies man ihm, daß sie ein reiches Mädchen war. Seine frohe Ueberraschung sollte indeß den höchsten Gipfel noch nicht erreicht haben.

„Hat Ihnen Madame Kaiser Aufschlüsse über das vermeintliche Vermögen Ihres Vaters gegeben?"

„Ja, mein Herr! Es gebührt nicht mir, sondern Ihrer Gattin."

„Ihr Vater, Herr Dyck! war der verwegene und gewandte Mann, der sich der Erbschaft versichern konnte. Ohne ihn hätten wir, ich bin davon überzeugt, nicht einen Gulden erhalten. Die Ansprüche, die er sich auf unsere Dankbarkeit erworben, gehen auf Sie über. Auch gegen seine arme Witwe haben wir uns dankbar gezeigt, indem wir ihre Pension an das Irrenhaus bezahlten, um Ihr sorgfältige Pflege und gute Behandlung zu sichern. Sie, mein junger Freund! haben sich des kranken Frank angenommen, haben ihm den Stock gereicht, auf den er sich stützte, als er aus der Börse trat — durch Sie ist der Kapitän Dyck mit dem Kaufmanne bekannt geworden — es läßt sich nicht verkennen, daß Sie zur Erlangung des bedeutenden Vermögens wesentlich beigetragen — auch Ihnen muß ich mich dankbar zeigen. Im Namen meiner Gattin erkläre ich Ihnen hiemit, daß Ihnen die Hälfte des Vermögens werde, das Ihr Vater aus den Krallen schurkischer Pflanzer gerettet hat. Hier ist die Cessionsurkunde. Sie enthält nur die Bedingung, daß Sie für die nächsten zehn Jahre dem Bankhause Kaiser das Kapital nicht entziehen."

„Nie! Nie!" rief Anton. Dann sank er in die ausgebreiteten Arme des Onkels.

„Anton! jetzt erfülle mir eine Bitte.“

„Befehlen Sie, lieber Onkel!“

„Theile meiner Frau die Verhandlungen mit und sage ihr ... sage ihr, was Du willst ...“

Der junge Mann stürzte freudetrunken aus dem Kabinette.

„Wir sind am Ziele!“ sagte der Justizrath, indem er sein Aktenstück schloß. „Sidonie wird bereuen und Dich um Verzeihung bitten — sei nachsichtig und gewähre sie ihr, denn ich bürge dafür, daß sie Dich liebt. Nun habe ich noch einen ernsten Gang zu thun. Diesen Abend acht Uhr komme ich zu Dir zurück — meine Hermine wird hier sein — sorge dafür, daß wir nach so langem Zwiespalt gemeinsam unser Nachtessen einnehmen können.“

„Es soll an mir nicht fehlen!“ versicherte der Barquier.

Nachdem Ernst ihm die eiserne Kassette übergeben, entfernte er sich. Er machte den Weg zu dem Donherrn zu Fuß. Dreiviertel auf sechs Uhr kam er vor dem Hause an. Der Wächter saß an dem Fenster des Weinhauses. Als er den Justizrath gesehen, erschien er auf der Straße.

„Wie steht's?“

„Aus dieser Thüre ist der kleine Herr nicht gekommen.“

„Haben Sie Verdächtiges bemerkt?“

„Nichts!"

„Ich erwarte Sie morgen Früh in meiner Wohnung. Für jetzt bleiben Sie auf der Flur dieses Hauses, bis Sie mich zurückkehren sehen."

Der Polizei-Agent verneigte sich. Der Justizrath ging in das Haus. Eine Magd führte ihn, zu dem Domherrn, der längst auf den Besuch gewartet hatte. Auf einem Tische lagen Aktenstücke, Briefe und lose Papiere. Der kleine Mann sah ungewöhnlich bleich aus; aber in seinem Wesen lag eine kalte Ruhe, eine männliche Entschlossenheit, die verrieth, daß er sich ohne Reue von dem aufgehäuften Mammon trennte.

„Prüfen Sie!" sagte er, indem er auf den Tisch deutete.

Dann ging er in ein Nebenzimmer. Von Zeit zu Zeit erschien er wieder, um den Justizrath zu beobachten, der emsig und aufmerksam die Papiere durchlas. Zu seinem großen Erstaunen fand er nicht nur die Rechnungen in Ordnung, sondern Dokumente, welche Ausweis über die angelegten Kapitalien gaben. Sie standen bei guten Bankhäusern und in sichern Aktienunternehmungen. Das Vermögen des Obersten erreichte die Summe von einer halben Million, wenn die Zinsen zu dem Kapitale geschlagen wurden.

„Hier ist das Mandat, das ich von dem Obersten erhalten habe."

Der Domherr übergab es dem Justizrathe.

„Und hier die Ehrenerklärung des Herrn von Eberstein, die, wie sie ist, in den Zeitungen bekannt gemacht werden kann."

Der Justizrath hatte die Zeilen gelesen. Bestürzt sah er den Domherrn an. Dieser stand mit gekreuzten Armen und beobachtete die Wirkung, die seine Erklärung hervorbrachte.

„Nicht wahr, ich bin sehr aufrichtig?" fragte er, bitter lächelnd. „Wundern Sie sich nicht; ich gebe Ihnen Vollmacht, diese Worte sofort drucken zu lassen."

Viktor Ernst las noch einmal folgende Zeilen:

„Vor einigen Jahren entleibte sich der des Giftmordes an dem Grafen von Ripon verdächtigte Emanuel von Eberstein im Gefängnisse zu Brüssel. Ich erkläre hiemit, daß der Verstorbene des ihm zur Last gelegten Verbrechens nicht schuldig, und bekenne, daß ich das Gift dem Grafen in den Thee gemischt habe. Zur Steuer der Wahrheit habe ich eigenhändig diese Erklärung niedergeschrieben und mit meinem Siegel versehen

Polykarp P."

„Das ist eine bündige Erklärung!" sagte Ernst, den ein Schauder befiel.

„Ich gebe sie, weil ich nicht will, daß meine Nichte verfolgt werde. Nun habe ich noch mündlich hinzuzufügen, daß der Oberst von Melin vor einem Phantom gezittert hat, und daß weder er noch eine seiner Töchter der Verbreitung falscher Banknoten schuldig ist. De

Fürst hat, wie ich höre, sich bereits mit seinem Sohne ausgesöhnt. Madame Kaiser weiß, was sie wissen muß, um den Verdacht gegen ihren Gatten fahren zu lassen. Nun werden Sie mich fragen, warum ich alle meine Geschäfte auf diese Weise zum Abschlusse bringe? Die Antwort soll Ihnen sogleich werden."

Der Domherr ging rasch in das angrenzende Zimmer. Zehn Sekunden später krachte ein Schuß, daß die Fenster erdröhnten. Aus dem Nebenzimmer quoll ein dichter Pulverrauch hervor. Der Justizrath stürzte zu der Thüre — der kleine Domherr lag mit zerschmettertem Kopfe am Boden. Ein neues, glänzendes Pistol hielt er in der noch zuckenden Hand.

Ernst wandte sich erschüttert ab. In demselben Augenblicke trat eine Dame in das Zimmer — es war Sabine von Hoyer.

„Was ist das?" rief sie aus. „Wo ist der Domherr?"

„Dort!"

Sabine fuhr mit einem Schrei zurück.

„Der Elende! Er geht aus der Welt, indem er einen Betrug an mir verübt!"

Auch der Polizei-Agent und der Notar, der Bruder des Selbstmörders, kamen herbei. Der Justizrath ließ einen Kriminal-Aktuar kommen und den Thatbestand zu Protokolle nehmen. Die Leiche ward in dasselbe Haus geschafft, in dem Josefine den unglücklichen

Frank rekognoscirt hatte. Die Thüre des Zimmers, in welchem der Selbstmord verübt, ward versiegelt.

Gegen acht Uhr desselben Abends trat Herr Kaiser in das Zimmer seiner Frau. Sidonie befand sich allein. Gesenkten Blickes ging sie dem Gatten entgegen.

„Valentin! ich habe Dich, den Geschäftsmann, verdächtigt," begann sie mit unsicherer Stimme.

„Der Geschäftsmann, mein Kind! ist von dem Gatten himmelweit verschieden. Ich komme nicht, um meine geschäftliche Ehre zu retten, sondern Dir anzuzeigen, daß Dein Vermögen zur Zahlung bereit liegt, wenn Du Dich stark genug fühlst, es zu verwalten."

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen Sidoniens.

„Ich habe meinen Mann erwartet!" flüsterte sie.

„Wohlan, Sidonie! schließen wir die Rechnung ab! Ich bin nach Deiner Ansicht zu viel Geschäftsmann gewesen —"

„Bleibe es immerhin, ich habe zu viel von Dir gefordert!"

„Nein, Du hast mir zu wenig geschenkt, zu wenig Vertrauen. Stellen wir keine Erörterungen an — nehmen wir uns gegenseitig wie wir jetzt sind, und streichen wir die Vergangenheit aus unserem Tagebuche. Bist Du zufrieden?"

„Ich bin es!"

„Dein Mann wird Dir nie die Achtung versagen, die Dir gebührt. Ertrage meinen Geschäftseifer — ich

werde Deinen Eigensinn ertragen. Ein kleiner Gewitter-sturm ist immer gut; er reinigt die Luft und erfrischt durch seinen Regen. Und somit mag von heute an ein neues Leben beginnen. Anton tritt als Kompagnon in mein Geschäft und Martin Faber mag seine Lisette heirathen und Schulmeister bleiben."

Sidonie legte ihr glühendes Gesicht an des Gatten Schulter; sie fühlte, daß Valentin mit richtigem Takte handelte. In dieser Stellung traf sie Hermine, die unangemeldet, wie immer, eintrat. Der Banquier küßte seine Gattin und entfernte sich, nachdem er der Freundin vom Hause die Hand gereicht.

In dem Speisesaale war eine glänzende Tafel arrangirt. Anton erschien und stellte Marien seiner Tante vor. Das war eine neue Ueberraschung, denn die beiden Frauen erkannten in der reizenden Braut die kleine Lea, die Pflegetochter der alten häßlichen Jüdin. Der Justizrath flüsterte Sidonien zu: „sie bringt eine Mitgift von fünfzigtausend Thalern."

„Für wenn sind die noch übrigen sechs Gedecke?" fragte die erstaunte Sidonie.

Ein Diener meldete den Fürsten von Borutschoff. Gleich darauf traten drei Paare ein: Der greise Fürst mit der greisen Kathinka, Albert von Lisinsky mit Louise und Felix von Eberstein mit Josefine. Es fand eine allgemeine gegenseitige Vorstellung statt, die der Justizrath leitete. Felix entschuldigte den Obersten, der, wie

er vorgab, wichtige Briefe zu schreiben hatte. Die Freuden einer üppigen Tafel vereinigten eine große Familie, die so lange durch mißliche Verhältnisse getrennt gewesen.

„Nun erkläre ich mir Alles!" flüsterte Sidonie, auf die Zwillingsschwestern deutend, Herminen zu.

„Die Männer haben uns überlistet!" antwortete Hermine. „Es ist nicht gut, wenn die Frauen sich um Geschäftsangelegenheiten kümmern."

Nach aufgehobener Tafel bildeten sich verschiedene Gruppen. Da die Zwillingsschwestern sich heute durch ihre Toiletten unterschieden, ward es der Justizräthin nicht schwer, Josefinen zu erkennen. Beide traten in eine Fenstervertiefung, während die übrigen Damen, deren Mittelpunkt Sidonie bildete, plauderten, und die Männer dem Champagner zusprachen. Hermine gab sich als die Schwester des unglücklichen Frank zu erkennen. Josefine gerieth in eine peinliche Verlegenheit.

„Sie verzeihen meinem Manne, daß er mir dies Geheimniß mittheilte, und ich schwöre Ihnen, daß es in meiner Brust begraben bleibt, wie ein heiliges Vermächtniß. Aber um die Erklärung eines Umstandes bitte ich Sie."

„Was wollen Sie wissen, Madame?"

„Mein Bruder, den ich gesehen ohne ihn zu kennen, hat Ihre Schwester Louise nach Köln gebracht. Ich wundere mich zwar nicht, daß Gustav Ihre Schwester für seine Frau hielt — aber daß Louise . . ."

„Sie haben Recht, Madame! sich darüber zu wundern. Aber bedenken Sie, daß Louise in höchster Noth war, daß sie in Köln bleiben mußte, um ihren Mann zu erwarten — sie benutzte die Annäherung Gustavs, der nach ihrer Ansicht ein Roué oder ein überspannter Abenteurer sein mußte, um ein Unterkommen zu finden. Noth kennt kein Gebot. Nun können Sie sich auch die Angst erklären, in der die arme Frau lebte. Der herbeigerufene Arzt machte Gustav mit ihrem Zustande bekannt, und Gustav reiste, um Geldmittel zu beschaffen. Meine Schwester weint jetzt noch über die Täuschung, die sie sich hat zu Schulden kommen lassen. Sie hat grausam dafür gebüßt, als Gustav, nach erfolgloser Reise, sie in dem Landhause aufsuchte, das sie nur bezogen, um dem Lästigen zu entgehen."

Zu derselben Zeit flüsterte Louise Sidonien zu:

„Ich habe Höllenqualen erlitten in Ihrem Landhause, denn der Gedanke, in Ihren Augen als eine leichtsinnige Person zu erscheinen war mir unerträglich."

Sidonie begriff, daß sie sich übereilt hatte und sprach ihren Mann frei. Lächelnd antwortete sie:

„Frau von Lisinsky hätte besser gethan, sich mir unumwunden entdeckt zu haben."

„Sicherlich, Madame! aber damals wußte ich leider nicht, daß es mir würde gelingen können, die Sympathien der Madame Kaiser zu erwecken. Heute bekenne ich offen, daß mich Ihre freundliche Aufnahme für den

schweren Kummer, den ich ertragen, vollkommen entschädigt. Mein Schwiegervater und mein Mann werden Ihnen dafür danken."

Als die Männer sich trennten, hatten sie von dem Justizrathe das tragische Ende des Domherrn erfahren.

Hermine übergab der Freundin beim Abschiede ein Papier. Es war der Scheidungsantrag, den sie dem Rechtsanwalte eingereicht. Sie verbrannte ihn an der Flamme einer Kerze.

Epilog.

Es war zu Anfang des Monats August, als die Equipage des Banquiers eines Morgens an der Thüre hielt, über der ein neues Schild mit der Inschrift: „Valentin Kaiser und Anton Dyck" prangte. Der bärtige Kutscher saß hoch auf seinem Bocke und Friedrich, der Bediente, stand an dem geöffneten Schlage des Wagens. Auf der Hausflur nahm Kaiser von seinem Kompagnon Abschied, und Sidonie küßte Marien, die junge reizende Frau, zärtlich auf die Stirn. Hermine und Sidonie nahmen im Fond, der Justizrath und der Banquier auf dem Rücksitze Platz.

„Wahre das Haus, Anton!"

„Reisen Sie ohne Sorgen, Onkel!"

Anton stand so lange Arm in Arm mit seiner jungen Frau auf dem Perron, bis der Wagen in der

nächsten Straße verschwunden war. Dann verschwand das überglückliche Paar. Die Reisenden nahmen ein Koupé erster Klasse allein, fuhren bis zu der Station in der Nähe von D. und erreichten mit Extrapost gegen Abend das Gut Elsborn, wo sie von dem Baron Emil von Sydow empfangen wurden. Der alte Galanthomme, der seit dem Tode seines Bruders das Gut verwaltete, spielte den liebenswürdigsten Wirth von der Welt. Er wies den Gästen die in Bereitschaft gehaltenen Zimmer an und bat sie, über das Schloß zu verfügen, als ob es ihr Eigenthum wäre. Nichts verrieth seine früheren Beziehungen zu Madame Kaiser. Lisette meldete sich zur Bedienung der beiden Damen, deren Zimmerfenster nach dem Parke hinausgingen.

Nach dem Abendessen befanden sich die drei Männer in dem Gemache, das der verstorbene Andreas bewohnt hatte.

„Herr Kaiser!" sagte der Baron, „wir sehen uns heute nicht zum ersten Male."

„Ich habe Straßburg nicht vergessen, Herr Baron!"

„Damals habe ich eine unverzeihliche Indiscretion begangen ..."

„Für die ich Ihnen danke. Ich nehme an, ich habe Ihre Witwe geheirathet, und Sidonie ist überzeugt..."

„Daß ich ein schlechter Ehemann geworden wäre!"

„Vielleicht!"

„Madame Kaiser hat Recht!“ rief Emil lachend. Von ihrem Vermögen wäre kein Thaler mehr vorhanden und wenn die Noth einkehrt, ist es mit der Liebe aus.“

„Sidonie, Herr Baron! ist heute die Besitzerin von Elsborn. Sie wandern aus, meine Frau zieht ein.“

Der Justizrath zeigte ein Dokument vor, indem er sagte:

„Hier ist der mit der Verwaltung der Konkursmasse abgeschlossene Kauf, wonach Madame Kaiser unter Beitritt ihres Gatten die Meistbietende geblieben. Elsborn gehört, wie es liegt und steht, der genannten Dame. Tragen Sie gefälligst Sorge, daß morgen die Uebergabe an mich, den Bevollmächtigten, beginnen kann.“

Der Baron rief den Verwalter Brock, gab ihm die nöthigen Befehle und fragte dann, als der Alte sich entfernt hatte:

„Wie steht es mit Lisette, die mein Bruder zur Erbin eingesetzt hat?“

„Das junge Mädchen,“ antwortete der Banquier, „übernehmen wir mit dem Gute. Ich glaube kaum, daß Lisette Einwendungen dagegen machen wird.“

Die Uebergabe begann und ward am nächsten Tage beendet, da der Justizrath eben nicht difficil zu Werke ging. Am zweiten Tage erschien auf Veranlassung des Justizrathes, Martin Faber. Der junge Mann war

als wirklicher Schulmeister bestätigt, da der alte Klär auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt worden. Dem Justizrathe war dies bereits bekannt.

„Mein junger Freund!“ redete er ihn an, „ich erfülle das Versprechen, das ich Ihnen gegeben. Führen Sie Ihre Lisette, die so nicht länger in diesem Schloße bleiben kann, zum Altare.“

„Das ist traurig! die arme Lisette!“ seufzte Martin.

„Warum?“

„Meine Stelle trägt jährlich vierhundert Thaler — davon muß ich die Hälfte meinem Pflegevater als Pension abgeben. Da nun die arme Lisette durch den Tod ihres Wohlthäters ...“

„Ah, mein Freund! Lisette ist reich; sie bringt Ihnen eine jährliche Rente von sechshundert Thalern zu. Getrauen Sie sich nun, sie als Gattin heimzuführen?“

Martin war sprachlos vor freudigem Erstaunen.

„Sorgen Sie dafür,“ fuhr der Rechtsanwalt fort, „daß Ihre Trauung am ersten Sonntage des Monats September stattfinden kann; ich werde mich dann mit einer kleinen Gesellschaft einfinden, um die Festlichkeit des Tages zu erhöhen. Um Ihnen die ersten Einrichtungen zu erleichtern, empfangen Sie hiemit fünfhundert Thaler, die Sie als die Mitgabe Ihrer Braut betrachten mögen.“

Der junge Schulmeister wollte seinem Wohlthäter die Hände küssen. In diesem Augenblicke ging Sidonie

durch das Zimmer, die Lisettens Bräutigam sehen wollte.

„Nicht mir danken Sie, sondern dieser Dame!“ sagte Ernst.

Martin Faber sah erröthend Madame Kaiser an. Dann verneigte er sich, ergriff ihre Hand und küßte sie. Sidonie zitterte bei dieser Berührung.

„Ihre Braut ist ein schönes, gutes Mädchen, sagte sie bewegt; seien Sie glücklich, recht glücklich mit ihr!“

Sie wandte sich ab und verschwand rasch aus dem Zimmer, um die Thränen zu trocknen, die sich gewaltsam aus ihren Augen drängten.

„Wer ist denn diese Dame?“ fragte Martin.

„Die Wohlthäterin Lisettens.“

Der Baron Emil lächelte über die Demüthigung, die Kaiser ihm bereitet zu haben glaubte; aber er ahnte nicht, daß der Schulmeister, der Lisetten heimführte, der Sohn Sidonien's sei. Er sollte es auch nie erfahren. Am nächsten Morgen siedelte er nach dem Städtchen D. über, um dort von einer bescheidenen Pension zu leben, die ihm die holländische Regierung zahlte. Brock behielt die Verwaltung des Gutes.

Auch die Reisenden verließen Elsborn und gingen nach dem Bade Pyrmont, wo sie einige Wochen zubringen wollten. Hier trafen sie den Fürsten und Kathinka, und den Obersten mit seinen Töchtern und Schwiegersöhnen. Alle wohnten in einem Hotel; sie gaben sich

den Freuden des Badelebens hin, die das reizende Pyrmont in so reichem Maaße bietet. Der Oberst erholte sich nach und nach, er verfiel nur von Zeit zu Zeit in eine stille Schwermuth, aus der ihn die muntere Josefine wieder emporrüttelte. Seit er den Domherrn nicht mehr zu fürchten und genügende Aufklärungen von dem Justizrathe erhalten hatte, kehrte seine Gemüthsruhe zurück. An seinen Zwillingstöchtern hing er mit großer Liebe.

Um diese Zeit brachten belgische und deutsche Zeitungen die Ehrenrettung des verstorbenen Emanuel von Eberstein, und zeigten zugleich den Selbstmord des eigentlichen Mörders des Grafen von Ripon an.

Zu den Unterhaltungen, die Pyrmont bietet, zählt vorzüglich das Theater. Die Operngesellschaft der benachbarten fürstlichen Residenz gibt während der Kurzeit Vorstellungen. Man gab Auber's liebliche Komposition: „Der Maurer und der Schlosser." Ein Gast, Frau Trost, sollte die Rolle der Madame Bertram geben. An eine Landpartie war an jenem Tage nicht zu denken gewesen, denn es hatte vom frühen Morgen an stark geregnet. Unsere Gäste bestellten sich eine Loge; Josefine wollte die Oper hören, in der sie früher die Partie der Henriette gesungen hatte. Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie in der Madame Bertram auf der Bühne ihre Mutter erkannte! Sabine, die jetzt den Namen Trost führte, hatte das alte Handwerk wieder her-

vorgesucht, und man mußte es ihr zugestehen, daß sie ihre Rolle meisterhaft gab. Bei dieser Gelegenheit sah Louise die Mutter zum ersten Male. Der Justizrath zog nun Erkundigungen über die alte Künstlerin ein; er erfuhr, daß sie in Folge ihrer ersten Rolle bei dem Hoftheater engagirt sei und als die Gattin eines Mannes von kaum vierzig Jahren gelte, der Charakterhelden spiele. Man beschloß, da die leichtsinnige Sabine für den Augenblick gut situirt sei, eine Annäherung zu vermeiden, um den Oberst vor neuen Aufregungen zu bewahren.

Dieses Ereigniß hatte dem freien Bewegen der jungen Leute lästige Grenzen gezogen, und darum begrüßten sie froh den Tag der Abreise. Der Fürst und Kathinka gingen für den Winter nach Berlin, die Uebrigen wählten Elsborn als nächstes Ziel, das sie zwei Tage vor dem ersten Sonntage des Septembers erreichten. Jetzt empfing der alte Brock die neue Herrschaft. Lisette befand sich noch im Schloße. Sidonie und Hermine hatten für Schmucksachen und den Brautkranz gesorgt. Während die Frauen die Vorbereitungen zur Hochzeit trafen, die in dem Schloße gefeiert werden sollte, durchstreiften der Oberst, Albert und Felix zu Pferde die romantische Gegend. Der Oberst war nicht, wie man gefürchtet hatte, etwa niedergeschlagen; er sah nur mit Wehmuth die Orte wieder, wo er in früheren Jahren Sabinen aufgesucht und mit Andreas von Sy-

dow, den er für seinen glücklichen Nebenbuhler gehalten, einige Tage verlebt hatte. Den Verwalter Brock begrüßte er als einen alten Bekannten. Seine geistige Frische schien wiedergekehrt zu sein mit der Erinnerung, daß er den Baron besiegt habe.

„Brock!“ sagte er eines Abends, „steht die Holzhauerhütte noch?“

„Ja, gnädiger Herr! Der Herr Baron hat sie wieder aufbauen lassen, denn sie war arg verfallen.“

„Führen Sie mich dorthin.“

„Diesen Abend noch?“

„Ja.“

Sie kamen bei der Hütte an, die jetzt von einem Waldhüter bewohnt ward. Das Häuschen lag freundlich von der Abendsonne beschienen, am Rande des Forstes. Der Oberst stand lange und betrachtete sinnend die Mauer, die Thüre und das Fenster. Dann trat er herein. Die Frau des Waldhüters lag krank wie damals die Bäuerin, welche Lisetten verpflegte. Auch ein Kind weinte und rief. Die ganze Szenerie trug dazu bei, die lebhaftesten Erinnerungen wach zu rufen.

„Ich werde auf dem Schlosse bleiben!“ erklärte der Greis.

Dann ließ er sich zurückführen. Am nächsten Morgen erfuhr er, daß Felix von Eberstein das Gut in Pacht genommen habe, damit der Wunsch des Vaters seiner Gattin, hier ein ruhiges Alter zu verleben, erfüllt werde.

Es war Sonntag Morgen. Ein Wagen hatte den Bräutigam aus dem nahen Dorfe geholt. Albert von Lisinsky wußte nur, daß der künftige Gatte Lisettens Schulmeister sei. Noch gestern hatte er mit Louisen über den Jugendfreund Martin gesprochen, von dem er seit der Flucht aus dem Landhause nichts gehört, und Louise, die sich des Seminaristen noch deutlich erinnerte, hatte den Wunsch geäußert, man möge ihn aufsuchen, um ihm für den Freundschaftsdienst zu danken.

Die Damen führten die geschmückte Braut in den Saal des Erdgeschoßes, wo der Bräutigam wartete. Sidonie kämpfte mühsam gegen ihre Bewegung bei den Anblicke des stattlichen jungen Mannes. Als Albert und Felix erschienen, stellte der Justizrath den Bräutigam mit den Worten vor:

„Herr Martin Faber!"

„Was ist das?" rief Albert.

Louise hatte den Schulmeister bereits erkannt; sie führte ihn ihrem Gatten zu:

„Albert von Lisinsky."

„Freund, Freund!" rief Albert, nachdem er ihn innig umarmt, „Du hast mich eine Strecke auf dem Wege zum Altare begleitet — ich bin glücklich, daß ich Dir denselben Liebesdienst erweisen kann."

Dann erzählte er seine Flucht und den Dienst, den ihm Martin dabei geleistet. Dieses Wiederfinden erhöhete natürlich das Interesse und die frohe Stim-

mung der Gäste. Die Wagen fuhren nach der Dorfkirche; wo der Priester des jungen Paares harrte. Der alte Klär spielte heute zum letzten Male die Orgel, auch er wollte zur Verherrlichung des Festes beitragen. Lore, die Haushälterin, streuete Blumen. Sidonie und Hermine führten den Bräutigam, Albert und Felix die Braut zu dem Altare. Die ganze Dorfgemeinde hatte sich eingefunden, um der Trauung ihres Schulmeisters beizuwohnen. Das Erstaunen der guten Bauern läßt sich denken, als das Brautpaar in Begleitung so vornehmer Herren und Damen erschien.

Der Oberst blieb mit Felix von Eberstein auf Elsborn. Der Banquier reiste mit seiner versöhnten Gattin nach Köln zurück, und der Justizrath und Hermine begleiteten Albert und Louisen nach dem Landhause, das der Domherr bewohnt hatte. Hier fanden Sie die alte Babet mit dem Kinde vor. Louise betrat nun als Herrin das Haus, das sie einst als Flüchtling verlassen hatte. Weinend begrüßte sie die Räume, in denen sie ihre Jugendzeit verlebt hatte. Albert sah sie zum ersten Male; als Liebhaber hatte er das Haus nur umschwärmt, dessen prachtvolle Einrichtung allgemeine Bewunderung erregte. Aber Niemand war glücklicher als Babet! die gute Alte konnte ja nun im Dienste Louisens sterben, die sie als Tochter zu betrachten gewohnt war.

Der Justizrath ordnete die Geschäftsangelegenheiten Alberts mit den Behörden, dann reiste er mit Herminen

weiter, um das Gut Görringsheim, das nur drei Meilen von dem Landhause entfernt lag, in Besitz zu nehmen. Im Spätherbste war er wieder in Köln. Levi Markus ließ sich mit einer kleinen Summe abfinden, und eröffnete eine Wechselstube in dem Hause seiner Mutter, die mit dem Beginne des Herbstes das zeitliche gesegnet hatte. Der Oberst starb im nächsten Frühlinge; man begrub ihn neben seinem Freunde, dem Baron Andreas von Sydow. In demselben Jahre ging das Gut Elsborn an die Eisenbahn-Kompagnie über, da Kaiser ein brillantes Geschäft nicht von der Hand weisen wollte; er hatte mit den Aktien-Manövern gewonnen, und verdiente nun noch, indem er das Grundstück verkaufte. Jetzt braust die Lokomotive durch den Park und die Felder von Elsborn, und die neue Eisenbahn ist eine der rentabelsten Deutschlands.

Der Justizrath schloß seine Aktien; er schrieb auf den blauen Umschlag derselben mit großen Buchstaben: „Börse und Leben."

Ende.

Druck von L. C. Zamarski und C. Dittmarsch.

In Franz Leo's Verlags-Expedition in Wien,
Laimgrube Nr. 142,
ist erschienen und daselbst zu haben, wie auch durch alle Buchhandlungen zum selben Preise zu beziehen,

als angenehme und billige

Unterhaltungs-Lectüre

für alle Stände

angelegentlichst zu empfehlen:

Blumen und Knospen. Gesammelt zur Würze trüber Stunden. In gefälligem Umschlag 40 Nkr.

Bowitsch Ludw., Lebensbilder und **Novellen.** Elegant broschirt 40 Nkr.

„ „ **Romantische Dichtungen.** In gefälligem Umschlag 50 Nkr.

„ „ **Oesterreichisches Balladenbuch.** 2 Bände. (80 Bogen stark.) In farbigem Umschlag 2 fl.

Donaublumen. Eine Sammlung interessanter Novellen, Erzählungen und Gedichte. Herausgegeben von Carl Löhl. In gefälligem Umschlag broschirt 60 Nkr.

Horn, Ulfo, Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in einem Akt. Elegant broschirt 30 Nkr.

Juwelenkästchen der Erheiterung. Eine Gallerie auserlesener Novellen, Erzählungen, Biographien und merkwürdiger Ereignisse aus allen Theilen der Erde. Broschirt 40 Nkr.

Kartsch Joh., Feldblumeln. Gedichte in österreichischer Mundart. Zwei Busch'n (Theile). Elegant broschirt 80 Nkr.

Schön F., Beatrice Cenci. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit schönem Stahlstich. Broschirt 40 Nkr.

Winter-Lectüre. Eine Sammlung Original-Erzählungen, Novellen und Mährchen. 2 Bände. Gebunden 1 fl. 40 Nkr.

☞ P. T. Abnehmer der ganzen vorstehenden Sammlung **von zehn vollständigen Werken,** in 13 Bänden, erhalten dieselbe statt 7 fl. 20 kr. für

!!! nur fünf Gulden Ö. W. !!!

wofür sie auch gegen Einsendung des Betrages oder Post-Nachnahme von obiger Verlags-Expedition überallhin versendet wird.

Druck von L. C. Zamarski und C. Dittmarsch.

35.990